

Grey Scale #13

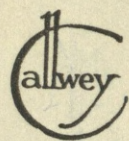


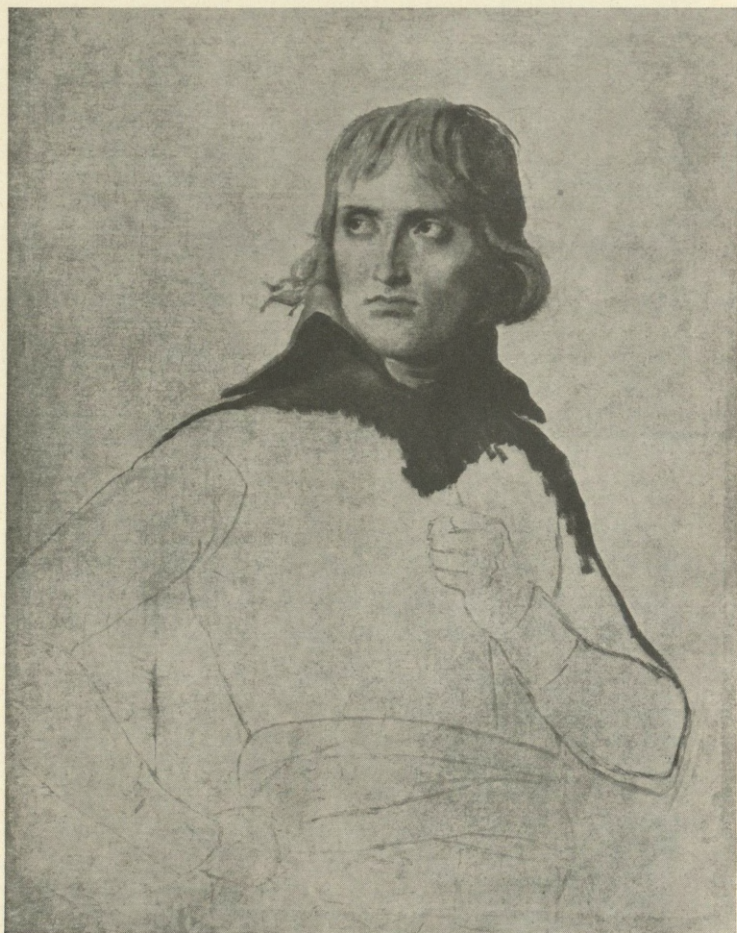
DANES-PICTA .COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19









David: Bonaparte als Erster Konsul

PHILIPP BOUHLER

NAPOLEON

KOMETENBAHN EINES GENIES

MIT ACHTZEHN BILDERN

MCMXLI

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY / MÜNCHEN

92 (Bouspette) : 9 (44)

27315 / 2



Copyright 1941 by Georg D. W. Callwey, München.
Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn.
Einband und Umschlag von Heinrich Pauser

Kann das Gesicht der Weltgeschichte verdient gerade vom Blickpunkt unserer Tage der eine so starke Beachtung wie Napoleon I. Seine angebliche Aufrichtung einer Artillerie-Brigade und herkömmliche Befehle zum Kaiser der Franzosen und Herrn des Kontinents, sein Griff nach der Macht im entlegenen Stadium der Revolution, als die Nation, entsetzt über die Schreckensherrschaft und müde der ungeheuerlichsten Mißthaten der Lören von 1793, bereit schien, sich der legitimistischen Reaktion in die Arme zu werfen, die Verwirklichung endlich Europas und der Zusammenbruch seiner Schöpfung, das alles sind Ereignisse, deren Kenntnis gerade eine Voraussetzung für die Bewertung der Geschichte unserer Tage. Das Auge blickt von den Höhen der Weltgeschichte herab auf die Geschichte der Gegenwart, und die Geschichte der Gegenwart wirkt eben auch als der erste Akt der Weltgeschichte in das geschichtliche Werden der deutschen Volksgeschichte ein.

Meiner Frau

Es ist kein Zweifel, daß auf Napoleon das Prädikat „Großer“ zusteht, wenn Größe nach der üblichen Bestimmung Joseph Buchner's zu verstehen ist, der in „Was wir nicht sind“, oder wie er es in anderer Stelle vorschreibt „Die Geschichte“ heißt es hervorhebt, sich auf einmal in einem Moment zu verlichten, während hierauf die Welt geschaut. — Die großen Individuen sind die Konstanten des Allgemeinen und des Besonderen, des Vorhandenen und der Bewegung in einer Erscheinung. Sie revolutionären Staaten, Religionen, Kulturen und Kriegen.“

Wenn die Namen der Völker fallen, die fast alle von der Geschichte selbst als „Große“ bezeichnet wurden und die die Helden der Feldherrn, Staatsmänner und Bischöfe

25. August 1914

57654 10118

Copyright 1915 by Gustav G. W. Follmer, München
Gedruckt bei Rudolf W. Wagner in Berlin
Verband und Druckerei von Rudolf Wagner

VORWORT

Kaum eine Gestalt der Weltgeschichte verdient gerade vom Blickpunkt unserer Tage aus eine so starke Beachtung wie Napoleon I. Sein sagenhafter Aufstieg vom Artillerie-leutnant und korsischen Rebellen zum Kaiser der Franzosen und Herrn des Kontinents, sein Griff nach der Macht im kritischsten Stadium der Revolution, als die Nation, entsetzt über die Schreckensherrschaft und müde des ungeheuerlichsten Mißbrauchs der Ideen von 1789, bereit schien, sich der legitimistischen Reaktion in die Arme zu werfen, die Verwandlung endlich Europas und der Zusammenbruch seiner Schöpfung, das alles sind Ereignisse, deren Kenntnis geradezu eine Voraussetzung bildet für die Bewertung des Geschehens unserer Tage. Sein Name leuchtet von den Marmortafeln im Pantheon der Geschichte als der des Genies, unter dem Frankreich seine höchste militärische und politische Machtentfaltung erfuhr, aber auch als der eines Mannes, der tiefgehend in das geschichtliche Werden des deutschen Volkes eingegriffen hat.

Es ist kein Zweifel, daß auf Napoleon das Prädikat „Größe“ zutrifft, wenn Größe nach der lakonischen Bestimmung Jacob Burckhardts zunächst das ist, „was wir nicht sind“, oder wie er es an anderer Stelle umschreibt: „Die Geschichte liebt es bisweilen, sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht. — Die großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen.“

Wenn die Namen der Wenigen fallen, die fast alle von der Geschichte selbst als „Größe“ bezeichnet wurden und die die Dämonen des Feldherrn, Staatsmannes und Herrschers

zugleich in ihrer Brust trugen, so wird stets auch der Name Napoleons genannt werden.

Erscheinungen dieser Art, die wie Kometen am Himmel der Völker auftauchen, bringt die Weltgeschichte nur selten hervor. Es gehört zu ihrem Wesen, daß sie auf die Nachwelt eine nie abgeschwächte unwiderstehliche Wirkung ausüben und wie Gestalten des Mythos dem tatsächlichen historischen Ablauf enthoben scheinen. Napoleon berief sich auf Karl den Großen, und es ist keine Frage, daß ihm der Gedanke einer Neuordnung der in der Französischen Revolution zusammengestürzten alten Welt vorschwebte. Dennoch läßt sich ein Genie dieser Art nicht auf eine Idee allein festlegen oder überhaupt auf eine begriffliche Formel bringen, so faßbar seine militärischen Leistungen, seine Verwaltungskunst oder das gesetzgeberische Werk bleiben und so viel auch die sachliche Forschung an Material und Einsichten ans Licht bringen mag. Das Ganze der Persönlichkeit übersteigt jeden Maßstab und gibt immer wieder Rätsel auf. Menschen wie Napoleon zeigen sich jeder neuen Zeit in einem anderen Lichte, und ihre Geschichte muß von einer neuen Zeit neu geschrieben werden.

Der tiefgreifende soziale, wirtschaftliche und politische Wandel der Dinge in unseren Tagen und das seit Napoleon ungelöste, brennend gewordene Problem einer mit den Mitteln abgelebter Systeme nicht mehr zu vollziehenden Gestaltung der europäischen Welt: dies sind Tatsachen, die kein Vernünftiger abstreiten kann. Selbst die gelehrte Forschung, zu der übrigens dieses Buch beizutragen nicht den Ehrgeiz hat, so sehr es ihre Leistungen anerkennt und sich zunutze macht, zieht sie in Mitleidenschaft, und sie eröffnen in der Tat neue Perspektiven. So wird das Bild, das dieses Buch auf Grund einer wesentlich veränderten Weltanschauung und politischen Auffassung zeichnet, sich

gründlich unterscheiden von dem Bild, das die Napoleonslegende, die Reaktion, die demokratische oder sozialistische Doktrin entworfen haben. Die magische Anziehungskraft der Gestalt des großen Korsen wird sich von neuem beweisen, seine Taten erscheinen aber in anderem Licht, und nicht zuletzt wird sich das Buch seine eigenen Gedanken machen über die Gründe seines Scheiterns, die sich in vielem unterscheiden von dem, was das vergangene Jahrhundert über die Ursache der Katastrophe gedacht haben mag. Vor allem aber wird sich auch Napoleons Kampf gegen England, den er verlieren mußte, weil er im Endstadium dieses gewaltigen Ringens die ungeheuren dynamischen Kräfte des deutschen Volkes gegen sich aufstehen sah, wie ein roter Faden durch die Darstellung ziehen und wird damit auch rühren an Gedanken, die die Geschichte unserer Tage im Innersten bewegen, an die Sendung unseres eigenen Volkes und seine abendländische Aufgabe einer dauerhaften Neuordnung Europas.

ERSTER THEIL

EIN STERNENHAUF

„In einem Augenblick wird unsern Groß-
vaterland die Freiheit — es soll ihm sein, mit jedem
Bürger — verschaffen!“

Epikuros

Der Winter des Jahres 1809 hatte die deutsche Nation wie-
dergegriffen. Die Befreiung begann mit dem Tode des Geistes
des Volkes in die Freiheit und vernünftigen Willen einer
belebten Zeit heraufgebrochen. Anmaßende Weltfremd-
heit eines unterworfenen Königtums und die stille Inerren-
selbst des geistigsten Adels und der Geisteskräfte, welche
die Nation einer neuen Zeit abzuverleihen. Leben des Ge-
istes der Menschheit zu erwecken. Und eben-
so, wie wir es in der ersten Revolution gesehen haben,
in der Nation und Reich der Geisteskräfte zu erwecken.
Nicht die Flammen der Freiheit größer und das Gefühl
größer, das endlich auch jene intellektuellen Schwärmer
nicht selbst Trübsinn begreifen sollte.

Ein solches inneres Leben des Volkes hat in einem Augenblick von
Freiheit die Nationen der Ordnung überwand, die Nation
des Geistes vernichtet, jede Art von Autorität niederge-
worfen. Aber dieser erste Volk hat, beiseite von dem Glau-
ben, seine wahre und seine ausgebildeten Eigenschaften
nicht ohne einen Kampf zu verteidigen in seinen, der Pha-
nase sein Kampf die Nation geboten.

Lebendiger Geist sollte es, als sollte der Weltgeist durch
sich selbst.

Es begann in Revolutionen, wenn sie nicht, wie die ersten
Revolutionen, von einem einzigen starken Willen getragen

ERSTER THEIL

Erstes Kapitel

EIN STERN GEHT AUF

„In unsern Tagen hat niemand Großes
vollbracht — an mir ist es, mit gutem
Beispiel voranzugehen!“

Napoleon

Der Sturm des Jahres 1789 hatte ein morsches System hinweggefegt. Die Aufklärung hatte mit dem Lichte des Geistes eines Voltaire in die düsteren und verstaubten Winkel einer überalterten Zeit hineingeleuchtet. Anmaßende Weltfremdheit eines entarteten Königtums und die eitle Interessenpolitik des privilegierten Adels und der Geistlichkeit, welche die Zeichen einer neuen Zeit nicht verstanden, ließen das Gebäude des Absolutismus zusammenstürzen. Und ebenso wurde, wie wir es in der russischen Revolution erleben konnten, in den Salons und Zirkeln der Gesellschaft in tändelndem Esprit die Flamme des Aufruhrs genährt und das Gebälk angebohrt, das endlich auch jene intellektuellen Schwärmer unter seinen Trümmern begraben sollte.

Ein sich souverän dünkendes Volk hat in einem Taumel von Freiheit alle Bastionen der Ordnung überrannt, alle Bande des Gesetzes zerrissen, jede Art von Autorität niedergeworfen. Aber dieses selbe Volk hat, besessen von dem Glauben, seine wahren und seine eingebildeten Errungenschaften gegen jeden fremden Zugriff verteidigen zu müssen, der Phalanx ganz Europas die Stirne geboten.

Zunächst freilich schien es, als sollte der Wahnsinn triumphieren.

Wie immer in Revolutionen, wenn sie nicht, wie die national-sozialistische, von einem einzigen starken Willen getragen

und gebändigt werden, war auch in der Französischen Revolution fragwürdigstes Untermenschentum an die Oberfläche des politischen Lebens gespült worden. Dunkle Gewalten waren es, Einflüsse eines jüdisch-international orientierten Freimaurertums¹, die sich der ungeheuren Sprengkraft einer aufgewiegelten und entfesselten Massenseele bedienten, um das Chaos herbeizuführen.

Mit dem Sturm auf die Bastille beginnt die große Umwälzung. Er ist Symbol des Freiheitswillens des Volkes und Fanal des Aufruhrs. Noch sitzt der hilflose Ludwig XVI. auf einem Thron, für den er nicht geschaffen ist. Aber der Stein ist im Rollen, man gibt sich nicht mehr mit halben Maßnahmen zufrieden. Ein Fluchtversuch des Königs mißlingt. Die gemäßigte Partei der Gironde wird gestürzt, und am 21. Januar 1793 fällt Ludwigs Haupt unter dem Fallbeil. Manche seiner Richter wollten gerne das Äußerste vermeiden. Das Wort Königsmord schreckt sie. Aber sie wagen es nicht, das erlösende Nein zu sprechen, aus Angst vor der Straße. Und so war es im Grunde doch Danton, der ungeschlachte, wortgewaltige Demagoge, der Europa „einen Königskopf als Fehdehandschuh hingeworfen“ hat.

Und jetzt, als die Schreckensherrschaft des Jakobinertums durch Paris rast, als unablässig die Guillotine ihr blutiges Werk tut, und das Bürgertum sich eingeschüchtert in alle Winkel verkriecht, da erweist sich die grausame Wahrheit des damals geprägten Wortes, daß diese Revolution ihre eigenen Kinder frißt.

Treffend kennzeichnet Mignet in seiner „Geschichte der Französischen Revolution“ die dreijährige Spanne des Bestehens des Konvents vom 21. September 1792 bis zum 4. Brumaire

¹ Über den Einfluß der Freimaurerei auf die Französische Revolution hat Wilhelm Ihde in seinem Buche „Wegscheide 1789“ (Lühe-Verlag, Leipzig-Berlin) beachtliche Ausführungen gemacht.

des Jahres IV (26. Oktober 1795) mit den Worten: „Während dieses langen und schrecklichen Zeitraumes ward durch die gewaltsame Lage die Revolution zu einem Kriege, die Versammlung zu einem Schlachtfelde umgestaltet. Jede Partei wollte durch den Sieg ihre Herrschaft gründen und sie durch Festlegung ihres Systems sichern. Die Partei der Gironde versuchte es und ging unter; die Bergpartei versuchte es und ging unter; die Partei des Gemeinderates versuchte es und ging unter; die Partei von Robespierre versuchte es und ging unter. Man konnte nur siegen, man konnte nichts gründen. Das Eigene eines solchen Sturmes war, alles umzustürzen, was sich stabilisieren wollte. Alles war provisorisch, die Herrschaft sowohl als die Menschen, die Parteien und die Systeme, weil nur eines wirklich und möglich war: der Krieg.“

Ohne Zweifel hat die Revolution der französischen Nation gewaltige Impulse gegeben. Die undisziplinierten und mangelhaft ausgebildeten Revolutionssoldaten schlugen sich tapfer und mit Fanatismus. Nachdem die Offensive der Preußen in der Champagne im Sommer 1792 bei Valmy zurückgeschlagen worden war, traten England, Holland und Spanien dem preußisch-österreichischen Bündnis gegen Frankreich bei. „Der Kampf der Könige gegen die Republik war ein Kampf um Grundsätze“, urteilt Napoleon in seinen Memoiren über diesen ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich, der erst im Frieden von Campo Formio am 17. Oktober 1797 zum Abschluß gebracht wurde und Frankreich die Lombardei, Belgien und die Rheingrenze einbrachte. Noch im vorhergehenden Jahre hatten auf dem deutschen Kriegsschauplatze zwei französische Armeen unter Jourdan und Moreau mit wechselndem Glücke gefochten, bis ersterer vom Erzherzog Karl bei Amberg und Würzburg entscheidend geschlagen wurde. An der italienischen Grenze hatten die



Franzosen gegen das österreichische und das piemontesische Heer bis zum Beginn des Jahres 1796 keinerlei Erfolg zu erringen vermocht.

Da aber ging ein neuer Stern über Frankreich auf. In ihm, in Napoleon Bonaparte, sollte nicht nur die mächtige Koalition, sondern auch die größte Umwälzung ihren Meister und Bezwinger finden.

Napoleon Bonaparte wurde am 15. August 1769 als Sohn des Carlo Maria Bonaparte und seiner Gattin Letizia in Ajaccio auf Korsika geboren. Während sein Vater sich nicht über die Höhe des Durchschnitts erhob, besaß seine Mutter die „Größe einer Frau der Antike“.

Man darf es als wahrscheinlich ansehen, daß die Bonapartes germanischen Ursprungs waren, daß sie jenem stolzen nordischen Herrenvolke angehörten, das im Mittelalter als Eroberer von der norditalienischen Tiefebene Besitz ergriff². Ein Graf Wilhelm Bonaparte, der als erster diesen geschichtlichen Namen trug, wanderte 1264 nach Sarzana im Gebiet der Republik Genua, nachdem er wegen seines Kampfes gegen die Welfen als Rebell geächtet und aus Florenz verbannt worden war. Knapp zweihundert Jahre später siedelte sich die Familie in Ajaccio an, wo sie bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts verblieb.

² Wencker-Wildberg schreibt in seiner Erläuterung zu den Memoiren Napoleons: „Sehr nahe jedoch liegt die Vermutung, daß die Stammväter der Bonaparte germanischen Ursprungs waren. Jedenfalls gehörten sie dem Adel der siegreichen nordischen Eroberer an, die über die Alpen gekommen waren und sich in den reichen Niederungen des Po festgesetzt hatten. Einige wollen in dem Namen Bonaparte die ursprünglich langobardische Form Bonipert erkennen, doch hat die Familie erst nachweislich im dreizehnten Jahrhundert diesen Namen angenommen. Ob fränkischer oder langobardischer Herkunft — auf alle Fälle trugen die ersten Bonaparte germanische Namen. Ihre urkundlich nachweisbare Reihe beginnt mit Konrad und seiner Gemahlin Ermengarde, die um 923 zuerst erwähnt werden.“

„Ich kam zur Welt, als mein Vaterland unterging.“ Mit diesen Worten schildert Napoleon die Lage, die seiner ganzen Jugend ihren Stempel aufprägte.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts führte Korsika einen heldenmütigen Kampf um seine Freiheit gegen Genua, das die Insel Jahrhunderte unterjocht hatte. Pasquale Paoli hieß der Mann, der die Selbständigkeit der kleinen Insel begründet hatte und der, begleitet von den Sympathien halb Europas, dort eine Reihe von Reformen durchführte.

Zu den Männern, welche diesen Freiheitskampf mit Aufmerksamkeit verfolgten, gehörte auch Jean Jacques Rousseau. Daß seine Prophezeiung zwar in Erfüllung gehen würde, daß aber diese Erfüllung seine eigene Ideenwelt — wenn auch nur vorübergehend — zum Einsturz bringen sollte, das konnte sich Rousseau nicht träumen lassen, als er 1762 in seinem „Gesellschaftsvertrag“ die Worte schrieb: „Mir ahnt gewissermaßen, daß diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird.“

Inzwischen aber hatte sich Frankreich in den Streit gemischt. Nachdem es aber eine Zeitlang zum Scheine den Vermittler gespielt hatte, begann es, selbst die Hand auf diesen wichtigen Stützpunkt im Mittelmeer zu legen. Von allen fremden Staaten im Stiche gelassen, warf sich Paoli mit einem kleinen Heere den Franzosen entgegen, wurde jedoch am 8. Mai 1769 bei Pontenuovo vernichtend geschlagen und mußte nach England fliehen.

Napoleons Vater, von Beruf Advokat, hatte mit Leidenschaft die Partei Paolis ergriffen. Nach dem Zusammenbruch seines Widerstandes allerdings schlug er sich auf die Seite Frankreichs, während sein Sohn in jungen Jahren eifrig für die Sache der Korsen stritt. Er wiegte sich in der Hoffnung, Paoli werde zurückkehren, und er selbst könne dann mit ihm gemeinsam „Korsika von dem schmähhlichen Joche befreien,

das auf ihm lastet“. Von der mutigen Unbekümmertheit, mit welcher der Knabe seine Überzeugung vertrat, berichtet nachstehende Episode aus der Militärschule von Brienne, die Bourienne erzählt: „Die Zöglinge wurden von dem Rektor Berton der Reihe nach zu Tische gebeten. Als die Reihe an Napoleon kam, taten die Professoren, als ob sie nichts von Paoli hielten, von dem er, wie sie wußten, ein großer Verehrer war. ‚Paoli‘, entgegnete Napoleon, ‚war ein großer Mann; er liebte sein Vaterland, und nie werde ich es meinem Vater, der sein Adjutant war, verzeihen, daß er zur Vereinigung Korsikas mit Frankreich beigetragen hat. Er mußte ihn nicht verlassen, sondern mit ihm untergehen.““

Napoleon entstammte einer kinderreichen Familie. Von den dreizehn Kindern, die Letizia geboren hatte, waren beim Tode ihres Mannes (1785) noch acht am Leben: Joseph, Napoleon, Lucien, Elisa, Louis, Pauline, Karoline und Jérôme. „Von allen meinen Kindern“, sagte seine Mutter, „war Napoleon von seinen ersten Jahren an das unbändigste.“ Da sich schon früh seine Neigung für alles Soldatische zeigte, erwirkte ihm sein Vater einen Freiplatz an der Militärschule zu Brienne. Als Zehnjähriger trat er dort ein und wurde nach viereinhalb Jahren von der Pariser Militärschule übernommen. Obwohl er, abgesehen von seinen hervorragenden Kenntnissen in den mathematischen Fächern, nur durchschnittliche Leistungen aufweisen konnte, fiel die Wahl des Generals Chevalier de Kéralio, des Inspektors der Militärschulen, auf ihn, und er zerstreute die Bedenken der Lehrmönche mit den Worten: „Ich weiß, was ich tue. Wenn ich hier eine Ausnahme von der allgemeinen Vorschrift mache, so geschieht es nicht aus Protektion, denn ich kenne die Familie dieses Knaben gar nicht. Er allein bestimmt meinen Entschluß; ich entdecke hier einen Funken, den man nicht genug anfachen kann.“ Von Paris kam Napoleon 1786 als

blutjunger Leutnant zum Artillerieregiment La Fère, das in Valence lag. Dienst und Fachstudien wechselten mit Jugendschwärmereien, philosophischer Lektüre und schriftstellerischen Versuchen, und dennoch sagt Napoleon, er habe sich, als er seinen Dienst antrat, in den Garnisonen gelangweilt. 1786 erhielt er nach fast achtjähriger Abwesenheit von Korsika einen sechsmonatigen Heimaturlaub, der indes später auf insgesamt eineinhalb Jahre ausgedehnt wurde. Als er nach Frankreich zurückkehrte, befand sich sein Regiment in Auxonne. Allzu streng muß der Dienst nicht gewesen sein, denn schon im September treffen wir ihn erneut auf Korsika in einem Urlaub, der wiederum eineinhalb Jahre dauern sollte.

Der Ausbruch der Revolution hatte grundlegend das Verhältnis der korsischen Patrioten zu Frankreich verändert. Sie fühlten sich mit dem Lande der „Freiheit“ verbunden, und die Nationalversammlung erfüllte nur ihren Wunsch, als sie die Eingliederung Korsikas in die Republik verfügte. Paoli kehrte zurück, umjubelt von seinen Landsleuten.

Napoleon betätigte sich während seines Urlaubs außerordentlich aktiv bei der Revolutionierung der Insel. Mit Paoli, der jetzt an der Spitze der Verwaltung und der Nationalgarde Korsikas stand, verband ihn bald eine innige Freundschaft, und einst, nach einem gemeinsamen Besuch des Schlachtfeldes von Pontenuovo, rief der greise Nationalheld aus: „O, Napoleon, du gehörst nicht unserem Zeitalter an, du bist ein Mann der Antike, ein Held des Plutarch!“

Als er wieder bei seinem Regiment eintraf, wurde er am 1. Juni 1791 zum Oberleutnant befördert, obwohl er seinen Urlaub erheblich überschritten hatte.

Im August 1791, nachdem er einige Monate seinen Dienst beim Regiment getan hatte, gelang es ihm zum dritten Male, Urlaub nach Korsika zu erhalten. Alle seine Zukunftshoff-

nungen verbanden sich mit der kleinen Insel. Zu diesem Zeitpunkt fühlt er sich noch ganz als Korse, und er glaubt, auf dem Umwege über die nun auch in Korsika errichteten Freiwilligenbataillone dort eine politische Rolle spielen zu können. Über dieser politischen Tätigkeit freilich versäumt er wiederum, nach Ablauf seines Urlaubs seinen Dienst beim Regiment anzutreten, und wird daher aus der Armeeliste gestrichen. Dafür setzte er, allerdings unter Anwendung von Gewalt, seine Wahl zum zweiten Kommandanten eines der Freiwilligenbataillone durch. In dieser Eigenschaft schuf er Ostern 1792 Verwicklungen, die ihm die Herrschaft in Ajaccio sichern sollten. Sein Putsch mißlang jedoch, und er reiste wieder nach Frankreich, wo er Augenzeuge der immer weiter fortschreitenden revolutionären Wirren wurde. Gleichzeitig gelang es ihm, seine Wiederaufnahme bei der Armee durchzusetzen, wo er überdies die Beförderung zum Hauptmann erhielt.

Es ist schwer zu glauben, aber trotzdem Tatsache, daß es ihm, obgleich sich Frankreich damals im Kriegszustand mit Österreich befand, möglich wurde, im September erneut einen Vorwand zu einer Reise nach Korsika zu finden und dort bis zum Sommer 1793 zu bleiben. Allerdings war er jetzt zum ersten Male dort in französischem Dienst tätig. Er erhielt den Auftrag, mit seiner Freiwilligenformation an einer Expedition gegen Sardinien teilzunehmen. Sein Unternehmen gegen S. Maddalena war zwar erfolgreich, doch scheiterte die Expedition, weil die begleitenden Seestreitkräfte versagten. Bonaparte kehrte also nach Korsika zurück. Aber sein Verhältnis zu Paoli war inzwischen längst erkaltet, und die beiderseitige Freundschaft war endlich in offene Feindschaft übergegangen. Napoleon hatte nach der Französischen Revolution bei allem korsischen Bewußtsein erkannt, daß Korsikas Platz an der Seite Frankreichs sei. Er vertrat die jetzt

einzig richtige Auffassung, daß die Insel geographisch nur zu Italien oder zu Frankreich gehören könne, und daß, da Italien damals noch keine politische Einheit darstellte, praktisch nur Frankreich als Mutterland in Frage komme. Völlig abwegig erschien ihm jedenfalls der Plan, Korsika, das seine Selbständigkeit auf die Dauer unter keinen Umständen aufrechterhalten konnte, der Machtsphäre Englands auszuliefern. Mit diesem Gedanken aber scheint Paoli gespielt zu haben. Da der Greis besonders in Ajaccio einen starken Anhang besaß, wurde Napoleon dort endlich der Boden zu heiß und er verließ mit seiner ganzen Familie am 11. Juni 1793 die Insel, um nach Toulon überzusiedeln.

Damit beginnt ein neuer Abschnitt im Dasein Napoleons. Der Korse hatte aufgehört, sein Leben und seine Zukunft von den allzu engen Grenzen seiner korsischen Heimat umspannen zu lassen. Er hatte sich für ein größeres, freiwillig gewähltes Vaterland entschieden.

Zunächst wurde er dem Befehlshaber der Artillerie bei der Armee von Italien, dem General Jean du Teil, als Adjutant zur Überwachung der Küstenbatterien zugeteilt. In dieser Eigenschaft wurde er nach Avignon geschickt, um die dort befindlichen Geschütze und Munition vor dem Zugriff der gegen den Konvent in Aufruhr begriffenen Marseiller sicherzustellen. Er kam jedoch zu spät. Avignon war bereits von den Empörern besetzt, und so schloß sich der Hauptmann Bonaparte dem Armeekorps an, das unter dem Befehl des Generals Carteaux gegen die Aufständischen anrückte. Er erhielt dort ein Artilleriekommando und wirkte wahrscheinlich bei der Rückeroberung Avignons mit. In diesen Tagen ließ er eine Schrift, betitelt „Das Souper von Beaucaire“, erscheinen, in der er aktuelle politische Tagesfragen aufwirft und die mit dazu beitrug, die Aufmerksamkeit der führenden Männer in Paris auf ihn zu lenken.

Die nächste Aufgabe des Konventheeres — der sich aber zunächst unabsehbare Schwierigkeiten entgegenstellten — war die Einnahme Toulons. Diese von den Insurgenten besetzte Festung hatte am 24. August den Truppen der Engländer, Spanier, Sardinier und Neapolitaner die Tore geöffnet, um mit deren Hilfe einer Züchtigung zu entgehen.

Bonaparte, dessen Erfahrungen als Artillerieoffizier bereits allgemein gewürdigt wurden, wurde auf Vorschlag des Volksrepräsentanten Saliceti die gesamte Belagerungsartillerie unterstellt. Er erkannte sofort mit klarem Blick, daß die Beherrschung der Mündung der Reede die Voraussetzung für einen erfolgreichen Angriff auf die Festung war, und traf nach heftigen Auseinandersetzungen mit der obersten Führung seine Maßnahmen.

Inzwischen war der unfähige Carteaux, ein früherer Maler, „den eine Laune des Konvents bis zum General erhoben hatte“, durch den General Doppet abgelöst und dieser wieder durch den tapferen General Dugommier ersetzt worden. Nachdem ein Ausfall der Belagerten auf Ollioules blutig zurückgeschlagen worden war, fand nach einer umsichtigen und durchgreifenden Artilleriesvorbereitung am 17. Dezember 1793 der Sturm auf das Fort Mulgrave statt. Da Kleingibraltar im Besitze der Franzosen war, blieb der vereinigten englisch-spanischen Flotte nichts anderes übrig, als die Anker zu lichten und die Festung ihrem Schicksal zu überlassen.

Nach der Einnahme von Toulon finden wir Bonaparte mit dem Auftrag bedacht, die Küsten des Mittelmeeres zu befestigen. Im März 1794 erhielt er unter General Dumerbion den Oberbefehl über die Artillerie der Italienarmee. Diese Tätigkeit ermöglichte es ihm nicht nur, die Stellungen der Armee genauestens zu besichtigen, sondern auch sich überhaupt jene bis ins einzelne gehende Kenntniss des italienischen Kriegsschauplatzes anzueignen, die zwei Jahre später eine

der Voraussetzungen für seine ersten Erfolge als Oberbefehlshaber der Armee von Italien und damit für die Begründung seines Ruhmes werden sollte. An der Frühjahrs-offensive gegen Piemont und an der Erstürmung von Saorgio hatte er entscheidenden Anteil, und nur dem Zaudern des damaligen Kriegsministers war es zuzuschreiben, daß seine Vorschläge für die Weiterführung des Feldzuges, die im wesentlichen seinen späteren Operationsplan enthalten, nicht schon damals durchgeführt wurden.

Am 13. Juli 1794 wird der General Bonaparte auf Beschluß der Volksrepräsentanten mit einem offiziellen und daneben mit einem geheimen Auftrag nach Genua entsandt, was gewiß einen hohen Vertrauensbeweis seitens der Regierung bedeutet. Allein die Verhältnisse während der Revolution sind im höchsten Grade unzuverlässig. Was gestern noch hoch im Kurse stand, bedeutet heute wenig oder gilt gar als gefährlich oder verdächtig. Ehe ein Monat um ist, verfügen die Repräsentanten seine Verhaftung und die Einziehung und Versiegelung aller seiner Papiere „in Anbetracht dessen, daß der General Bonaparte, Oberbefehlshaber der Artillerie der Armee von Italien, durch seine im höchsten Grade verdächtige Aufführung und besonders durch seine kürzlich nach Genua unternommene Reise ihr Vertrauen vollständig verloren hat“.

Was hatte diese plötzliche Wandlung hervorgerufen?

Am 9. Thermidor (27. Juli 1794) hatte mit dem Sturz Maximilien Robespierres die Herrschaft der Schreckensmänner von Paris ein Ende gefunden, jene Herrschaft, die der girondistische Deputierte Lasouze, während er sich angesichts seiner Richter den Dolch in die Brust stieß, mit den treffenden Worten kennzeichnete: „Ich sterbe in dem Augenblick, wo das Volk den Verstand verloren hat; Ihr, Ihr werdet an dem Tage sterben, an dem es ihn wiederfindet.“ Der „Un-

bestechliche“ hatte den Bogen überspannt. Nicht genug, daß er mit Hilfe des Gesetzes gegen die Verdächtigen die Kerker der Republik füllte; daß er die Royalisten wie die Girondisten, die Gemäßigten wie die Anarchisten gleichermaßen mit blutigem Terror verfolgte, um als Fanatiker einer fragwürdigen Moralität die Diktatur der Demokratie aufzurichten; nicht genug, daß er Danton, jene Fanfare der Revolution, daß er Desmoulin und Lacroix und Philippeaux der Guillotine überlieferte, er suchte sich endlich auch der extremen Wortführer der Bergpartei, unter ihnen Talliens und Fouchés, zu entledigen. Am 9. Thermidor brach das Verhängnis über ihn herein. Des sterbenden Danton Prophezeiung erfüllte sich: „Man opfert uns dem Ehrgeiz einiger feiger Räuber auf; aber sie werden nicht lange die Früchte ihres verbrecherischen Sieges genießen. Ich ziehe Robespierre nach . . . Robespierre folgt mir!“

Robespierres Haupt fiel unter der Guillotine. Aber daß auch sein Bruder hingerichtet wurde, der seit Toulon Bonaparte zu seinen Freunden zählte, hätte um Haaresbreite Napoleon zum Verhängnis werden können. Am 12. August wird er im Fort Carré bei Antibes als Gefangener eingeliefert.

Leidenschaftlich verteidigt sich Napoleon in einem Schreiben an die Repräsentanten Albitte und Saliceti: „Ich bin gebrandmarkt, ohne gerichtet, oder besser, ich bin gerichtet, ohne gehört worden zu sein . . . Einen Patrioten für verdächtig erklären, ist ein Urteilspruch, welcher ihn der kostbarsten Güter, der Achtung und des Vertrauens, beraubt. Will man mich denn mit den Feinden des Vaterlandes in eine Klasse werfen, und sollen durch solche Übereilung Patrioten einen General verlieren, welcher der Republik nicht ohne Nutzen gedient hat? Müssen Volksrepräsentanten die Regierung in die Notwendigkeit setzen, ungerecht und unpolitisch zu handeln?“

Seine Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Nachdem er acht Tage in Haft gewesen war, beschlossen die Repräsentanten, ihn vorläufig in Freiheit zu setzen, „nachdem sie die sorgfältigsten Erkundigungen über das frühere Betragen des genannten Generals eingezogen und in verschiedenen, von ihnen selbst mit ihm angestellten Verhören nichts Bestimmtes entdeckt haben, was einen Verdacht gegen sein Benehmen und gegen seine Gesinnungen gerechtfertigt hätte“, aber auch „nachdem sie ferner den Nutzen erwogen haben, welcher der Republik aus den militärischen und örtlichen Kenntnissen des Generals erwachsen kann“. Am 14. September war Bonaparte wieder in seine alte Stellung eingesetzt und konnte sich erneut bei den Kampfhandlungen vor Dego hervortun. Eine geplante Expedition gegen das damals von den Engländern beherrschte Korsika, bei der ihm die Leitung der Artillerie übertragen war, kam infolge einer Schlappe der Franzosen zwischen Cap Corso und Livorno nicht zur Durchführung. Dagegen erhielt er im Frühjahr 1795 von der Regierung den Auftrag, als Brigadegeneral der Infanterie nach der Vendée zu gehen, in der immer noch innere Unruhen herrschten. Napoleon begab sich zwar Ende Mai nach Paris, weigerte sich aber unter dem Vorwand einer Erkrankung den Befehl auszuführen, teils, weil er als Artillerist bei keiner anderen Waffe dienen wollte³, teils, weil

³ Über die geradezu grotesk anmutende Selbsteinschätzung der damaligen Artilleristen berichtet Marmont: „Während meiner ersten Lebensjahre hörte ich bereits, wie in der Artillerie der Grad innerhalb des Korps von dem außerhalb desselben unterschieden wurde, und man hatte diese lächerliche Eigenliebe des Artilleriekorps durch Beibehaltung dieser Unterscheidung geachtet. Wie man sich erinnert, war der General Bonaparte selbst nicht von diesem Vorurteil frei; schwerlich würde man aber erraten, welchen Grad von Absurdität dieses an sich falsche Prinzip in seiner Anwendung erreichte. Im Militäretat dieses Zeitraumes, von dem ich hier spreche (1796), liest man: Bonaparte, Bataillonschef der Artillerie, detachiert als General en chef bei der

ihm die Vendée keine geeigneten Entwicklungsmöglichkeiten seiner Fähigkeiten zu bieten schien. „Viele“, schreibt er bitter an seinen Bruder Joseph, „werden eine Brigade besser führen als ich, aber wenige die Artillerie mit mehr Erfolg kommandieren. Ich trete zurück, zufrieden, daß die Ungerechtigkeit, die man gegen das Verdienst begeht, von denen gefühlt wird, die es zu würdigen verstehen.“

So saß denn dieser Mann, geladen mit Energien und angefüllt mit dem Dynamit seiner Ideen, tatenlos und ohne Beschäftigung in Paris. „Wir fingen unsere alte Lebensweise wieder an“, schreibt Bourienne, sein Klassenkamerad aus der Brienner Militärschule, den er in Paris wieder getroffen hatte, „und nur ungern entschloß er sich, es abzuwarten, bis die damals am Ruder stehenden Männer von ihren Vorurteilen gegen ihn zurückgekommen wären. Er hoffte, daß die Regierung bei ihrem unaufhörlichen Schwanken in die Hände von Personen gelangen werde, welche ihm mehr geneigt sein würden.“

Wenn man der Erzählung des Kaisers auf St. Helena, die Graf Montholon berichtet, Glauben schenken darf, dann hat Napoleon in jenen Tagen, verstört durch Existenzsorgen seiner Mutter, die er nicht zu beheben vermochte, sich mit Selbstmordgedanken getragen und wurde in letzter Minute durch einen Kameraden, de Mazis, daran gehindert, sich ins Wasser zu stürzen. Daß ihn solche Stimmungen tatsächlich beherrscht haben, geht auch aus einem Brief an seinen Bruder Joseph hervor, dem er am 12. August u. a. schrieb: „Ich hänge sehr wenig am Leben, sehe es ohne große Aufregungen und befinde mich immer in der Gemütsverfassung eines Menschen am Tage vor der Schlacht, überzeugt, daß es ein Un-

Armee von Italien — und an anderer Stelle: Marmont, Oberst des zweiten reitenden Artillerieregiments, detachiert als Adjutant beim General en chef Bonaparte.“

sinn ist, sich zu beunruhigen, wenn der Tod dabei ist, alles zu enden. Ich bin gewappnet gegen das Los und das Schicksal. Geht das so weiter, so werde ich schließlich nicht ausweichen, wenn ein Wagen kommt. Meine Vernunft ist manchmal erstaunt über die Vorgänge, aber diesen Abgrund haben das moralische Schauspiel dieses Landes und die Gewohnheit der Zufälle geschaffen.“

Schier endlos dünkte ihn diese Periode, in der ihm kein Plan und kein Entwurf glücken wollte. Wie muß der Mann, der immer das unbestimmte Gefühl hatte, als hätte er keine Zeit zu verlieren, wie muß der rastlose Mann gelitten haben unter der ihm aufgezwungenen Untätigkeit! So sehr ging er der Regierung mit seinen dauernden Gesuchen und Vorschlägen auf die Nerven, daß sie seine Anregungen und Eingaben vielfach überhaupt nicht mehr beantwortete. Sein Versuch, durch eine treffende Kritik an dem erfolglosen Kellermann und durch eine groß angelegte Denkschrift über den italienischen Kriegsschauplatz auf die dortigen Operationen Einfluß zu gewinnen, war gescheitert. Kein Wunder, wenn damals in seinem unruhigen Kopfe zum ersten Male die Überzeugung aufkeimte, daß Europa ein Maulwurfshaufen sei und daß nur der Orient den Boden abgebe, auf dem man noch seine Talente entfalten könne. Jedenfalls spielte er ernsthaft mit dem Gedanken, Frankreich zu verlassen, in dem er glaubte, verkümmern zu müssen. Er bot der Regierung an, in ihrem Auftrag in die Türkei zu gehen, um „zu einer Zeit, in der die Kaiserin von Rußland ihre Verbindungen zu dem Kaiser (Franz I.) immer fester geknüpft hat“, als Gegengewicht zu dieser Koalition die türkische Artillerie zu organisieren. „Er wird in dieser neuen Laufbahn seinem Vaterlande von Nutzen sein, wenn er die Macht der Türken verstärken, wenn er neue Festungen bauen und die gegenwärtigen Hauptplätze in besseren Verteidigungszustand setzen darf.“

Allein auch diese Pläne zerschlugen sich. Es ist zu verstehen, daß unter diesen Umständen auch seine Heiratsabsichten mit der kleinen Desirée Clary, deren Schwester die Frau seines Bruders Joseph geworden war, nicht ausgeführt wurden⁴. Dies hatte allerdings auch darin seinen Grund, daß er inzwischen Eingang in Kreise des alten französischen Adels gefunden hatte, zu denen er sich zweifellos hingezogen fühlte und in deren Zirkeln er hoffen durfte, die Bekanntschaft einflußreicher Persönlichkeiten zu machen. Zu allem Überfluß wurde er, als er auch nach Ablauf seines „Krankheitsurlaubs“ keine Miene machte, seinen Posten bei der Westarmee anzutreten, am 15. September „aus der Liste der diensttuenden Generale gestrichen“.

Da sandte ihm, wie um ihn für die lange Zeit unfreiwilliger Muße zu entschädigen, das Schicksal einen 13. Vendémiaire: die Verschwörung der royalistisch gesinnten Sektionen gegen die Autorität des Konvents.

Der 9. Thermidor hatte die Herrschaft der Extremen niedergeworfen. Im Konvent hatte sich eine gemäßigte Richtung durchgesetzt, welche mit der Verfassung des Jahres III (1795) die Vereinigung von gesetzgebender und regierender Gewalt in den Händen der Nationalvertretung aufhob und die Legislative zwei Körperschaften, dem Rat der Fünfhundert und dem Rat der Alten, erteilte, während sie die Exekutive einem aus fünf Männern bestehenden Direktorium übertrug. Die neue Regierung stand also zwischen den mit Gewalt niedergehaltenen Jakobinern und den Royalisten,

⁴ Als sich Napoleon kurze Zeit darauf mit Josephine Beauharnais verheiratete, brach der armen Desirée fast das Herz. Sie söhnte sich indes mit ihm aus und bewahrte ihm stets Gefühle aufrichtiger Freundschaft. 1798 heiratete sie Bernadotte, den Napoleon als Kaiser zum Marschall erhob. Als seine Gattin wurde sie später Kronprinzessin und 1818 Königin von Schweden.

welche nunmehr Morgenluft witterten und sich zum Generalangriff gegen die Republik vorbereiteten.

Die Konventspartei mußte befürchten, daß die Zusammensetzung der Räte im Sinne der Gegenrevolution erfolgen würde, weil die Royalisten den Mittelstand bereits größtenteils in der Hand hatten. Um sich daher von vornherein eine Mehrheit in diesen neuen Körperschaften und damit die Ernennung des Direktoriums zu sichern, entschied der Konvent durch das Dekret vom 13. Fructidor (22. August 1795), daß zwei Drittel seiner Mitglieder in den neuen gesetzgebenden Körper gewählt werden mußten.

Jetzt sahen sich die Royalisten des Mittels beraubt, auf dem Umweg über die neue Verfassung die Regierung zu stürzen. Sie wiegelten die Sektionen von Paris, die aus der Revolution hervorgegangene politische Organisation der Hauptstadt, gegen den Konvent auf, den sie für die herrschende Wirtschaftskatastrophe verantwortlich machten.

Der Konvent erklärte sich permanent und bildete, um den drohenden Gewaltakten der Royalisten zu begegnen, aus jakobinischen Terroristen ein „Bataillon der Patrioten von 89“. Dieses und einige tausend Mann Linientruppen waren das einzige, was der Konvent den Sektionen und der ihm gleichfalls feindlich gesinnten Nationalgarde entgegenzustellen hatte.

Bonaparte sah die Ereignisse kommen. Acht Tage vor dem Zusammenstoß schrieb er an Joseph: „Hier gärt es stark, es braust und es zeigen sich mehrere Keime des Aufruhrs, doch wird es damit in einigen Tagen zu Ende gehen. Die Köpfe sind noch sehr warm. Der Augenblick scheint kritisch, aber der Genius der Freiheit verläßt niemals seine Verteidiger.“

Unter den meuternden Sektionen tat sich besonders die Sektion Le Pelletier hervor. Auf Grund eines Konventsbeschlusses sollte der General Menou an der Spitze einer Trup-

penmacht am 12. Vendémiaire (3. Oktober) die Schließung ihres Sitzungshauses, die Auflösung der Versammlung und die Entwaffnung der Sektion durchsetzen. Da Menou versagte, wurde er vom Konvent abgesetzt. Der Oberbefehl über die bewaffnete Macht wurde Barras übertragen, der sich als zweiten Befehlshaber Bonaparte erbat. Dieser ließ sofort durch einen jungen, verwegenen Reiteroffizier — es war Murat, sein späterer Schwager — die in Les Sablons untergebrachten, äußerst mangelhaft bewachten Geschütze der Konventtruppen vor dem Zugriff der Aufständischen sicherstellen und nach den Tuileries bringen. Am Morgen des 13. Vendémiaire (4. Oktober) hatte Bonaparte seine Geschütze an den entscheidenden Punkten aufgestellt, und als nach ergebnislosen Verhandlungen die Kolonnen der Auführer an verschiedenen Stellen vorbrachen, ließ er mit Granaten und Kartätschen gegen sie feuern. Es entbrannte ein kurzer, aber heißer Kampf. Nach wenigen Stunden war indes der Aufstand niedergeschlagen.

Der Konvent war gerettet; mehr noch: die Republik war gerettet. Und Napoleon Bonaparte konnte das alleinige Verdienst daran für sich in Anspruch nehmen. Denn ohne seine umsichtigen Maßnahmen und ohne die kaltblütige Kühnheit seines Entschlusses wäre der Konvent überrannt worden, hätten die Sendboten der Bourbonen triumphiert. Diesmal blieb ihm die Anerkennung nicht versagt. Wenige Tage nach dem 13. Vendémiaire empfing er das Patent eines Divisionsgenerals und wurde unter Barras zweiter Befehlshaber der Armee des Innern. Als kurze Zeit darauf Barras Mitglied des Direktoriums wurde, erhielt Bonaparte den Posten des Oberkommandierenden im Innern.

Mit einem Schlage war Bonaparte jetzt aus der Verborgenheit seines bisherigen Daseins heraus an die Öffentlichkeit getreten. Dieser Umschwung begann sich in der mannigfach-

sten Weise auszuwirken. Napoleon zog in das Haus des Pariser Generalstabs in der Nähe des Vendômeplatzes. Sein dürftiges und abgerissenes Aussehen machte einem gepflegteren Äußern Platz; er trug, wie die Herzogin von Abrantès schreibt, „keine schmutzigen Stiefel mehr . . . Er fuhr nun in einer schönen Equipage und bewohnte ein sehr anständiges Haus.“ Seine Ungewandtheit wich damit auch mehr und mehr einer gesellschaftlichen Selbstsicherheit, und er fand Geschmack an den Veranstaltungen einer durch die Schreckenszeit ausgehungerten, sich jetzt wieder belebenden Gesellschaft, wenn er dort auch zuweilen Stunden verbringen konnte, ohne sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Seine Aufgabe bestand hauptsächlich darin, die innere Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, doch hat er sich damals auch durch tatkräftige soziale Hilfsmaßnahmen gegenüber zahlreichen ins Elend geratenen Familien einen Namen gemacht. Er begann jetzt auch, junge Leute, die er kennen und deren Mut er schätzen gelernt hatte, an sich heranzuziehen. Junot und Marmont, Muiron und Murat taten bei ihm Adjutantendienste, um von nun an zu seiner engsten und vertrautesten Umgebung zu gehören⁵.

⁵ Junot hatte bei der Belagerung von Toulon, wo er als Artillerie-sergeant Dienst tat, die Aufmerksamkeit Napoleons erregt. Während er nach seinem Diktat schrieb, schlug eine englische Kanonenkugel dicht neben ihnen ein und überschüttete das Papier mit Erde, worauf Junot mit Seelenruhe sagte: „Gut, nun brauchen wir keinen Streusand mehr.“ Junot, geboren 1771, war ein verwegener Draufgänger, jedoch ohne geistige und strategische Qualitäten, weshalb er auch in höheren Kommandostellen, z. B. in Rußland, versagte. Er wurde später zum Herzog von Abrantès und zum Generaloberst der Husaren ernannt und starb 1813 im Wahnsinn. — Marmont, geboren 1774, der spätere Marschall und Herzog von Ragusa, traf zum ersten Male in Dijon 1792 mit Bonaparte zusammen. Sie fanden sich wieder vor Toulon und gingen von da zusammen nach Paris. Im italienischen Feldzug tat sich Marmont durch seine Tapferkeit hervor und wurde damals

Aber noch in einer anderen Hinsicht sollte diese Zeit für ihn entscheidend werden. Er machte die Bekanntschaft Josephins und verliebte sich in sie. Denn was man auch von seinem Ehrgeiz sagen mag, der ihm durch sie Einfluß auf Barras und andere Männer von Gewicht sichern sollte, an der Tatsache seiner Liebe, ja seiner Anbetung für diese Frau kann man nicht zweifeln. Es ist die Sprache der Liebe, wenn Napoleon, wenige Tage vor seinem ersten entscheidenden Siege in Italien, seiner Frau schreibt: „Meine einzige Josephine, fern von Dir ist keine Heiterkeit, fern von Dir ist die Welt eine Wüste, in der ich einsam bleibe und ohne die Süße zu empfinden, mich aussprechen zu können. Du hast mir mehr genommen als meine Seele; Du bist der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich der Plackerei der Geschäfte müde bin, wenn ich ihren Ausgang fürchte, wenn die Menschen mich anwidern, wenn ich an dem Punkte angelangt bin, das Leben zu verfluchen, dann lege ich die Hand auf mein Herz: Dein Bild pocht darin, ich schaue es an, und die Liebe ist für mich das absolute Glück . . .“ Auch dann, als ihre Untreue offenkundig war, als Napoleon sich durch gelegentliche Aben-

bereits Oberst. Er zeichnete sich auch in allen folgenden Kriegen aus, bis er 1814 vor Paris mit seinem Korps kapitulierte und damit das Signal zur Auflösung des französischen Heeres gab. Er stellte sich dann den Bourbonen zur Verfügung und starb 1852, mit dem Makel des Verrates behaftet, in Wien. — Mit Muiron, den er von Toulon her kannte, war Napoleon sehr befreundet. Er war ein ausgezeichnete Offizier und fiel bei Arcole an der Seite seines Chefs. — Murat, geboren 1767, war seit 1795 mit Napoleon befreundet und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, wo er sich vor allem als Reiterführer durch seine Tollkühnheit auszeichnete. 1800 heiratete er Napoleons jüngste Schwester Karoline. Er wurde 1806 zum Großherzog von Berg und 1808 zum König von Neapel erhoben. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig trennte er sich von Napoleon. 1815 wurde er bei dem Versuch, sein verlorenes Königreich wieder zu erobern, gefangen genommen und erschossen.

teuer dafür schadlos hielt, und selbst als er, um den Fortbestand seiner Dynastie zu sichern, seine Scheidung einleitete, um Marie-Louise zu heiraten, hat er ihr zärtliche Gefühle bewahrt, auch über ihren Tod hinaus.

Josephinens erster Mann, der General Alexander von Beauharnais, war zwei Tage vor Robespierres Sturz auf der Guillotine gestorben. Nach dem 13. Vendémiaire schickte die Witwe ihren vierzehnjährigen Sohn zum General Bonaparte. Er bat ihn im Namen seiner Mutter um den Degen seines Vaters. Die Bitte wurde gewährt. Josephine kam selbst zu ihm, um sich für sein Entgegenkommen zu bedanken. Die beiden hatten sich schon vorher einmal bei einer Gesellschaft im Hause von Barras kennengelernt. Jetzt wurden die Beziehungen rasch enger geknüpft, und Bonaparte erschien als häufiger Gast in der Rue Chanteraine No. 5. Der Charme dieser Frau bezauberte ihn. Josephine stand damals im 33. Jahre. Auf St. Helena zeichnete Napoleon ihr Porträt mit folgenden Sätzen: „Josephine war damals eine höchst angenehme Frau, sie war voll Anmut, aber Weib im vollsten Sinne des Wortes; sie antwortete stets ‚nein‘, um Zeit zum Nachdenken zu haben; hierauf sagte sie ‚Ach ja, mein Herr!‘ Sie log fast immer, aber voller Geist. Ich kann sagen, sie ist die Frau, die ich am meisten geliebt habe. Sie kannte mich sehr gut und hat mich niemals um etwas für ihre Kinder gebeten. Sie fragte mich niemals um Geld, aber sie machte millionenweise Schulden. Sie hatte schlechte Zähne, verbarg sie aber geschickt, so daß man es nicht merkte.“

Am 9. März fand die Ziviltrauung statt. Aber das Glück des neuvermählten Paares war von kurzer Dauer. Schon nach zwei Tagen mußte sich Napoleon aus Josephinens Armen losreißen, um sein neues Kommando anzutreten. Denn endlich hatte die Regierung seine Talente zu würdigen begonnen und in ihm den Mann erkannt, der als einziger be-

rufen schien, die völlig verfahrenene Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz wieder in Ordnung zu bringen. Sie ernannte ihn daher zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Als er die Fahrt nach Nizza antrat, mochte er selbst nicht ahnen, welch eine Straße des Ruhmes vor ihm lag!

Am 26. März traf er in Nizza ein, um das neue Kommando zu übernehmen. General Berthier, der von nun an bis 1814 sein Generalstabschef bleiben sollte, begleitete ihn. Der Zustand der vorgefundenen Truppen spottete jeder Beschreibung. Sie litten an allem Mangel. Die Brotzufuhr war völlig unzureichend. Fleisch gab es seit langem nicht mehr. Auch mit dem Sold war man seit Monaten im Rückstand. Die Ausrüstung war höchst mangelhaft, es fehlte an Uniformstücken, an Schuhwerk. Das Pferdematerial der Kavallerie war schlecht und halb verhungert, die Artillerie überhaupt nur zu einem Teil bespannt: alles in allem ein für eine Armee verheerender Zustand, der aber gerade infolge seiner Hoffnungslosigkeit die Tatkraft des genialen jungen Feldherrn entzündete und in ihm den unumstößlichen Entschluß wachrief, eine Änderung der Dinge herbeizuführen.

Die französische Armee befand sich seit Ende 1795 im Besitz der Riviera von Genua sowie des Kammes der sie bildenden Apenninen. Ihre Stellung erstreckte sich von Savona bis Loano. Im Osten war eine Brigade der Division Laharpe bis Voltri vorgeschoben. Die Österreicher, welche der 72jährige Beaulieu befehligte, nahmen den östlichen Abhang der Apenninen ein. Sie bildeten eine lange, dünne, gleichsam aus verstärkten Vorposten zusammengesetzte Linie, während die Piemontesen unter Colli bei Ceva und Millesimo Stellung bezogen hatten.

Napoleon standen insgesamt etwa 40 000 Mann und sechzig Kanonen zur Verfügung; die vereinigte österreichische und piemontesische Armee war ihm namentlich an Artillerie, aber

auch an Zahl beträchtlich überlegen⁶. „Allein an unserer Spitze stand ein Mann“, schreibt Marmont, „und ein Mann fehlte den Feinden.“

Wahrhaftig, der General Bonaparte sah sich keiner einfachen Lage gegenüber! Nicht nur, daß er mit Truppen, denen es am Notwendigsten fehlte und die ihn größtenteils nicht einmal dem Namen nach kannten, eine überlegene Armee in Schach halten sollte, er hatte auch seinen schlachterproben, erfahrenen Generalen gegenüber zunächst einen schweren Stand. Mit seiner berühmten zündenden Ansprache an seine Truppen eroberte er sich die Herzen der Soldaten im Fluge, und seine Unterführer beugten sich schnell seinem Genie und seinem Erfolg. „Überdies“, sagt Marmont, „war die Haltung Bonapartes seit seiner Ankunft die eines Mannes, der zum Herrschen geboren ist. Es war selbst den Augen der Kurzsichtigsten klar, daß er sich Gehorsam zu verschaffen wissen würde.“

Bonapartes Plan war, an der günstigsten, am wenigsten bergigen Stelle über Savona, Cadibona, Carcare und die Bormida vorzudringen. So „konnte man hoffen, die sardinische und die österreichische Armee zu trennen, weil man von dort aus gleichmäßig die Lombardei und Piemont bedrohte; man konnte ebensogut auf Mailand wie auf Turin marschieren. Den Piemontesen lag natürlich daran, Turin zu decken, die Österreicher mußten Mailand schützen.“

Der Erfolg gab ihm recht.

Die Verhandlungen, welche die Franzosen mit Genua führten, um freien Durchmarsch durch die Bocchetta zu erlangen, veranlaßten Beaulieu, zur Deckung Genuas auf Voltri zu marschieren, während er Colli zur Verteidigung der Stura

⁶ Napoleon gibt sie mit 70000 Mann sicherlich zu hoch an, dagegen schätzt sie Clausewitz mit 46000 Mann wahrscheinlich zu gering. Die Zahl ihrer Kanonen soll 200 betragen haben.

und des Tanaro vor Ceva stehen ließ und den General Argenteau auf Montenotte dirigierte, um die französische Armee auf dem erwarteten Marsche nach Genua in der linken Flanke anzugreifen. Er hatte also seine an sich überlegenen Kräfte verzettelt. Napoleon aber umging mittlerweile in der Nacht zum 12. April das Korps Argenteau, das sich noch vor Tagesanbruch vollständig eingeschlossen sah und eine vernichtende Niederlage erlitt. Diesen Sieg bei Montenotte und den Abzug Beaulieus, der inzwischen nutzlos vor Voltri stand, nutzte Bonaparte, um die nunmehr isolierten Piemontesen zu schlagen und den Turiner Hof zu einem Separatfrieden zu zwingen.

Seine Absichten erfüllten sich in vollem Umfange. Nach den siegreichen Gefechten bei Millesimo und Dego war die Trennung des österreichischen und des sardinischen Heeres deutlich vollzogen. Den Gewinn dieser ersten Operation sieht Clausewitz „hauptsächlich in den sehr guten Erfolgen, welche die strategischen Kombinationen für die Franzosen hatten und wodurch alle die einzelnen Entscheidungen so vorteilhaft vorbereitet wurden, daß diese nicht mehr fehlschlagen konnten. Man kann folglich sagen, daß die Strategie hier sehr stark und wie selten irgendwo vorgewaltet, ja die Sache fast allein entschieden hat. Aber freilich muß man es (das Moment des Erfolgs) nicht in sehr geschickt zusammengesetzten Kombinationen der Franzosen, sondern mehr in den sehr fehlerhaften der Österreicher suchen.“ Während Colli über den Tanaro zurückwich, drang Bonaparte über Ceva vor. Befriedigt konnte er, auf den Höhen von Montezemolo angekommen, beim Anblick der unermeßlichen fruchtbaren Ebenen von Piemont ausrufen: „Hannibal hat den Übergang über die Alpen erzwungen, wir aber haben sie umgangen!“ Am 21. April fand bei Mondovi die Entscheidung statt. Colli wurde geschlagen, und Turin entsandte einen Bevollmächtigten, um über einen Waf-

fenstillstand zu verhandeln. Er wurde am 28. abgeschlossen auf der Grundlage, daß der König von Sardinien sich von der Koalition lossagen, den Franzosen Faustpfänder geben und einen Vertreter zu endgültigen Friedensverhandlungen nach Paris schicken sollte.

Nachdem sich Bonaparte so nach der einen Seite hin Luft verschafft und durch Besetzung der Festungen Coni, Tortona und Ceva sich den Rücken gedeckt hatte, rückte er in Eilmärschen der österreichischen Armee zu Leibe. Beaulieu hatte sich zur Deckung Mailands auf das linke Po-Ufer zurückgezogen, und es gelang Napoleon nun, den österreichischen Feldherrn zu täuschen, der den Flußübergang der Franzosen bei Valenza erwartete. Während er zum Schein mit schwachen Kräften gegen die Stadt operierte, rückte er in einem unerhörten Gewaltmarsch auf dem rechten Po-Ufer nach Piacenza, wo er, kaum von feindlichen Husarenabteilungen behindert, den Flußübergang am 7. Mai vollzog. Angesichts eines starken Gegners wäre das Überschreiten des reißenden, etwa 500 m breiten Stromes ein außerordentlich gefährliches und fragwürdiges Unternehmen gewesen. Bonaparte hatte also auch hier seinen Erfolg in erster Linie dem Überraschungsmoment seines Planes und dessen blitzschneller Durchführung zu verdanken. Die Marschleistung seiner Truppen erreichte dabei die erstaunliche Höhe von 72 km in 16 Stunden. Dieser Umstand verdient besonders hervorgehoben zu werden, beweist er doch, wie sehr es dem jugendlichen Führer gelungen war, in der kurzen Spanne von 2 Monaten die tiefgesunkene Moral der Revolutionsarmee zu heben und die völlig vor die Hunde gegangene Mannszucht wiederherzustellen. Bonaparte hatte die Armee von Italien restlos in der Hand, und auch das anfängliche Mißtrauen der ihm unterstellten, meist älteren Generale hatte stärkstem Vertrauen und einer beispiellosen Bewunderung Platz gemacht.

Das Korps, das Beaulieu den Franzosen entgegenwarf, war zu spät gekommen, um deren Landung am linken Po-Ufer zu verhindern. Als es sich im Dorfe Formio verschanzt hatte, um wenigstens den weiteren Vormarsch des Gegners aufzuhalten, wurde es am 8. Mai in einem blutigen Gefecht zurückgedrängt.

Tags darauf schloß Bonaparte mit dem Herzog von Parma, in dessen Gebiet er einmarschiert war, einen Waffenstillstand ab, der diesem „alle Opfer auferlegte, die sein Land erschwingen konnte“. Überdies mußte er zwanzig der schönsten Gemälde von Correggio und Michelangelo herausgeben, die Napoleon als Siegesbeute nach Paris schickte.

Nach der erfolgten Überschreitung des Po durch die Franzosen war Beaulieu nichts anderes übriggeblieben, als hinter die Adda zurückzuweichen und Mailand preiszugeben. Aber schon am 10. Mai unternahm der Feind auf der Brücke von Lodi einen Vorstoß von unerhörter Wucht, und die fliehenden Österreicher machten erst hinter dem Mincio und im Schutze von Mantua halt. Bonaparte konnte dem Direktorium melden, daß die gewonnene Schlacht bei Lodi der Republik die ganze Lombardei übergebe.

Lodi bedeutet ohne Zweifel einen Markstein in der Geschichte Napoleons, und er selbst hat es als einen solchen empfunden, wenn er in St. Helena erklärt hat: „Weder der 13. Vendémiaire noch selbst Montenotte erweckten in mir den Glauben, daß ich ein hervorragender Mensch sei. Erst nach Lodi kam mir der Gedanke, ich könnte schließlich doch einmal eine entscheidende Rolle auf der politischen Bühne spielen.“

Es ist eine Ironie des Schicksals, daß wenige Tage, nachdem der General Bonaparte durch seinen Sieg bei Lodi Frankreich die Schlüssel zu ganz Oberitalien aushändigte, ein Befehl des Direktoriums bei ihm einging, demzufolge er sich

mit dem General Kellermann in den Oberbefehl über die italienische Armee teilen sollte. Es konnte kein Zweifel darüber sein: die Erfolge des jungen Feldherrn hatten begonnen, die Gewaltigen in Paris mit Mißtrauen zu erfüllen. Sie fanden es an der Zeit, seine Machtfülle zu beschränken. Aber es war bereits zu spät. In einem geharnischten Schreiben parierte Bonaparte diesen Versuch einer Überrumpelung, die eine um so größere Zumutung darstellte, als man sich gerade einen General wie Kellermann aussuchte, der erst im Vorjahr als Führer der italienischen Armee glänzend versagt hatte. Bonapartes Brief, in seiner Art eine Meisterleistung, läßt klar erkennen, daß er sich für einen geteilten Oberbefehl nicht hergibt, und zwischen den geschickt formulierten und höflichen Zeilen eines ergebenen Bürger-Generals grollt dumpf das Murren der Unbotmäßigkeit. „Ich habe während des ganzen Feldzuges niemanden um Rat gefragt; ich hätte nichts Gutes zustande gebracht, wenn ich auf die Ansichten eines anderen hätte Rücksichten nehmen müssen.“

Die Drohung verfehlt ihren Zweck nicht, Paris tritt den Rückzug an. Der sinnlose Befehl wurde zurückgenommen, und von nun an hatte Bonaparte die volle Handlungsfreiheit, die er als Oberkommandierender der italienischen Armee benötigte.

Wenn auch die Zitadelle von Mailand noch nicht in seiner Hand war — sie wurde eingeschlossen und ergab sich erst einige Tage später —, so konnte Bonaparte doch am 15. Mai, dem Pfingstsonntag des Jahres 1796, als Triumphator in Mailand einziehen. Aber weit entfernt, sich mit dem Erreichten zu begnügen, beschäftigte sich sein stets vorwärts drängender Geist mit neuen Plänen und Erfolgen. „In wenigen Tagen“, sagt er noch am gleichen Abend zu Marmont, „werden wir an der Etsch sein, und ganz Italien wird uns zu Füßen liegen.“ Und dunkel zeichnen sich am Horizont

schon die Konturen kommender Ereignisse ab, wenn er fortfährt: „Dann, wenn man mir die Mittel gibt, die im Verhältnis zu meinen weitausgreifenden Plänen stehen, dann werden wir vielleicht schleunigst abmarschieren, um weit in die Ferne zu gehen.“

Nach einem kurzen Aufenthalt, während dessen er durch Erlaß von Proklamationen, durch Anordnungen und Verwaltungsmaßnahmen aller Art zur Organisation des Landes und zur Sicherung der französischen Herrschaft sowie durch Disziplinierung seiner Truppen eine rastlose Tätigkeit entfaltet hatte, brach er von Mailand auf, um über den Oglio vorzustoßen.

Da erreichte den General, kurz nach seinem Eintreffen in Lodi, die Nachricht von dem Aufruhr, der in Pavia ausgebrochen war. Empört über ungewöhnlich hohe Kontributionen und aufgestachelt von österreichischen Agenten, hatte sich die bäuerliche Bevölkerung um Pavia erhoben, sich der Stadt bemächtigt und die französische Besatzung der Zitadelle gefangengesetzt. Bonaparte kehrte sofort mit einem kleinen gemischten Detachement um. Binasco wurde genommen, geplündert und eingeäschert. Den Aufständischen wurden die strengsten Maßregeln angedroht, und mit „Strenge, Gerechtigkeit und Milde in richtiger Mischung“ wußte er bald allorts die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Beruhigt konnte er seiner Armee nacheilen, die ihren Vormarsch inzwischen fortgesetzt hatte. Beaulieu wollte, um die Einschließung Mantuas zu verhindern, den Mincio verteidigen, wobei er sich der damals den Venetianern gehörigen Festung Peschiera bemächtigte. Bonaparte erzwang am 30. Mai bei Borghetto den Übergang über den Mincio⁷, nahm Verona

⁷ Mit knapper Not entging Bonaparte hierbei der Gefangennahme. Er hatte in Valeggio sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Division Masséna, die es decken sollte, war am rechten Mincioufer beim Abkochen

und besetzte die Linie vom Monte Baldo bis an die untere Etsch, um, gedeckt gegen die aus Tirol zu erwartenden österreichischen Verstärkungen, die Einnahme Mantuas zu beschleunigen. Gleichzeitig zwang er den König von Neapel zu einem Waffenstillstand, der u. a. den Abzug der neapolitanischen Kavallerie aus dem Verbande der österreichischen Armee zur Folge hatte.

Die kommende Zeit steht unter dem Zeichen der vier Versuche der Österreicher, durch Vorstöße aus Tirol den Entsatz Mantuas zu erreichen. Angesichts dieser mit überlegenen Kräften und mit großer Energie ausgeführten Angriffe stand für Napoleon nicht nur der Verlust all seiner in Italien errungenen Vorteile, sondern sein ganzer, auf diesen aufgebauten persönlicher und militärischer Ruf auf dem Spiele. „Was der junge Feldherr hier während der nächsten Monate im Kampfe gegen vier einander ablösende Armeen geleistet hat“, schreibt Fournier, „gehört zu dem Bewunderungswürdigsten der Kriegsgeschichte, geleistet freilich mit der Überlegenheit seines unerschöpflich reichen Talentes, mit seinem Scharfblick für Gunst und Ungunst des Terrains, für Schwäche und Stärke, Vorzüge und Fehler des Feindes, mit seiner allgegenwärtigen Umsicht, die alle Punkte und alle Momente der Aktion zugleich in Auge und Sinn behielt, und mit der vollen Schätzung des Augenblicks.“

Anfang Juni war die Einschließung Mantuas vollendet. Die Zeit, die zur Vorbereitung der Einnahme der Festung, namentlich zur Herbeischaffung des Belagerungstrains, erfor-

und hatte die Brücke noch nicht überschritten. So konnten öfters Plänkler ungehindert in Valeggio eindringen und bis vor sein Hauptquartier gelangen. Mit Mühe gelang es dem General, zu entkommen. Durch dieses Vorkommnis gewitzigt, ließ Napoleon daraufhin durch den Eskadronchef Bessières das Korps der Guiden zu seinem persönlichen Schutz bilden.

derlich war, nutzte Bonaparte, um sich auch im Süden die notwendige Rückendeckung zu verschaffen. In den kaiserlichen Lehen räumte er mit aufrührerischen Banden auf, er erzwang die Ausweisung des österreichischen Gesandten aus Genua und überhaupt eine den Franzosen wohlwollende Haltung dieser Stadt; er besetzte Bologna und Ferrara und schloß am 23. Juni mit dem römischen Hof, der gegen ihn gerüstet hatte, einen Waffenstillstand, der ihm nicht nur den Besitz dieser beiden wichtigen Städte sicherte, sondern ihm überdies lebensnotwendige Lieferungen für die Armee und zahlreiche Kunstschatze für das Pariser Museum einbrachte. Darauf besetzte er, „um die Neutralität des Hafens aufrechtzuerhalten“, Livorno. Wie vielseitig seine Tätigkeit damals war, geht am besten aus dem Bericht hervor, den er am 21. Juni von Bologna aus an das Vollziehungsdirektorium sandte: „Mit einer nicht gerade starken Armee muß man alles tun: man muß die deutschen Armeen im Zaum halten, Festungen belagern, unsern Rücken decken, Genua, Venedig, Toskana, Rom, Neapel Furcht einflößen; man muß überall sein. Dazu bedarf es der Einheit der militärischen, diplomatischen und finanziellen Leitung. Hier muß man niederbrennen, erschießen lassen, um Schrecken zu verbreiten und ein warnendes Beispiel zu geben. Auf einer anderen Seite gehen Dinge vor, bei denen man sich stellen muß, als sehe man sie nicht, und von denen man somit auch nicht sprechen darf, weil die Zeit dazu noch nicht gekommen ist. Die Diplomatie ist in diesem Augenblick in Italien ganz militärisch.“

Mittlerweile war aus der Artillerie, welche die Franzosen in Modena und in der Zitadelle von Ferrara vorgefunden hatten, der für die Belagerung Mantuas nötige Artilleriepark zusammengebracht worden. Ein geplanter Handstreich auf das Ausfallstor konnte nicht zur Ausführung kommen, weil

die Schiffe wegen des plötzlichen Sinkens des Po nicht genügend Wasser hatten. Man hoffte, mit Hilfe von Laufgräben die Festung binnen kurzem einzunehmen, um so mehr, als sie schlecht bewaffnet und ihre Besatzung ziemlich geschwächt war.

Da traten Ereignisse ein, die von Bonaparte gebieterisch einen Entschluß verlangten. Der Feldmarschall Wurmser war vom Oberrhein abberufen worden, um mit starken Kräften zu Beaulieu zu stoßen und den Oberbefehl über die österreichische Armee in Italien zu übernehmen. In Trient angekommen, teilte der Marschall seine Armee in drei Kolonnen. Das Zentrum, das er selbst befehligte, sollte zwischen Etsch und Gardasee, der linke Flügel unter dem Kommando Davidovichs im Etschtal gegen Verona und Cosseria vorstoßen, während gleichzeitig Quosdanovich den Auftrag hatte, durch einen Marsch durch das Chiesetal auf Brescia die Franzosen zu umgehen und ihnen den Rückzug nach Mailand abzuschneiden. In einem Bericht an das Direktorium vom 6. August schildert Napoleon die Schwierigkeit der Lage, der er sich gegenüber sah: „Indem der Feind aus Tirol über Brescia und an der Etsch heruntermarschierte, nahm er mich in die Mitte. Wenn nun gleich die französische Armee zu schwach war, um den vereinigten Divisionen des Feindes zu widerstehen, vermochte sie doch jede einzeln zu schlagen, und zwar infolge der Stellung, in der ich mich zwischen ihnen befand. Es war mir daher, indem ich schnell zurückging, möglich, die feindliche, von Brescia herabgekommene Division zu umwickeln, vollständig zu schlagen und gefangen zu nehmen, von da nach dem Mincio zurückzumarschieren, Wurmser anzugreifen und zu nötigen, sich nach Tirol zurückzuziehen. Aber um diesen Plan auszuführen, mußte man binnen 24 Stunden die Belagerung von Mantua, das auf dem Punkte, genommen zu werden, stand, aufheben und mußte

sogleich über den Mincio zurückgehen, um den feindlichen Divisionen nicht die Zeit zu lassen, mich zu umwickeln.“ Ohne sich lange zu besinnen, traf der Feldherr den Entschluß, den die Stunde erheischte. Er befahl Serurier, unter Zurücklassung seines gesamten Belagerungsgerätes, das er nach Möglichkeit unbrauchbar machen ließ, die Einschließung Mantuas aufzuheben und sich mit der Armee zu vereinigen. Er wollte zunächst dem am weitesten vorgeschrittenen und daher gänzlich isolierten Quosdanovich entgegentreten. Dieser tapfere General, der schon über Brescia vorgestoßen war, wurde am 31. August zum Rückzug auf Gavardo gezwungen. Den Rest seines Korps sowie Truppenteile Wurmsers ereilte am 3. August bei Lonato ihr Schicksal.

Nunmehr wandte sich Napoleon gegen Wurmser, der durch einen Vormarsch auf Mantua kostbare Zeit verloren hatte, und brachte ihm im Verein mit der inzwischen eingetroffenen Division Serurier am 5. August bei Castiglione eine schwere Niederlage bei. Nachdem sich Wurmser nach weiteren verlustreichen Gefechten mit seiner ganzen Armee nach Tirol zurückgezogen hatte, konnte Bonaparte die Einschließung Mantuas zum zweiten Male beginnen, wenngleich jetzt nach dem Verlust des Belagerungstrains an eine Belagerung der Festung nicht mehr zu denken war.

Wurmser gönnte sich nur kurze Ruhe. Um 20000 Mann frischer Truppen verstärkt, begann er Ende August die Brenta abwärts gegen Bassano zu marschieren, während er Davidovich bei Rovereto stehen ließ. Aber auch Napoleon rückte seinerseits mit den Divisionen Vaubois, Masséna und Augereau gegen Tirol vor. Davidovich wurde am 4. September bei Rovereto geschlagen und weit hinter Trient zurückgedrängt. Dann aber holte Napoleon in Märschen von beispielloser Schnelligkeit den Marschall ein, der weiter in die Ebene von Bassano vorgedrungen war. Dort wurde Wurmser am 8. so

entscheidend geschlagen, daß er sich der gänzlichen Vernichtung nur deshalb entziehen konnte, weil ein französischer Bataillonschef, der sich abgeschnitten glaubte, Legnago kopflos räumte, ohne die Etschbrücke abzubrechen. Noch konnte Wurmser in einzelnen Treffen Teilerfolge erzielen, bis am 15. September die Schlacht bei San Giorgio sein Schicksal besiegelte. Er warf sich mit dem Rest seiner Truppen in die Festung Mantua, die neuerdings, also zum dritten Male, blockiert wurde.

Wir haben gesehen, daß Bonaparte, seitdem er den Oberbefehl in Italien führte, wiederholt Gelegenheit gehabt hatte, seine reichen politischen und staatsmännischen Fähigkeiten zu entfalten. Die Pausen zwischen den kriegerischen Ereignissen nahmen ihn jedesmal in dieser Richtung in Anspruch. Er hatte Verhandlungen und Korrespondenzen mit den Fürsten und Städten zu führen und sich mit Verwaltungsfragen aller Art abzugeben. Es war eine logische Folge der Zeitumstände und der ständigen Berührung der Italiener mit den französischen Revolutionssoldaten, daß sich in ganz Oberitalien mehr und mehr freiheitliche Regungen bemerkbar machten. Italien war damals gleich Deutschland in zahllose Kleinstaaten aufgesplittert, die entweder von Fürsten regiert wurden oder von der Aristokratie beherrschte Republiken bildeten. Die Freiheitsgelüste der kleinen Staaten, die sich gegen die partikularistischen Instinkte ihrer Regierenden richteten, gipfelten in der Sehnsucht nach einer Einigung Italiens.

Es konnte nur im Sinne Napoleons liegen, diese Einheitsbestrebungen zu fördern, weil er mit Recht hoffte, ein auf republikanischer Grundlage aufgebautes, durch seine Hilfe geeintes Italien wenigstens für die nächste Zukunft an der Seite Frankreichs zu finden. Es waren besonders die Mailänder, die ihm gegenüber eine freundschaftliche Haltung

an den Tag legten, und er konnte ihnen bald nach Castiglione seinen Dank mit den Worten ausdrücken: „Als die französische Armee sich auf dem Rückzug befand . . ., da habt ihr Anhänglichkeit an Frankreich, Liebe zur Freiheit bewiesen; ihr habt einen Eifer entfaltet und einen Charakter gezeigt, die euch die Achtung der Armee erworben haben und euch des Schutzes der Republik würdig machen werden. Jeden Tag zeigt euer Volk sich der Freiheit würdiger; jeden Tag gewinnt es an Tatkraft und gewiß wird es einst ruhmvoll auf der Bühne der Welt auftreten.“ Nachdem Bonaparte aus der Lombardei eine Transpadanische Republik errichtet hatte, faßte er auch die Städte Reggio, Modena, Ferrara und Bologna zu einer Zispadanischen Republik zusammen, die beide 1797 in der Zisalpinischen Republik aufgingen.

Bei dieser ganzen politischen Tätigkeit ging er jedoch sehr vorsichtig zu Werke und vermied namentlich alles, was den Klerus gegen ihn hätte aufbringen können. „Geschickt bediente er sich der Zauberworte Freiheit, Gleichheit und vor allem nationale Unabhängigkeit, die schon seit den Zeiten Roms den Italienern so teuer gewesen waren. Die Verwaltung der Provinzen, Städte und Gemeinden vertraute er Einheimischen an, indem er die würdigsten Personen auswählte, die beim Volke besonders in Gunst standen; die Polizei überließ er den Nationalgarden, die nach dem Vorbild der französischen in der ganzen Lombardei unter den italienischen Farben grün-weiß-rot gebildet wurden.“

Der Wiener Hof, durch die Nachricht von Wurmsers Niederlagen jäh aus seiner freudigen Stimmung über die Erfolge des Erzherzogs Karl auf dem deutschen Kriegsschauplatz gerissen, beauftragte nunmehr den Feldzeugmeister Alvinczy, mit einer dritten Armee in Italien einzubrechen, um Mantua und damit auch Wurmser zu befreien.

Zunächst will es scheinen, als stehe dieser Zug unter einem günstigen Stern. Am 2. November überschreitet Alvinczy den Piave; Davidovich dringt im Etschtal vor. Die Österreicher verteidigen mit Erfolg die Übergänge über die Brenta. Vaubois wird zurückgeschlagen, und die Österreicher stehen am 8. in Rovereto und vor Vicenza. Als gar noch am 11. und 12. Augereau und Masséna bei Caldiero empfindlich geschlagen und nach Verona zurückgeworfen werden, sieht sich Napoleon genötigt, seinen ursprünglichen Plan, Alvinczy über die Brenta zurückzuwerfen und dann mit ganzer Kraft über Davidovich herzufallen, aufzugeben. Er faßte einen neuen, unerhört kühnen Entschluß, der zu dem denkwürdigen Sieg von Arcole führen sollte. Er entblößt die Einschließungslinie um Mantua von Truppen und bricht am 14. abends mit seiner Hauptmacht von Verona nach Westen auf. Während ihn aber der Gegner im Rückzug auf den Mincio begriffen glaubt, biegt er plötzlich nach Südosten ab und marschiert die Etsch entlang auf Ronco.

Hier überschreitet er erneut die Etsch, um die Österreicher bei Villanova in der Flanke und im Rücken zu fassen. Zwar leistete der Gegner bei Arcole am Alpone hartnäckigen Widerstand, den selbst Napoleon durch wagemutigsten persönlichen Einsatz auf der Brücke von Arcole zunächst nicht brechen konnte, allein ein Angriffsversuch Alvinczys auf Verona war damit zunichte geworden. Endlich am 17. November, dem dritten Tage dieses blutigen Ringens⁸, gelingt es Napoleon, Alvinczy zu umgehen und zum Rückzug über Montebello bis Olmo zu zwingen. Er selbst zieht siegreich wieder in Verona ein, allerdings nur, um sogleich wieder zum Angriff gegen Davidovich aufzubrechen, der eine Schlappe erleidet und nach Tirol zurückgeworfen wird. Gleichzeitig ist

⁸ „Noch nie ist ein Schlachtfeld so streitig gemacht worden wie das von Arcole“, schreibt Napoleon am 19. November an Carnot.

ein Ausfallsversuch Wurmsers aus Mantua gescheitert, und Bonaparte kann auf die baldige Übergabe dieser Festung hoffen. Er wartet sehnlichst darauf, denn seine Armee ist mehr und mehr zusammengeschrumpft. Während die Österreicher dauernd durch frische Truppen verstärkt wurden, sind seine dringenden Hilferufe an das Direktorium ohne nennenswerten Erfolg verhallt. „Die geringe Stärke der Armee und die vollkommene Aufreibung der tapfersten Männer lassen mich alles befürchten“, schreibt er am 13. November nach Paris. „Vielleicht sind wir auf dem Punkte, Italien zu verlieren. Keine der erwarteten Verstärkungen ist eingetroffen. Ich tue meine Pflicht und die Armee tut die ihre. Es zerreißt mir das Herz, aber mein Gewissen ist ruhig. Verstärkung! Verstärkung!“

Dieser dringende Appell tat endlich die erhoffte Wirkung. Es traf eine Verstärkung von 7000 Mann ein, die die Verluste der Schlacht von Arcole und der Einschließung von Mantua ausglich. Sie war für Bonaparte von um so größerer Bedeutung, als Wurmser wider Erwarten die Übergabe von Mantua durch eine bewunderungswürdige Zähigkeit bis zum 3. Februar des Jahres 1797 hinauszögern konnte. Er hoffte immer noch auf Entsatz, weil Alvinczy zu Beginn des neuen Jahres einen weiteren Feldzug eingeleitet hatte. Der Operationsplan des Wiener Hofkriegsrats bei diesem nunmehr vierten Entsatzversuch Mantuas schrieb ihm einen doppelten Angriff vor. Der Hauptangriff sollte unter Alvinczys Kommando auf den Monte Baldo, ein weiterer unter Provera über die Ebenen bei Padua auf die untere Etsch erfolgen.

Von den fünf Divisionen, über die Bonaparte verfügte, stand die Division Joubert am Monte Baldo, bei Rivoli und Busso-lengo; Rey befand sich bei Desenzano; Masséna hatte Verona besetzt, und Augereau stand bei Legnago, während Serurier Mantua eingeschlossen hielt.



Gros: Bonaparte bei Arcole



Philippoteaux: Bonaparte in der Schlacht von Rivoli

Als die ersten Angriffe der Österreicher begannen, war es zunächst für Bonaparte unklar, in welcher Richtung der Hauptstoß erfolgen würde. Aber am Abend des 13. Januar erkannte er aus den Berichten Jouberts, der seine vorgeschobene Stellung bei La Corona geräumt und sich auf die Hochebene von Rivoli zurückgezogen hatte, die drohende Gefahr. Alles kam jetzt darauf an, trotz der in Gang befindlichen Überflügelung diese wichtige Stellung zu halten und die Umklammerung des Feindes zu durchbrechen, ehe dieser seine Artillerie und seine Kavallerie an sich herangezogen hatte.

Napoleon war noch in der Nacht von Verona aus zu Joubert geeilt und handelte blitzschnell. Als am Morgen des 14. die Österreicher in sechs Kolonnen umfassend angriffen, entblößte er seine zurückgebogenen Flanken von Truppen und ging mit allen verfügbaren Kräften im Zentrum zum Gegenangriff vor. Masséna und Rey hatte er sofort nach dem gefährdeten Punkt beordert.

Die Schlacht war auf der ganzen Linie entbrannt. Einen Augenblick schwankte der Kampf bei der Kapelle San Marco, wo Quosdanovich aus dem Etschtal hervorgebrochen war, aber einige kühne Reiterattacken der Franzosen und ein erfolgreicher Stoß gegen eine vom Wirtshaus della Dogana in einem Hohlweg vorgedrungene Kolonne entschieden das Schicksal des Tages. Der Sieg Bonapartes, der „in seiner Sicherheit und Ruhe seinen Generalen wie seinen Soldaten fast als ein Halbgott erschienen war“, war ein vollständiger; die österreichische Armee, auch am folgenden Tage nochmals geschlagen, befand sich in völliger Auflösung, eines ihrer Korps, das des Obersten Lusignan, geriet nahezu restlos in Gefangenschaft.

Inzwischen aber hatte Provera die Etsch überschritten und war am 15. vor San Giorgio, einer Vorstadt Mantuas, angekommen. Als er jedoch am 16. morgens zum Angriff auf

La Favorita vorging, sah er sich von allen Seiten umfaßt. Denn Bonaparte war am Morgen nach dem Siege von Rivoli mit dem Korps Masséna nach Süden aufgebrochen, während er gleichzeitig Augereau aus dem Etschtal gegen Provera hatte vorrücken lassen. Die Favorita aber war von Serurier besetzt. In dieser hoffnungslosen Lage blieb dem österreichischen General nichts anderes übrig, als die Waffen zu strecken.

Jetzt war auch das Schicksal der Festung besiegelt. Nach achtmonatiger tapferer Gegenwehr wurde sie am 3. Februar den Franzosen übergeben.

Durch den Fall Mantuas waren die Österreicher in die Defensive gedrängt worden. An Napoleon war es jetzt, zum entscheidenden Vorstoß in das Herz Österreichs anzusetzen, um den Frieden zu erzwingen. Während er aber, nachdem Bassano und Citadella sowie die Linie des Avisio in den Händen seiner Truppen waren, in Erwartung von Verstärkungen haltmachen ließ, hatte er noch eine andere Angelegenheit zu bereinigen.

Der römische Hof hatte, vertrauend auf die österreichischen Waffen, den Waffenstillstand mit Frankreich gebrochen, „weil der Papst entschlossen ist, sich ganz dem Glück des Hauses Österreich anzuvertrauen“, wie sich Kardinal Busca in einem Schreiben an den römischen Geschäftsträger in Wien ausdrückte. Er hatte eifrig Truppen ausgehoben und sich von Wien den General Colli als Befehlshaber seiner Truppen ausgeborgt.

Napoleon hatte an und für sich, um sich nicht zu verzetteln und den innerpolitischen Verhältnissen Italiens Rechnung tragend, den Wunsch gehabt, zu einer Verständigung mit der Kurie zu kommen. Jetzt sah er sich genötigt, dem Drängen des Direktoriums nachzugeben und gegen Rom zu marschieren. Wie nicht anders zu erwarten war, zerstob unter

dem Ansturm der kriegserprobten Truppen Bonapartes das päpstliche Heer wie Spreu vor dem Winde. Aber in kluger Mäßigung begnügte er sich damit, dem Papste seine Macht zu zeigen. Er sandte alle Gefangenen zurück, verzichtete auf eine Besetzung Roms und schloß am 19. Februar mit Pius VI. zu Tolentino einen Frieden, in dem dieser neben einer beträchtlichen Zahlung und der Abtretung von Bologna, Ferrara und der Romagna sowie des Hafens von Ancona sich verpflichtete, keinem antifranzösischen Bündnis beizutreten und seine Häfen den Engländern zu verschließen.

Inzwischen war nach dem doppelten Versagen Alvinczys der Oberbefehl über die österreichische Armee auf den Erzherzog Karl übergegangen. Bedeutende Verstärkungen waren für ihn vom rheinischen Kriegsschauplatz unterwegs. Aber noch ehe sie zu ihm gestoßen waren, trafen bei Napoleon zwei Divisionen der Rhein- und der Sambre-Maas-Armee unter Bernadotte ein. Sie setzten ihn in die Lage, am 10. März die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

Die Österreicher hatten eine vorgeschobene Stellung am Piave inne und standen außerdem hinter dem Tagliamento, in Tirol und in den Tälern des Avisio und der Nos. Am 12. März überschritt Bonaparte den Piave und am 16. den Tagliamento, hinter dem ihm der Gegner nur ein kurzes Gefecht lieferte. Noch am Abend trat dieser den Rückzug an. Die Straße nach Kärnten war ihm allerdings verlegt, da Masséna sich des wichtigen Pontebbapasses bemächtigt hatte, und so mußte er den Weg über Udine, Cividale, Caporetto, die Österreichische Klause und Tarvis nehmen, um die Heerstraße zu erreichen.

Napoleon hatte zunächst eine sehr hohe Meinung von den Feldherrnqualitäten des Erzherzogs, dem der Ruhm von Würzburg und vom Rhein vorausgeeilt war. Er ließ daher im Anfang ihm gegenüber große Vorsicht walten, da er die

„groben Fehler“ seines Gegners „veranlaßt hielt durch Absichten, die in Wirklichkeit nicht bestanden“⁹.

Während Napoleon unter beständigen kleineren Gefechten hinter den zurückweichenden Österreichern über den Isonzo, über die Julischen Alpen und über die Drau nach Klagenfurt und Laibach nachrückte, stieß auch Joubert, der erfolgreich gegen den Brenner operiert hatte, wieder zu ihm. Am 7. April rückte Masséna in Leoben ein. Am gleichen Tage wurde in Judenburg ein Waffenstillstandsvertrag auf die Dauer von fünf Tagen unterzeichnet und das ganze Land bis zum Semmering von französischen Truppen besetzt. Anschließend wurden Verhandlungen eingeleitet, die am 18. April zum Vorfrieden von Leoben führten.

Übrigens hatte schon während dieses Feldzuges Napoleon in England den Hauptfeind Frankreichs erkannt und eingesehen, daß diese Macht die treibende Kraft der Koalitionen und damit der verantwortliche Urheber der Einkreisungspolitik gegen die französische Republik war. Diese Erkenntnis verließ ihn während der ganzen Dauer seiner Machtstellung in Frankreich nicht mehr und trieb ihn endlich auch auf die Bahn der Kontinentalsperre. In dem Tagesbefehl, den Bonaparte am 9. März von Bassano aus an seine Soldaten richtete, wirft er dem Kaiser Franz vor, er sei „freiwillig vom Range einer Großmacht herabgestiegen und in den Sold der Kaufleute von London getreten; er hat keinen

⁹ Am 25. März schrieb Bonaparte an das Direktorium: „Bis zur Stunde hat der Prinz Karl schlechter manövriert als Beaulieu und Wurmser, er hat auf Schritt und Tritt Fehler gemacht, und zwar äußerst grobe; es ist ihm dies teuer zu stehen gekommen, aber es würde ihm noch weit teurer geworden sein, wenn der Ruf, den er hatte, mich nicht bis zu einem gewissen Grade getäuscht und mich nicht verhindert hätte, von gewissen Fehlern, welche ich bemerkte, mich zu überzeugen, da ich sie veranlaßt hielt durch Absichten, die in Wirklichkeit nicht bestanden.“

Willen und keine Politik als die der treulosen Insulaner, welche, selbst den Schrecknissen des Krieges fremd, über die Drangsale des Kontinents lachen und sich freuen.“

Genau vier Wochen hatte der Feldzug des Jahres 1797 gedauert, der nicht mehr die Angriffe österreichischer Heere abzuwehren hatte, sondern den Kampf mitten nach Österreich hineintrug und mit wenigen raschen Stößen dessen Macht niederwarf. Der kaiserliche Hof, der in größter Bestürzung bereits aus Wien geflohen war, zeigte sich jetzt mit einem Schlage zu Verhandlungen bereit, die er noch vor kurzem abgelehnt hatte. Andererseits mußte aber auch Napoleon an einem möglichst raschen Friedensschluß gelegen sein. Denn das Direktorium hatte seine dringende Bitte, die Rhein- und die Sambre-Maas-Armee möchten zur Entlastung seines eigenen Vormarsches auch ihrerseits angreifen, abgelehnt und erklärt, „die italienische Armee dürfe nicht auf die Mitwirkung der an der Grenze Deutschlands stehenden Heere, sondern könne nur auf ihre eigene Kraft rechnen“. Als Bonaparte kurze Zeit darauf erfuhr, daß Moreau trotzdem am 7. April über den Rhein gegangen war, mußte er mit Recht erbittert sein; denn „er hatte“, wie Bourienne erzählt, „die Präliminarien nur unterzeichnet, weil die Regierung ihm die augenblickliche Unmöglichkeit vorstellte, die Armeen des Rheins gemeinsam mit der seinigen operieren zu lassen“.

Man darf Bourienne glauben, wenn er sagt, Bonaparte sei so völlig außer sich gewesen, „daß er einen Augenblick die Idee hatte, auf das linke Ufer des Tagliamento zurückzukehren und unter irgend einem Vorwand alle Verhandlungen abubrechen“. Bonaparte befand sich, als er diese Mitteilung erhielt, bereits auf dem Rückweg nach Italien.

Es ist kein Wunder, wenn er in dem Verhalten des Direktoriums häßliche Intrigen und die Furcht vor dem starken Manne seitens der Pariser Machthaber witterte, welche die

Erfolge der französischen Waffen ihrem eigenen Ehrgeiz aufopfert.

Es ist bezeichnend, daß Bonaparte sich dem Direktorium gegenüber wegen des eigenmächtigen Abschlusses des Leobener Vorfriedens verteidigen und sogar mit der Drohung seines Rücktrittes vom Oberkommando über die italienische Armee und der Absicht, sich der politischen Karriere zu widmen, winken mußte, um Paris zur Ratifizierung zu bewegen. Die Abmachungen des Präliminarfriedens enthalten im großen und ganzen jene Artikel, welche dann im Herbst in Campo Formio unterzeichnet wurden, doch wurde beim endgültigen Friedensschluß Frankreich auch die Rheingrenze zugesprochen. Außerdem war ein wesentlicher Punkt des Leobener Abkommens nicht in dem offiziellen, sondern in einem Geheimvertrag niedergelegt: es war dies die Abtretung des Festlandes von Venedig an Österreich als Entschädigung für dessen Gebietsverluste an Frankreich. Da dieses Land aber bis zur Stunde noch nicht in französischem Besitz war, mußte Napoleon schleunigst die Voraussetzungen zur Erfüllung seiner Zusage schaffen.

Der Anlaß zu einem Konflikt mit der Lagunenstadt war längst gegeben und wurde jetzt benutzt, um ihr am 2. Mai den Krieg zu erklären. Lange schon waren im Gebiet der Republik Venedig revolutionäre Umtriebe gegen den Senat im Gange. Ob sie nun auf die Tätigkeit der Agenten Bonapartes zurückzuführen waren oder in freiheitlichen Regungen des Volkes ihren Ursprung hatten — Tatsache ist, daß es darüber zu schweren Ausschreitungen gegen Franzosen gekommen war. Schon in den ersten Tagen des April hatte sich Napoleon wiederholt gezwungen gesehen, den Dogen in scharfen Noten auf die Unhaltbarkeit der Zustände hinzuweisen. Am 30. April rief er den französischen Geschäftsträger in Venedig, Lallement, mit den zornigen Worten zurück: „Fran-

zösisches Blut ist in Venedig geflossen, und Sie sind noch dort! Wollen Sie denn warten, bis man Sie fortjagt? Die Franzosen können sich nicht mehr in den Straßen sehen lassen, sie werden beschimpft und mißhandelt, und Sie bleiben dabei einfacher Zuschauer!“ Der äußere Anlaß zum offenen Bruch war die Niedermetzlung zahlreicher Franzosen in dem damals zu Venedig gehörenden Verona. Nach knapp vierzehn Tagen und ohne Widerstand zu finden, konnte Napoleon diesen „Krieg“ zu Ende führen. Der aristokratische Rat dankte ab, und die demokratische Verfassung des Jahres 1200 trat wieder in Kraft. Der Staat Venedig zerfiel in einzelne Freistaaten, welche die italienischen Farben annahmen.

Noch einmal mußte Bonaparte eingreifen, um die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Diesmal war es in Genua, aber auch der dort ausgebrochene Aufstand endete mit der Ablösung der aristokratischen (Doriaschen) Verfassung durch eine demokratische.

Während Bonaparte in seinem Hauptquartier, dem Schlosse von Mombello bei Mailand, eine regelrechte Hofhaltung eingerichtet hatte und von hier aus seine diplomatischen Verhandlungen mit Genua und Sardinien, mit dem Papst und mit Graubünden führte und zur Proklamierung der Zisalpinischen Republik schritt, zog sich über der Direktorialregierung ein drohendes Unwetter zusammen.

Am 13. Vendémiaire hatte Bonaparte einen Umsturzversuch der Royalisten im Feuer seiner Kanonen zusammenbrechen lassen. Jetzt erhoben die Verschwörer von neuem ihr Haupt. Auf Grund der Wahlen vom Mai hatten sie in den beiden Räten eine Mehrheit erhalten, ja im Rat der Fünfhundert war sogar der Präsidentenposten an einen ihrer Führer, den General Pichegru, gefallen; außerdem besaßen sie einen starken Stützpunkt im Klub von Clichy. Von

diesen beiden Positionen aus eröffneten sie den Angriff gegen das Direktorium.

Der General Bonaparte hatte bei einem aufgegriffenen Agenten Papiere gefunden, aus denen einwandfrei die Beziehungen des General Pichegru zum Prinzen von Condé hervorgingen, und zwar Beziehungen in einer Zeit, in welcher er als Befehlshaber der Rheinarmee sinnfällig zum Schaden seines Landes operiert hatte. Napoleon sandte das belastende Material nach Paris, und er schickte — in Ahnung der kommenden Ereignisse — auch die Generale Augereau und Bernadotte dorthin, um nötigenfalls dem Direktorium seine Hilfe leihen zu können. Denn wenn er auch allen Grund hatte, mit der schwankenden Haltung des unfähigen und eifersüchtigen Direktoriums unzufrieden zu sein, so war er sich dennoch darüber im klaren, daß seine eigenen, immer deutlichere Gestalt annehmenden Machtpläne durch einen Sieg der Gegenrevolution, wenn nicht vereitelt, so doch wesentlich erschwert würden. Zudem war seine eigene Person einer der Hauptpunkte, auf welche die Clichypartei ihre Angriffe richtete. Unter anderem hatte ihm Dumolard im Hinblick auf den Krieg gegen Venedig „verbrecherische Verletzung des Völkerrechts“ vorgeworfen. In seinem Schreiben an den Präsidenten des Vollzugsdirektoriums vom 30. Juni läßt Napoleon seiner Empörung freien Lauf und wiederholt seine Bitte um Entlassung. „Nachdem ich ein Dekret verdient hätte, daß ich mich um das Vaterland verdient gemacht habe, durfte ich nicht erwarten, mich einer ebenso unsinnigen, wie abscheulichen Maßregel anklagen zu hören; ich durfte nicht erwarten, daß ein von einem Emigranten eingegebenes und von England bezahltes Manifest bei dem Rat der Fünfhundert mehr Glauben erhalten könne als das Zeugnis von achtzigtausend Mann und als das meinige!“ Und in einer Note über die venezianischen Ereignisse, vermutlich vom

gleichen Tage, nahm er zu einem dieser Angriffe Stellung. „Unwissende und geschwätzige Advokaten haben in dem Klub von Clichy gefragt, warum wir das venezianische Gebiet besetzt haben. Ihr Herren Redner, lernt Geographie und dann werdet Ihr erfahren, daß die Etsch, die Brenta, der Tagliamento, an deren Ufern wir uns seit zwei Jahren schlagen, venezianische Staaten sind. Ach! wahrlich, wir kennen Eure Gedanken! Ihr macht der italienischen Armee den Vorwurf, daß sie alle Hindernisse überstiegen, Italien durchzogen hat, zweimal über die Alpen gegangen ist und sich nach Wien geworfen hat, welches gezwungen wurde, diese Republik anzuerkennen, welche Ihr, Herren von Clichy, zugrunde richten wollt . . . Aber ich sage Euch, und ich spreche im Namen von achtzigtausend Soldaten: die Zeit, wo feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinierten ließen, ist vorüber, und wenn Ihr uns dazu zwingt, so werden die italienischen Soldaten mit ihrem General an die Barrieren der Clichystraße kommen; aber dann wehe Euch!“ Diese Drohung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; und ebenso deutlich waren die Adressen seiner Soldaten, die Augereau mit nach Paris brachte. „Zittert, Royalisten“, hieß es da, „von der Etsch bis zur Seine ist nur ein Schritt. Zittert, Eure Sünden sind gezählt, und der Lohn dafür ist an den Spitzen unserer Bajonette.“ Diese entschlossene Haltung ermutigte die Regierung, die sich zudem von der damals unter Hoche stehenden Sambre-Maas-Armee einige Regimenter nach Paris hatte kommen lassen.

Für den 18. Fructidor hatten die Royalisten ihren Staatsstreich festgesetzt. Aber das Direktorium kam ihnen zuvor. Noch in der Nacht ließ es die um Paris liegenden Truppen unter dem Befehl Augereaus in die Stadt rücken. Am nächsten Morgen drang er kampflos in die Tuilerien ein, wo sich

der gesetzgebende Körper befand, und verhaftete die Rädelsführer. Gleichzeitig entledigten sich die Direktoren Barras, Rewbell und La Revellière ihrer beiden Kollegen Carnot und Barthélemy, die des Einverständnisses mit den Verschwörern angeklagt waren. Mit ihnen wurde eine große Anzahl von Mitgliedern des Rates der Fünfhundert zur Deportation verurteilt. Mit diesen strengen Maßnahmen des Direktoriums war übrigens Napoleon nicht einverstanden. Er äußerte sein Mißfallen darüber, daß die Direktoren es nicht verstanden hätten, sich bei ihrem Siege zu mäßigen. „Eine große Zahl von Schwärmern und Pamphletisten, die nur Verachtung und eine angemessene Freiheitsstrafe verdienten, zur Deportation verurteilen, das heißt die Proskriptionen der römischen Triumvirn erneuern und größere Willkür und Grausamkeit zeigen als Fouquier-Tinville's Tribunal, denn dieses hörte wenigstens die Angeklagten und verurteilte sie nur zum Tode.“

Das Direktorium wurde durch zwei demokratisch gesinnte Männer ergänzt. Die Republik war wiederum gerettet, aber, wie Fournier feststellt, „der eigentliche Sieger des 18. Fructidor war Bonaparte, so wie er der des 13. Vendémiaire gewesen war“.

Am 17. Oktober schloß er aus eigener Machtvollkommenheit¹⁰ den Frieden von Campo Formio ab, wobei er noch erreichte, daß Österreich bei dem in Aussicht genommenen Kongreß von Rastatt, der die Reichsangelegenheiten ordnen sollte, Frankreich die Rheingrenze zu verschaffen versprach.

¹⁰ Der Diplomat Miot de Méliot berichtet in seinen Memoiren von einem Gespräch mit Napoleon, bei welchem dieser gesagt haben soll: „Den Frieden, der nötig ist, um die Pariser Gaffer zu befriedigen, will ich selber machen. Ließe ich einem anderen das Verdienst, so würde ihn diese Gefälligkeit weit höher in der öffentlichen Meinung emporbringen als mich alle meine Siege.“

Am 16. November 1797 brach Napoleon von Mailand auf, um über die Schweiz nach Rastatt zu reisen. Welch ein Weg des Erfolges lag hinter ihm, seit er vor knapp zwanzig Monaten als Oberbefehlshaber der Armee von Italien den Boden dieses Landes betreten hatte! Er hatte in zwei Feldzügen die Armeen von vier österreichischen Feldherren vernichtet, ganz Oberitalien erobert, die Zisalpinische Republik begründet, die den Habsburgern hörigen Fürsten zu Paaren getrieben, den Papst zum Frieden gezwungen und Venedig revolutioniert, um endlich in kühnem Zuge bis vor Wien zu dringen! Er hatte durch unsterbliche Siege die Fundamente zu der späteren Einigung Italiens gelegt, die Koalition gegen Frankreich zur Auflösung gebracht und eine neue Epoche der geschichtlichen Entwicklung Europas eingeleitet.

Nach kurzem Aufenthalt in Rastatt reiste er wieder ab; die ihm zugedachte Rolle eines französischen Bevollmächtigten für die Friedensverhandlungen mit dem Deutschen Reich sagte ihm nicht zu. Er ging nach Paris, wo man ihm rauschende Feste gab. Das Direktorium fand sich stillschweigend mit seiner Weigerung, nach Rastatt zurückzukehren, ab und behandelte ihn überhaupt wie ein rohes Ei. „Ohne ihn“, schrieb Barras in sein Notizbuch, „kann das Direktorium nichts tun.“ Sicherlich stand Bonaparte, der jetzt schon hinter den Kulissen die maßgebendste Rolle spielte, auch damals schon auf dem Sprunge, sich durch einen Staatsstreich der Regierungsgewalt zu bemächtigen; allein er erkannte, daß die Zeit noch nicht reif war.

Dabei häuften sich die Fälle, in denen er eine von den Auffassungen des Direktoriums abweichende Meinung vertrat. Als, veranlaßt durch die Ermordung des Generals Duphot in Rom, Berthier dorthin geschickt wurde, um eine Römische Republik aufzurichten, wobei es zu wüsten Plünderungen kam, hatte er zu maßvollerem Vorgehen und zum Abschluß

eines Konkordates geraten; denn „die Politik darf nicht von unerwarteten Zufällen gelenkt werden, vielmehr ist es Aufgabe der Politik, die Ereignisse zu lenken“. Als das Direktorium zur Feier des Jahrestages der Hinrichtung Ludwigs XVI. rüstete, weigerte sich Bonaparte, der Feierlichkeit beizuwohnen. „Nationale Feste feiert man zur Ehre von Siegen, die Opfer aber, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, beweint man. Den Tod eines Menschen zu feiern, kommt niemals einer Regierung zu; so etwas mag vielleicht eine Partei, ein Blutklub veranstalten. Ich begreife nicht, wie das Direktorium, das doch die Klubs der Jakobiner und Anarchisten geschlossen hat, das heute mit soundso viel Fürsten verhandelt, nicht fühlt, daß eine solche Festlichkeit der Republik viel mehr Feinde als Freunde macht, daß sie ihr die Gemüter entfremdet, statt zu nähern, daß sie die Gegensätze verschärft, statt sie zu mildern, mit einem Wort, daß sie der Regierung einer großen Nation unwürdig ist.“ Desgleichen wandte er sich schärfstens gegen illegale Akte, die von Polizeiorganen in höherem Auftrag gegen innerpolitische Gegner verübt wurden. Man ersieht daraus zweierlei: einmal, daß Napoleon die Zeit für gekommen hielt, sich von den Ungeschicklichkeiten der Direktorialregierung deutlich zu distanzieren, zum andern aber, daß er auf eine Überbrückung der innerpolitischen Gegensätze hinarbeitete. Als Staatsmann, der im Begriffe stand, eine mehr und mehr abwirtschaftende Regierung abzulösen, erkannte er, daß die Sammlung der Nation auf einer Linie das Gebot der Stunde war. Um dieselbe Zeit aber nahm ein Plan, der seine Phantasie schon seit Jahren beschäftigt hatte, greifbare Gestalt an. Es war dies ein Zug in den Orient. Ein doppelter Grund bestimmte ihn, diesen Plan jetzt in die Tat umzusetzen. Wir haben gesehen, daß Bonaparte schon in Italien sich der Todfeindschaft Englands und der Gefahr, die Frankreich

von dieser Seite drohte, bewußt war. Jetzt glaubte er die Stunde gekommen, England bis ins Mark zu treffen. Hatte er zunächst noch an eine Landung in Großbritannien gedacht, so mußte er sich bei einer Inspektionsreise an die Küste Nordfrankreichs bald davon überzeugen, daß ein solches Unternehmen im Augenblick wenig Aussicht auf Erfolg bot. Es blieb also nur der Weg, England an einem empfindlichen, seine Verbindungen mit Indien bedrohenden Punkte anzugreifen. Es war dies das Mittelmeer und war Ägypten. Trotzdem trieb Napoleon die an der nordfranzösischen Küste im Gang befindlichen Vorbereitungen zum Schein weiter, um London zu täuschen und von der geplanten ägyptischen Expedition abzulenken.

Der zweite Grund, der ihn zu diesem abenteuerlichen Zuge trieb, war ein persönlicher. Wir erinnern uns, daß er in der Zeit unfreiwilliger Muße vor dem dreizehnten Vendémiaire seine Blicke nach dem Osten richtete. Wenn er jetzt auch den Glanz seines Namens befestigt hatte, so befand er sich doch wiederum in einer ähnlichen Lage. Der Feldzug in Italien war siegreich beendet, der Zeitpunkt der Übernahme der politischen Macht war noch nicht da, und eine eigentliche, ihn ausfüllende verantwortliche Aufgabe war ihm nicht zugefallen. Er verlangte nach neuen Taten und wußte zugleich, daß er solcher zur Erhaltung seines Ruhmes bedurfte. Er sprach diesen Gedanken offen aus, wenn er zu Bourienne sagte: „Ich will nicht hier bleiben, es gibt hier nichts zu tun. Ich sehe, wenn ich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab; schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen; dort ist der Ursprung aller Macht und Größe.“

Für das Direktorium war die geplante Lösung ein willkommener Ausweg. Denn nicht nur, daß es in seiner Eitelkeit

hoffte, der außenpolitische Erfolg des Unternehmens, wenn es gelang, würde in erster Linie ihm und seiner Autorität zugute kommen: es war gleichzeitig, wenn nicht für immer, so doch für die nächsten Monate oder Jahre den Mann los, dessen ehrgeizige Pläne immer furchtgebietender in Erscheinung traten. Daß der General, wenn er zurückkehrte, größer und stolzer mit der Gloriole, die neue Siege um sein Haupt flochten, erst recht der schwächlichen Regierung den Todesstoß versetzen würde, war eine Gefahr, vor der die kurzsichtige Politik der Direktoren zunächst die Augen schloß.

Nach umfangreichen Vorbereitungen stach Napoleon am 19. Mai 1798 von Toulon aus an Bord des Admiralsschiffes, das den symbolhaften Namen „Orient“ trug, in See. Mit ihm segelte eine Kriegsflotte, die sich mit den aus Genua, Ajaccio und Civitavecchia auslaufenden Schiffen zu der imposanten Macht von fünfzehn Linienschiffen, ebensoviel Fregatten, acht Korvetten, einer Reihe kleinerer Kriegsfahrzeuge und dreihundert Transportschiffen vereinigte, auf denen sich 32000 Mann Landungstruppen befanden.

Zunächst wurde Malta angesteuert, das einen wichtigen Stützpunkt für das Unternehmen bildete. Die Ritter des Johanniterordens, denen die Insel gehörte, waren nicht imstande, sie zu verteidigen, und die Einnahme Maltas ging ohne wesentlichen Widerstand vor sich. Unter den Gründen, die seinen Angriff rechtfertigen sollten, hatte Bonaparte unter anderem angegeben, der Orden hätte schon seit langem die Feinde der Republik begünstigt, indem er den Engländern Matrosen geliefert und ihre Schiffe mit Lebensmitteln versehen habe.

Als er unter Zurücklassung einer entsprechenden Besatzung auf Malta nach Osten abgesegelt war, erfuhr er auf der Höhe von Candia, daß ein starkes englisches Geschwader unter

Admiral Nelson, welches das Mittelmeer bereits verlassen hatte, umgekehrt sei und sich auf der Suche nach ihm befinde. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Nelson, der ihn ahnungslos überholt hatte, vor ihm auf der Reede von Alexandrien anlangte und, da er ihn dort nicht vorfand, nach Syrien weitersegelte. Drei Tage später traf die französische Flotte vor Alexandrien ein. Bonaparte geriet über die Nachricht von Nelsons Besuch in Unruhe, da er mit dessen baldiger Rückkehr rechnen mußte. Er bestand daher auf einer sofortigen Landung und schnitt die Einwände des Admirals Brueys mit den Worten ab: „Das Glück gibt mir nur drei Tage; wenn ich sie nicht benutze, sind wir verloren!“

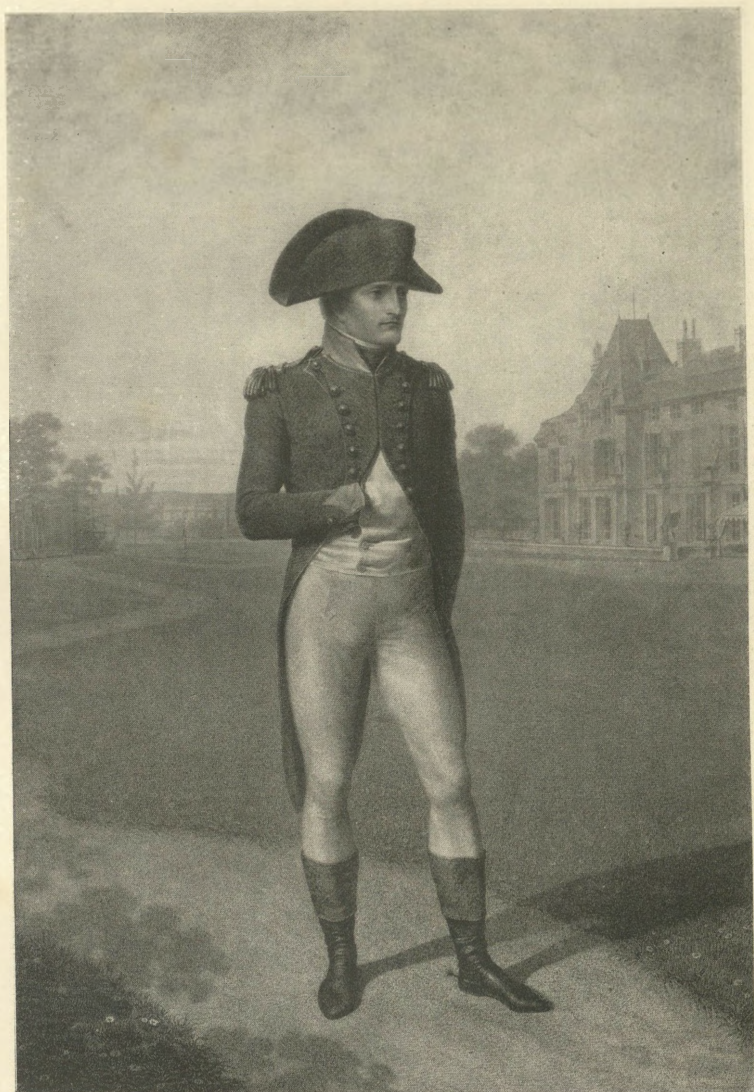
Der Schlag, den Napoleon zu führen gedachte, galt England, dessen Weg nach Indien durch eine französische Besetzung Ägyptens gefährdet war. Zunächst aber war durch die Expedition in erster Linie die Türkei betroffen, zu deren Hoheitsgebiet Ägypten gehörte. Um ihr Vorgehen gegenüber der Pforte zu rechtfertigen, hatte die französische Regierung erklärt, es handle sich lediglich darum, die rebellischen Mameluckenbeys zu züchtigen. Dieser Behauptung lag insofern ein wahrer Kern zugrunde, als die Beys dem türkischen Sultan längst über den Kopf gewachsen waren und als sich die Pforte auf die französischen Beschwerden über zahlreiche Übergriffe gegen französische Kaufleute damit entschuldigte, die Beys seien habsüchtige, ungläubige Rebellen, und sie selbst sei machtlos dagegen. Freilich darf man bezweifeln, daß sie, wie Napoleon behauptet, habe durchblicken lassen, „daß sie einen Feldzug gegen Ägypten dulden würde, wie früher die Unternehmungen gegen Algier, Tunis und Tripolis“.

Nachdem die Ausschiffung mit beträchtlichen Schwierigkeiten bewerkstelligt war, ließ Bonaparte den General Desaix mit einer Bedeckung an der Küste zurück und mar-

schierte mit Menou, Kléber und Bonaparte sofort auf Alexandria, das im Sturm genommen wurde. Schon auf hoher See hatte er seine Soldaten ermahnt, Religion und Eigentum der Bewohner zu achten; jetzt erließ er einen Aufruf an die Bevölkerung, der mit den Worten schloß: „Die Scheichs, Kadis und Imams sollen ihr Amt beibehalten. Jeder Einwohner soll zu Hause bleiben, und die Gebete sollen wie gewöhnlich stattfinden. Jeder soll Gott für die Vernichtung der Mamelucken danken und rufen: Ehre dem Sultan! Ehre der französischen Armee, seinem Bundesgenossen! Fluch den Mamelucken, Heil und Segen dem Volk von Ägypten!“ Insbesondere verfehlte die Berufung auf den Sultan ihre Wirkung auf die muselmanische Bevölkerung nicht. Dagegen bildeten die Mamelucken, welche die eigentlichen Träger des Widerstandes gegen die fremde Invasion waren, eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die französische Armee. Diese tapferen Leute, hervorgegangen aus der Leibwache des Sultans, bildeten die herrschende Oberschicht in Ägypten, ihre Beys waren die eigentlichen Herren des Landes und nur mehr dem Namen nach Untertanen des Sultans. Entschlossen, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen, stellten die Mamelucken, verwogene Reiter, das Hauptkontingent der Truppen, welche Ibrahim und Murad Bey befehligten, während die Araber meist nur den Kurieren und Marodeuren gefährlich wurden.

Am 7. Juli brach Bonaparte gegen Damanhur auf, mit dem Ziele, Kairo in seine Gewalt zu bringen. Der Marsch durch die Wüste war reich an Beschwerden und Entbehrungen, und Hunger, Durst und Hitze rafften mehr Franzosen dahin als die Waffen der Feinde. Das Murren bei der Truppe nahm besorgniserregend zu, und selbst bei den höheren Offizieren herrschte eine niedergeschlagene Stimmung.

Desaix, der die Nachhut bildete, hatte am 10. Juli den ersten Zusammenstoß mit den Mamelucken. Am 13. traf das Heer



Napoleon in Malmaison

Charles Louis Lingée nach einer Zeichnung von Jean-Baptiste Isabey



Gérard: Napoleon im Krönungsornat

bei Schebrachit auf Murad Bey, der sich aber nach einem kurzen Gefecht der Nilflotten ohne Kampf zurückzog. So gelangten die Franzosen unangefochten an die Pyramiden. Hier hatte sich der Feind auf dem linken Nilufer bei Embabeh verschanzt. Als die Franzosen am 21. früh ihre Schlachtordnung zu formieren begannen, wurden sie von Murad Bey angegriffen. Aber die Reiterattacken seiner Mamelucken brachen im Geschütz- und Gewehrfeuer der französischen Karrees zusammen. Murad Bey, dem Napoleon „einen großen Charakter, glänzenden Mut und einen durchdringenden Scharfblick“ nachrühmt, mußte unter ungeheuren Verlusten weichen und Kairo dem Sieger überlassen.

Auch jetzt noch spielte Bonaparte seine Rolle gegenüber der Hohen Pforte weiter. Am 23. Juli schrieb er aus seinem Hauptquartier in Gizeh an den Pascha Said-Abu-Bekr von Ägypten: „Mit der Besetzung Ägyptens verfolgte die französische Republik den Zweck, die Mamelucken als Rebellen der Hohen Pforte und als erklärte Feinde der französischen Regierung aus dem Lande zu vertreiben. Jetzt, nachdem die Republik infolge des glänzenden Sieges ihrer Armee in Ägypten gebietet, ist es ihre Absicht, dem Pascha des Großherrn seine Einkünfte und sein Ansehen zu erhalten. Ich bitte Sie daher, der Hohen Pforte zu versichern, daß sie nichts verlieren soll und ich vielmehr dafür sorgen will, daß sie auch fernerhin den bisherigen Tribut erhält.“

Am gleichen Tage zog Napoleon in Kairo ein. Er ließ es sich sofort angelegen sein, die Verwaltung des Landes auf eine gesunde Grundlage zu stellen. Aber wie sehr er auch bemüht war, die Bevölkerung durch eine maßvolle, ihren Gewohnheiten Rechnung tragende Regierung zu gewinnen, so war er doch auch jetzt schon gezwungen, die sich allerorts zeigenden Versuche von Rebellion mit brutaler Gewalt im Keime zu ersticken. „Die Türken“, schrieb er am

31. Juli an Menou, „können nur durch die größte Strenge regiert werden. Ich lasse täglich fünf bis sechs Köpfe in den Straßen von Kairo abschneiden.“ Auch die Mißstimmung bei der Truppe nahm beunruhigende Formen an, und als die Armee Anfang August Kairo verlassen sollte, um Ibrahim Bey entgegenzutreten, kam es zu offener Meuterei. Es bedurfte der ganzen Energie und Autorität eines Napoleon, um die Disziplin wiederherzustellen. „Die Regimenter sandten sich gegenseitig Abordnungen zu“, liest man in Napoleons Memoiren. „Mehrere Generale verständigten sich untereinander. Sie sagten, es sei unerhört, in der ärgsten Hundstagshitze französische Soldaten unter der glühenden Tropensonne durch wasser- und schattenlose Wüsten marschieren zu lassen. Trotzdem traten bei Tagesanbruch des 7. August die Divisionen unter die Waffen. Die neunte Linienhalbbbrigade sollte den Marsch eröffnen; in ihr herrschte der schlechteste Geist. Der kommandierende General trat vor ihre Front, sprach ihr seine Unzufriedenheit aus und befahl dem Oberst, mit halbrechts schwenkt marsch! in die Stadt zurückzukehren. Zugleich rief Napoleon in rauhem Tone: ‚Soldaten der Neunten, ich brauche euch nicht!‘ Hierauf befahl er der zweiunddreißigsten Halbbbrigade, in Zügen abzuschwenken und den Marsch anzutreten. Dieses Auftreten genügte, um die Verschwörung zum Scheitern zu bringen. Die Neunte erhielt erst nach langem Bitten die Erlaubnis, an dem Zuge teilzunehmen. Sie marschierte zuletzt.“ Die Unternehmung gegen Ibrahim Bey bei Salhieh am 10. August endete siegreich und mit der Flucht der Mamelucken in die Wüste. Aber als Bonaparte nach Kairo zurückkam, erzielte ihn die Kunde von der Katastrophe, die seine Flotte betroffen hatte. Nach der Ausschiffung der Landungstruppen war die Flotte vor der Reede von Alexandrien bei Abukir vor Anker geblieben. Bonaparte hatte — wie er nicht nur in seinen Me-

moiren, sondern auch im Bericht an das Direktorium vom 19. August 1798 feststellt — dem Admiral den strikten Befehl gegeben, so bald als möglich in den Hafen von Alexandrien einzulaufen oder, falls dies nicht möglich sein sollte, nach Korfu oder Malta zu segeln¹¹. Aber trotzdem, und obwohl Napoleon diesen Befehl von seinem Marsch nach Kairo aus zweimal wiederholt hatte, war Brueys der eindeutigen Anordnung nicht nachgekommen. Er behauptete, bei der geringen Tiefe der Hafendurchfahrt und dem großen Tiefgang seiner Linienschiffe das Manöver nicht durchführen zu können, und verließ sich im übrigen darauf, daß die der französischen an Streitkräften unterlegene englische Flotte es nicht wagen würde, sich ihr zu nähern. Er blieb also auf der offenen Reede vor Anker liegen. Diesen Leichtsinn sollte er mit der Vernichtung seiner Flotte und mit seinem eigenen Leben bezahlen.

Nach langen Kreuz- und Querfahrten im Mittelländischen Meer hatte Nelson von der Landung der Franzosen in Ägypten erfahren. Am 1. August erschien er überraschend vor Abukir, kurz nachdem sich der französische Admiral endlich entschlossen hatte, in den Hafen einzulaufen. Nelson erkannte sofort die Schwäche der Position Brueys', dessen linker Flügel in der Luft hing, und trotz der Minderzahl seiner Schiffe gelang es ihm, zwischen der Küste und den Franzosen einzubrechen und die feindliche Flotte Schiff für Schiff in den Grund zu bohren. Als vollends der „Orient“ und mit ihm Brueys, der sich trotz mehrfacher Verwundung

¹¹ Fournier bestreitet die Richtigkeit dieser Darstellung und beruft sich dabei auf das Schreiben Napoleons vom 7. Juli an Kléber, in dem es heißt: „Das Geschwader wird bei Abukir ankern, und zwar so, daß es durch die Batterien, die wir errichten, gedeckt ist.“ Tatsache ist aber, daß Kapitän Barré im Auftrag Napoleons den alten Hafen untersuchte und dem Admiral meldete, daß die Schiffe in den Hafen einlaufen könnten. Trotzdem blieb Brueys vor Abukir liegen.

heldenmütig geschlagen hatte, in die Luft flog, war das Schicksal der Franzosen besiegelt. Nur wenige Schiffe konnten sich durch die Flucht retten.

Die Niederlage mußte von unabsehbaren Folgen sein, nicht nur in bezug auf die Stimmung der ägyptischen Bevölkerung und des französischen Heeres, sondern auch im Hinblick auf die außenpolitische Gesamtlage. Hatte der Sultan bisher, um sich die Sympathien der Republik nicht zu verscherzen, gute Miene zum bösen Spiel gemacht, so ließ er sich jetzt unter dem Eindruck dieses Ereignisses von Rußland für die Koalition gewinnen. Noch am 22. August bat Bonaparte den Großvezier, einen Mann seines Vertrauens mit Instruktionen und Vollmacht an ihn zu senden, „um das Schicksal dieses Landes endgültig zu bestimmen und alles zum größten Ruhme des Sultans und der französischen Republik, seines treuesten Bundesgenossen, und zur ewigen Schande der Beys und Mamelucken, unserer gemeinsamen Feinde, abzumachen“. Aber er konnte nicht verhindern, daß die Türkei am 1. September an Frankreich den Krieg erklärte.

Während Desaix nach Oberägypten gegen Murad entsandt wurde, den er am 7. Oktober bei Sediman schlug, gab es verschiedene kleinere Gefechte gegen aufrührerische Araber, bis am 25. Oktober ein umfassender Aufstand in Kairo ausbrach. Es fanden Gewalttätigkeiten aller Art statt, eine Reihe von Offizieren und Soldaten fiel den Mordwaffen des Pöbels zum Opfer. Der Aufstand wurde blutig unterdrückt, zahlreiche Rebellen wurden erschossen oder geköpft.

Nachdem die Lage in Kairo wieder gesichert war, begab sich Bonaparte nach Suez. Er verfolgte dabei zunächst den Zweck, die Spuren des berühmten Sesostris-Kanales, des Vorläufers des heutigen Suezkanals, zu besichtigen und sich selbst eingehender mit dem Problem der Herstellung einer Verbindung zwischen dem Roten und dem Mittelländischen

Meer zu beschäftigen. Es ist wahrscheinlich, daß er darüber hinaus den Plan eines Zuges nach Indien erwogen hat, aber ebenso ist als sicher anzunehmen, daß er mit Rücksicht auf seine Stärkeverhältnisse die Undurchführbarkeit eines solchen Projekts zum damaligen Zeitpunkt eingesehen hat.

In erster Linie hatten also der Marsch nach Suez und der sich anschließende Zug nach Syrien der Sicherung seiner ägyptischen Eroberung zu dienen. Es war insbesondere notwendig, der in Syrien unter dem Oberbefehl Achmed Paschas, wegen seiner Grausamkeit „Djezzar“ d. h. „Schlächter“ genannt, sich sammelnden türkischen Armee entgegenzutreten, ehe diese im Zusammenwirken mit einer zweiten, auf Rhodos sich bildenden Armee, deren Landung in Unterägypten zu erwarten stand, ihrerseits angreifen konnte.

Infolge der englischen Blockade war das französische Expeditionsheer gänzlich von der Heimat abgeschnitten und ohne jede Nachricht über die dortigen Ereignisse geblieben. Es war daher für Napoleon, ehe er nach seiner Rückkehr nach Kairo zum zweiten Male nach Suez, und diesmal zum Feldzug nach Syrien aufbrach, von unschätzbarem Wert, durch zwei französische Kaufleute über die Vorgänge in Europa unterrichtet zu werden. Vor allem war es für ihn bedeutungsvoll, zu erfahren, daß der Kongreß von Rastatt noch immer tage, und daß neue Feindseligkeiten noch nicht ausgebrochen, wohl aber in Bälde zu erwarten seien. Er konnte daraus den Schluß ziehen, daß seine Anwesenheit in Frankreich zwar binnen kurzem notwendig werden würde, daß ihm jedoch noch so viel Zeit blieb, um den nicht nur für die Sicherung Ägyptens, sondern auch für die Festigung seiner eigenen Position notwendigen Feldzug in Syrien durchzuführen.

Während Desaix in Oberägypten und Dugua und Marmont im Nildelta zurückblieben, trat Bonaparte im Februar mit

den Divisionen Reynier, Kléber, Lannes und Bon den Marsch nach Syrien an. Am 20. wurde das Fort El-Arisch eingenommen, am 25. nach kurzem Kampfe die Stadt Gaza von den Truppen Abdallahs gesäubert. Erst vor Jaffa, das am 4. März eingeschlossen wurde, fanden die Franzosen ernstlichen Widerstand. Sie mußten zu einer regelrechten Belagerung des befestigten Platzes schreiten. Am 6. entsandte Napoleon einen Offizier und einen Trompeter als Parlamentäre in die Stadt, die bei sofortiger Übergabe ihr seinen Schutz und der Besatzung freien Abzug versprachen. Als Antwort pflanzten die Belagerten die Köpfe der beiden Abgesandten, auf Piken aufgespießt, auf den beiden höchsten Türmen auf. Daraufhin eröffneten die Batterien ihr Feuer gegen die Stadt. Am nächsten Tag wurde sie im Sturm genommen. „Die Wut der Soldaten hatte ihren Höhepunkt erreicht“, sagt Napoleon in seinen Memoiren, „sie ließen alles über die Klinge springen; die Stadt wurde geplündert und erlitt alle Greuel, die einer mit Sturm genommenen Stadt widerfahren können.“

Was trotzdem an Gefangenen gemacht wurde, ließ Napoleon bis auf dreihundert Ägypter töten. Diese Maßregel, oft zum Gegenstand gehässiger Vorwürfe gegen Bonaparte gemacht, war gleichwohl durch die schwierige Lage, in der er sich befand, geboten. Eine Mitführung der Gefangenen war im Hinblick auf die Verpflegungsschwierigkeiten unmöglich, ihre Entlassung wäre gleichbedeutend mit einer neuerlichen Verstärkung des feindlichen Heeres gewesen. Fast alle Militärkritiker haben daher den Feldherrn gegen solche Angriffe in Schutz genommen.

Einem weiteren Vordringen setzte indes die Festung Akka ein Ziel. Zwar gelang es ihm, am 16. April ein von dem Pascha von Damaskus gebildetes Entsatzheer am Berge Tabor vernichtend zu schlagen — Napoleon war, einem jener „Genieblitze“ folgend, plötzlich von Akka aus dorthin aufgebrochen

und gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um den von einer ungeheuren Übermacht umzingelten Kléber zu befreien und die sichere Niederlage in einen glänzenden Sieg zu verwandeln —, aber die Festung, die von einem Emigranten namens Phélippeaux und mit Unterstützung englischer Artillerie verteidigt wurde, leistete hartnäckigen Widerstand. Nach vergeblichen Sturmangriffen sah sich Bonaparte am 20. Mai genötigt, den Rückmarsch anzutreten, zumal in seinem Lager die Pest zu wüten begann. So machte er, nachdem er „mit einer Handvoll Leute drei Monate im Herzen von Syrien Krieg geführt“ hatte, erneut mit seinen Soldaten den anstrengenden Marsch durch die Wüste und traf am 14. Juni wieder in Kairo ein. Während seiner Abwesenheit hatte Desaix die Eroberung Oberägyptens zu Ende geführt, hatte einen Vorstoß Murad Beys auf Kairo verhindert und Hassan Bey mit seinem Heere in die Wüste getrieben, wo er elend zugrunde ging.

Schon lange hatte Bonaparte den Entschluß gefaßt, nach Europa zurückzukehren. Wiederholt schon hatte er dem Direktorium mitgeteilt, er werde Ägypten verlassen, sobald seine Anwesenheit in Frankreich notwendig sei. Jetzt sagte ihm sein Scharfblick, daß die Stunde geschlagen habe und daß die Verhältnisse in der Heimat gebieterisch seine Rückkehr verlangten. Schon 1798 hatte sich eine neue Koalition gegen Frankreich gebildet, der unter Führung Englands und Rußlands Österreich, die Türkei, Portugal, Neapel und der Kirchenstaat beitraten. Italien, dessen Eroberung man allein Napoleons Feldherrnkunst verdankte, war im Feldzug des Jahres 1799 wieder verlorengegangen. Auch die innerpolitische Lage war immer unhaltbarer geworden.

Mit Schreiben vom 4. November hatte ihm das Direktorium mitgeteilt, daß neue Verwicklungen auf dem Kontinent entstanden seien, und daß er keine Unterstützungen und keine

Befehle oder Instruktionen mehr erwarten könne; es hatte ihm drei Möglichkeiten anheimgestellt, nämlich entweder in Ägypten zu bleiben oder nach Indien vorzudringen oder endlich Konstantinopel anzugreifen. Letzteres hätte Napoleon vielleicht ins Auge gefaßt, wenn ihm eine rasche Einnahme Akkas gelungen wäre. Übrigens hatte das Direktorium bezeichnenderweise seine Vorschläge damit begründet, daß eine Rückkehr Napoleons nach Frankreich „so schwer zu bewerkstelligen“ sei. Bei aller Richtigkeit dieser Feststellung war hier sicherlich der Wunsch der Vater des Gedankens. Damals hoffte das Direktorium noch, den gefährlichen Mann von Frankreich fernhalten zu können. Die Haltung der Regierung änderte sich allerdings mit den zunehmenden Schwierigkeiten, denen sie sich nicht mehr gewachsen fühlte, und am 26. Mai des Jahres 1799 sah sie sich dann doch gezwungen, Bonaparte zurückzurufen. Allerdings hat er diesen Brief nicht mehr bekommen, in dem es hieß: „Sie selbst würde das Direktorium mit Vergnügen an der Spitze der republikanischen Armeen erblicken, die Sie bis jetzt so ruhmreich befehligt haben.“

Bevor aber Napoleon dem Zug seines Herzens und einer historischen Notwendigkeit gehorchen konnte, hatte er in Ägypten noch eine Aufgabe zu erfüllen. Einer Meldung Marmonts aus Alexandrien zufolge war eine türkisch-englische Flotte unter Sidney Smith vor der Reede von Abukir erschienen. Die Türken hatten eine starke Truppenmacht gelandet und sich gegenüber den französischen Befestigungen von Alexandrien auf der Landzunge von Abukir verschanzt.

Sofort eilte Napoleon mit allen verfügbaren Truppen dorthin. Am 25. Juli greift er die beiden Flügel der ersten feindlichen Linie an; der linke wird von Lannes abgeschnitten und vernichtet. Sodann geht er zum Angriff auf die zweite Linie vor, die im Zentrum von einer starken Schanze beherrscht

wird. Der erste Sturm mißlingt, aber ein zweiter, von Lannes geführt und unterstützt von einem Angriff der Kavallerie Murats auf den linken Flügel, zerschmettert das feindliche Heer, von dem kaum ein Mann entkommt.

Jetzt stand seiner Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, nichts mehr im Wege. Durch seinen glänzenden Sieg hatte er die Niederlage, die durch die Vernichtung der französischen Flotte mit dem Namen Abukir verbunden war, wettgemacht. Zugleich hatte er seinem kühnen Zug nach Ägypten einen würdigen Abschluß gegeben und seinen Namen mit jenem Nimbus umkleidet, dessen er bei der bevorstehenden Entwicklung in Frankreich bedurfte. Damals sagte er zu Marmont: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzugehen, und ich denke Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß, wohin die Feinde nicht schon gedrunken sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Korruption bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die ohne mich sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab, bis die Zerstörung vollendet ist. Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir erhalten. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben.“

Angesichts dieser Tatsachen kann man über das törichte Gerede, Napoleon habe pflichtvergessen seine ägyptische

Armee im Stiche gelassen, hinweggehen. Denn ganz davon zu schweigen, daß er sich mit der Überfahrt über das von englischen Schiffen wimmelnde Mittelmeer auch persönlich einer großen Gefahr aussetzte: in dem Augenblick, in welchem in der Heimat alles zusammenzubrechen drohte, war der Platz Napoleons nicht mehr im fernen Orient, sondern in Frankreich. Dorthin rief ihn das Schicksal, und es enträtselt sich das dunkle Wort, zu Murat während des Kampfes von Abukir gesprochen, das Wort, daß „diese Schlacht die Geschieke der Welt entscheiden“ wird.

Zweites Kapitel

EIN MANN MACHT GESCHICHTE

„Die Politik darf nicht von unerwarteten Zufällen gelenkt werden, vielmehr ist es Aufgabe der Politik, die Ereignisse zu lenken.“

Napoleon, Memoiren.

Nachdem Napoleon Bonaparte den Oberbefehl über die Armee in Ägypten den Händen des Generals Kléber anvertraut hatte, schiffte er sich am 22. August 1799 auf der Fregatte „Muiron“ ein und verließ das eroberte Land. Eine weitere Fregatte sowie zwei kleinere Schiffe begleiteten ihn. Bald nach seiner Abfahrt begann sich die Lage des Heeres in Ägypten immer ungünstiger zu gestalten. Obwohl Kléber ein fähiger General war, zeigte er sich in seiner Haltung schwankend und der schwierigen Situation nicht gewachsen. Wenn die Engländer nicht im letzten Augenblick auf der Entwaffnung des Heeres bestanden hätten, würde er die ihm vorgeschlagene Konvention von Kalaat-el-Arisch unterzeichnet und Ägypten geräumt haben. Im Juni 1800 fiel er dem Dolch eines fanatischen Eingeborenen zum Opfer. Sein Nachfolger Menou gab dem Drängen seiner Unterführer nach und räumte im Herbst 1801 das Land, das Bonaparte mit so großen Opfern erobert hatte.

Eine abenteuerliche und beschwerliche Fahrt durch das von englischen Geschwadern beherrschte Mittelmeer lag hinter Napoleon als er am 9. Oktober im Golf von Fréjus vor Anker ging. Bei seiner Landung wurde er jubelnd begrüßt. „Es schien“, erzählt Denon, „als ob Frankreich sich ihm entgegenwerfe . . . Unser Held wurde nach Fréjus fast getragen.“ Die Stimme des Volkes rief laut nach dem Retter aus einer heil-

losen Verwirrung; es heftete seine Blicke auf den Mann, der nach all den kläglichen Enttäuschungen allein noch zu der Hoffnung berechnete, er werde das Schicksal meistern und die Nation einer großen Zukunft entgegenführen. Marmont gibt die allgemeine Stimmung wieder, wenn er ein halbes Jahrhundert später in seinen Memoiren schreibt: „Niemals hat eine Bewegung in der öffentlichen Meinung zugunsten eines Mannes größere Energie entfaltet und seinen Ehrgeiz mehr herausgefordert und gerechtfertigt. Der wirkliche Zustand des Landes, dem der Untergang drohte, und diese Stimmung der Gemüter legitimierten die eine Gewalt, die so vielen schwächlichen Händen entglitten war, denn Napoleon beanspruchte ihren Besitz im Namen der Wohlfahrt des Staates, den, wie alle behaupteten, er allein retten konnte.“ Er erzählt weiter von einem Klubredner in Fréjus, der nach der Landung seine Ansprache bei einem Frühstück mit den Worten schloß: „Vorwärts, General, schlagen Sie den Feind und vertreiben Sie ihn, dann werden wir Sie zum König machen, wenn Sie wollen!“

In Paris angekommen, war er der Mann des Tages; er wurde zum Mittelpunkt aller Verhandlungen und Pläne, und die verschiedensten Vorschläge der verschiedensten Gruppen stürmten auf ihn ein. Der Frau von Rémusat gegenüber äußerte er sich drei Jahre später über seine damalige Lage: „Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr. Ich achtete sehr auf mich. Es ist die Zeit meines Lebens, wo ich mich am geschicktesten benahm. Ich besuchte Sieyès und versprach ihm die Durchführung seines wortreichen Verfassungsentwurfes; ich empfing die Führer der Jakobiner und die Agenten der Bourbonen, ich verweigerte niemandem meinen Rat, aber ich gab ihn nur im Interesse meiner eigenen Pläne. Ich verbarg mich dem Volke, denn ich wußte, daß es dann im geeigneten Augenblick aus Neugierde meinen Spuren folgen

werde. Jeder lief mir ins Garn, und als ich das Oberhaupt des Staates wurde, gab es keine Partei, die nicht irgendeine Hoffnung auf mich baute.“

Bald sah Napoleon völlig klar. Seinem Eintritt in das Direktorium stand die von den Bürokraten verteidigte formale Bestimmung entgegen, daß ein Direktor 40 Jahre alt sein müsse¹². Überdies hoffte Barras noch immer, die Fäden in der Hand behalten zu können; den General wollte er wieder an die Spitze der Armee von Italien gestellt wissen. Auf ihn konnte man daher nicht zählen. Den im radikalen Manegeklub zusammengeschlossenen Generalen — unter ihnen Bernadotte —, die ihre Unterstützung von seiner Anerkennung ihrer Grundsätze abhängig machten, wollte er sich nicht in die Arme werfen.

¹² Gohier, Mitglied des Direktoriums, hat die diesbezügliche Unterredung mit Napoleon in seinen Memoiren festgehalten: „Bei meiner Ankunft in Paris haben mir viele gute Bürger versichert, man habe es sehr bedauert, daß ich bei dem Austritt Rewbells nicht in Frankreich gewesen sei.“ — „Gewiß“, erwiderte Gohier, „hätten Sie alle Stimmen für sich gehabt, wenn nicht ein Artikel der Verfassung Ihrer Ernennung ein Hindernis in den Weg gelegt haben würde. Ohne Zweifel ist es Ihnen bestimmt, nachdem Sie die Republik so ruhmreich verteidigt, eines Tages an der Spitze der Regierung zu stehen, deren unveränderliche Dauer durch Ihre Siege gesichert ist. Unser Gesellschaftsvertrag jedoch fordert unbedingt ein Alter von vierzig Jahren, um ins Direktorium eintreten zu können, und Sie haben noch glückliche Jahre zur Verteidigung der Republik vor sich, ehe Sie in die Regierung berufen werden können.“ — „Und Sie selbst halten fest an dieser reglementmäßigen Verfügung, welche die Republik der Männer beraubt, die ebenso fähig sind, sie zu regieren, wie sie zu verteidigen?“ — „Nichts, General, könnte in meinen Augen die Verletzung dieses Artikels entschuldigen.“ — „Präsident, das heißt sich an den Buchstaben hängen! Das ist verderblich! . . . Diejenigen, die der Redaktion der Verfassungsakte vorstanden, haben nicht genügend darüber nachgedacht, daß die durch die Revolution in allen Gemütern hervorgebrachte Reife wesentlich bedeutender ist als die Reife des Alters, die nicht allein in Betracht gezogen werden darf!“

Dagegen fand er in Sieyès, der gleichfalls dem Direktorium angehörte und im Rat der Alten über die Mehrheit verfügte, den Mann, der seinen Plänen dienlich sein konnte. Er unterdrückte daher sein Vorurteil gegen den ehemaligen Priester, den man in den Anfängen der Revolution schon eine Rolle spielen sah, und erinnerte sich daran, daß Sieyès am 13. Vendémiaire Mut und Entschlossenheit gezeigt hatte¹³. Er verabredete mit Sieyès, dessen Verfassungsreform, wonach an Stelle der fünf Direktoren drei Konsuln treten sollten, mit Hilfe der Mehrheit des Rates der Alten durchzusetzen. Freilich mußte Sieyès, der anfangs noch glauben konnte, er selbst werde dabei die entscheidende Rolle spielen, sich bald vom Gegenteil überzeugen. Aber da war es bereits zu spät. Er konnte nicht mehr zurück.

Es blieb noch übrig, sich der Truppen zu versichern, von denen einige unter Bonaparte in Italien gedient hatten. Am 18. Brumaire (9. November 1799) sollte er durch Beschluß des Rates der Alten zum Höchstkommandierenden der Garde des gesetzgebenden Körpers, der zur Pariser Garnison gehörenden Truppen und der Nationalgarde ernannt werden. Für den frühen Morgen dieses Tages hatte er eine Anzahl von Offizieren in seine Wohnung bestellt, während die Truppen, angeblich zu einer Parade, vor den Tuilerien aufgestellt wurden.

Die erste Phase des Staatsstreiches verlief programmgemäß.

¹³ „Als im kritischen Augenblick dieses Tages der Ausschuß der Vierzig den Kopf verloren hatte, trat Sieyès an Napoleon heran und führte ihn in eine Fensternische, während der Ausschuß über die Antwort beriet, die auf die drohende Aufforderung der Sektionen erteilt werden sollte. Er sagte zu ihm: „Sie hören es, General! Sie reden, während sie handeln müßten. Körperschaften taugen nichts, um Armeen zu leiten, denn sie kennen nicht den Wert der Zeit und wissen nicht, die Gelegenheit zu ergreifen. Sie haben hier nichts zu tun. Gehen Sie, General, lassen Sie sich von Ihrem Genie und von der Lage des Vaterlandes beraten; die Hoffnung der Republik beruht nur auf Ihnen!“ (Napoleon, Memoiren.)

Der Rat der Alten, dessen unzuverlässige Mitglieder man zu der Sitzung einzuladen vergessen hatte, beschloß u. a. die Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud, wo er am 19. Brumaire mittags 12 Uhr eingetroffen sein mußte, und verbot den beiden Körperschaften „eine Fortsetzung ihrer Amtsgeschäfte und Beratungen an anderem Ort und vor diesem Termin“. Den General Bonaparte beauftragte er mit der Durchführung dieses Beschlusses, ernannte ihn zum Befehlshaber der 17. Division und unterstellte ihm gleichzeitig „die Garde des gesetzgebenden Körpers, die Nationalgarde und die Linientruppen, die sich in der Gemeinde Paris und im Bereich der 17. Division befinden“.

Daraufhin begab sich Napoleon in Begleitung zahlreicher Offiziere und an der Spitze der Kavallerieregimenter nach den Tuileries. Dort erschien er vor dem Rat der Alten, um den von ihm geforderten Eid abzulegen. Er begann seine Ansprache mit den Worten: „Bürger Repräsentanten! Die Republik ging ihrem Untergang entgegen; Sie haben es erkannt, und Ihr Dekret hat sie gerettet. Wehe denen, welche Verwirrung und Unordnung anstiften möchten!“ und schloß mit einem Eid, der ihn jeder Verpflichtung gegenüber der Verfassung enthob: „Wir wollen eine auf wahre Freiheit, auf bürgerliche Freiheit, auf Nationalvertretung gegründete Republik, wir werden sie haben! . . . Ich schwöre es! Ich schwöre es in meinem Namen und in dem meiner Waffengefährten!“ Sodann nahm er die Parade der Truppen ab und erließ Aufrufe an die Bürgerschaft und an die Armee. Sieyès und Roger Ducos, die sich mit ihm in das Konsulat teilen sollten, hatten bereits ihre Direktorenposten niedergelegt, Barras tat es nun unter dem Zwang der Umstände, und der Protest Gohiers und Moulins wurde überhört¹⁴.

¹⁴ Barras, völlig überrumpelt, hatte Bonaparte seinen Geheimsekretär in die Tuileries geschickt, um die Fühlung wiederherzustellen, aber

Soweit war alles gut gegangen; die Schwierigkeiten standen noch bevor, weil anderntags die Staatsveränderung von den beiden Körperschaften in St. Cloud sanktioniert werden mußte.

Der 19. Brumaire brachte denn auch eine Reihe dramatischer Szenen. In St. Cloud hatten um die Mittagszeit die beiden Kammern zu tagen begonnen, der Rat der Alten in einem Saal im ersten Stock, der Rat der Fünfhundert in der Orangerie. In diesem vor allem kam es zu stürmischen Auseinandersetzungen. Obwohl Napoleons Bruder Lucien, welcher Präsident dieser Kammer war, sich verzweifelt bemühte, die Stimmung herumzureißen, begannen die Jakobiner mehr und mehr die Oberhand zu bekommen, und man hatte den Beschluß durchgesetzt, jedem einzelnen Mitglied den Eid auf die Verfassung abzunehmen; aber auch der Rat der Alten konnte sich nicht aufraffen, die Konsequenzen aus seinen Beschlüssen des Vortages zu ziehen. Napoleon, der in einem Zimmer des Schlosses laufend über den Gang der Verhandlungen unterrichtet wurde, sah, wie kostbare Zeit verlorenging. In großer Erregung rief er: „Es muß ein Ende gemacht werden!“ und begab sich zunächst in den Rat der Alten. In kurzen, abgerissenen Sätzen sprach er auf die Versammlung ein: „Die Augenblicke drängen; es ist notwendig, daß Sie schnelle Maßregeln ergreifen. Die Republik hat keine Regierung mehr . . . Der Rat der Fünfhundert ist uneinig, es bleibt nur noch der Rat der Alten. Von ihm habe ich meine Vollmacht; . . . er spreche! Hier bin ich, um zu vollziehen.

Napoleon schrie ihn an: „Was habt ihr aus dem Frankreich gemacht, das ich euch so glänzend hinterließ? Ich hinterließ den Frieden und finde Krieg! Ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ euch die Millionen Italiens und finde überall Plünderung und Elend! Was habt ihr aus den hunderttausend Franzosen gemacht, die meine Ruhmesgenossen waren? Sie sind tot! — Dieser Zustand kann nicht länger währen!“

Retten wir die Freiheit! Retten wir die Gleichheit!“ Und als eine Stimme ertönte: „Und die Verfassung!“, entgegnete er: „Die Verfassung! Sie selbst haben sie vernichtet. Am 18. Fructidor haben Sie sie verletzt; Sie haben sie am 22. Floréal verletzt; Sie haben sie am 30. Prairial verletzt. Sie wird von niemandem mehr geachtet . . . Diejenigen, welche Ihnen von der Verfassung sprechen, wissen recht gut, daß, in jedem Augenblick verletzt, auf allen Seiten zerrissen, die Verfassung nicht mehr besteht . . . Wenn man unter Verfassung jene heiligen Grundsätze versteht, alle Rechte, die dem Volk gehören, alle diejenigen, welche jedem Bürger gehören, so sind meine Kameraden und ich bereit, unser Blut zu ihrer Verteidigung zu vergießen!“ Von dauernden Zwischenrufen unterbrochen, schloß er: „Die Mittel, das Vaterland zu retten, sind in Ihren Händen; wenn Sie zögern, davon Gebrauch zu machen, wenn die Freiheit zugrunde geht, so werden Sie dafür der Welt, den Nachkommen, Frankreich und Ihren Familien verantwortlich sein.“ Darauf verließ er den Saal und eilte, begleitet von seinen Offizieren und einigen Grenadiern, die er am Saaleingang zurückließ, in den Rat der Fünfhundert. Hier hatten sich die Dinge immer bedrohlicher gestaltet, und man wollte eben den Präsidenten zwingen, über die Achterklärung seines Bruders abstimmen zu lassen.

Bei Bonapartes Erscheinen erhob sich ein ungeheurer Tumult. Die Radikalen umdrängten ihn und nahmen eine drohende Haltung gegen ihn ein, so daß endlich die Grenadiere eingreifen und ihn aus dem Saale geleiten mußten. Ein Augenzeuge, der Abgeordnete Dounous, schildert diese Szene folgendermaßen: „Bonaparte trat, in der einen Hand den Hut, in der andern die Reitgerte, in den Saal der Fünfhundert. Er war von vier Grenadiern begleitet, die nur ihre Säbel trugen . . . Ich befand mich in der zweiten Reihe der

Abgeordneten, aber ganz im Bereich dessen, was sich in diesem Augenblick ereignete. Viele Neugierige, die gegen die Mauern der Orangerie gepreßt oder in die Fensternischen an der Parkseite eingezwängt waren, ließen zwischen sich und den Abgeordneten nur wenig Platz, so daß man nur schwer zur Rednertribüne gelangen konnte. Infolgedessen konnte Bonaparte auch nur langsam vorwärts schreiten, und er wurde von den Jakobinern, die sich in der Nähe der Rednertribüne aufhielten, erst bemerkt, als er schon ziemlich nahe bei ihnen war. Aber kaum hatten sie ihn erblickt, als sie sich auf ihn zu stürzen suchten, wobei sie die wüstesten Schmähungen gegen ihn ausstießen, wie „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Diktator! Nieder mit dem Cromwell!“ . . . Als Bonaparte sich so heftig angegriffen sah, zog er sich auf die vier Grenadiere zurück, die ihm folgten. Diese vier Leute, die er unter den größten und stärksten Grenadieren ausgewählt hatte, befreiten ihn, nahmen ihn in ihre Mitte und bildeten einen Wall um ihn. Ohne den Rücken zu wenden, erreichten sie, Schritt für Schritt zurückgehend, die Tür, während die Jakobiner wie Bullenbeißer in dem Maße vordrangen, wie Bonaparte und seine Grenadiere zurückwichen. Sie machten die größten Anstrengungen, um ihn zu erreichen, und fuhren fort, Schmähungen gegen ihn auszustoßen.“ Kaum hatte Napoleon den Saal verlassen, da verlangte man erneut laut schreiend, ihn in die Acht zu erklären. Lucien versuchte noch einmal sich Gehör zu verschaffen, aber seine Stimme ging im Tosen des Aufruhrs unter. Er ließ daher seinen Bruder wissen, daß er die Herrschaft über die Versammlung verloren habe. Napoleon schickte auch kurz darauf eine Abteilung Grenadiere, die ihn aus dem Saale holen mußten.

Alles stand jetzt auf des Messers Schneide; es war höchste Zeit, zu handeln und dem Wirrwarr ein Ende zu bereiten.

Napoleon und Lucien appellierten an die Truppen, und sie geizten nicht mit Worten, um die Zornesausbrüche der Jakobiner im Rate der Fünfhundert bis zu förmlichen Attentaten zu übertreiben. In diesem Augenblick zeigte es sich, daß Napoleon Herr über die Soldaten war. Nachdem die Abgeordneten auf die Verkündigung hin, daß die Versammlung aufgelöst würde, nicht auseinander gingen, ließ Napoleon den Saal mit gefällttem Bajonett räumen. Zu Blutvergießen kam es indessen nicht.

Abends tagten noch einmal der Rat der Alten und ein Rumpfparlament des Rates der Fünfhundert; es wurde das Gesetz vom 19. Brumaire erlassen, das die beiden Körperschaften bis zum 20. Februar vertagte, an ihre Stelle zwei Ausschüsse von je 25 Mitgliedern setzte und die vollziehende Gewalt einer provisorischen Konsularkommission, bestehend aus Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos, übertrug. Als endlich noch die drei Konsuln ihren Eid geleistet hatten — zwar nicht auf die Verfassung, die nicht mehr bestand, dafür aber auf die „Souveränität des Volkes, die französische Republik, die Freiheit und Gleichheit und das Repräsentationssystem“ —, da war der Staatsstreich des 18. Brumaire legalisiert, und Napoleon konnte in seiner Proklamation feststellen, daß „die erhaltenden, beschützenden, freiheitlichen Ideen wieder in ihre Rechte eingesetzt“ seien. Er hatte die ungeteilte Volksmeinung für sich, wenn er ausrief: „Die Republik, welche wieder befestigt ist und in Europa wieder den Rang eingenommen hat, den sie niemals hätte verlieren sollen, wird alle Hoffnungen der Bürger in Erfüllung gehen sehen und ihre glorreiche Bestimmung erfüllen.“ In welchem Maße beruhigend die Umwälzung auf die Gemüter der Franzosen gewirkt hat, geht im übrigen auch aus einem Bericht des damaligen preußischen Gesandten an seine Regierung hervor, in dem es hieß: „Jede der früheren Revolutionen hat

Mißtrauen und Furcht eingeflößt. Diese hingegen — und ich habe mich selbst davon überzeugt — hat die Geister aufgerichtet und die lebhaftesten Hoffnungen erweckt.“

Auf St. Helena hat sich Napoleon mit der „metaphysischen Spitzfindigkeit“ auseinandergesetzt, mit der „man untersuchte und wohl noch lange untersuchen wird, ob wir die Gesetze übertraten, ob wir uns nicht eines Verbrechens schuldig machten“. Und das Recht war auf seiner Seite, wenn er die klare und eindeutige Antwort gab: „Diese Haarspalterei mag in Büchern und auf der Rednertribüne angebracht sein — vor der gebieterischen Notwendigkeit muß sie indes weichen. Ebenso gut könnte man den Seemann beschuldigen, daß er sein Schiff beschädige, wenn er die Masten kappt, um nicht unterzugehen. Ohne uns war das Vaterland verloren; wir haben es gerettet. Das ist Tatsache. Weit entfernt also, daß die Urheber und Vollstrecker dieses großen Staatsstreiches zu leugnen und sich zu verteidigen brauchen, können sie sich damit begnügen, nach dem Vorbild jenes Römers stolz ihren Anklägern zu antworten: Wir versichern, daß wir das Vaterland gerettet haben; vereinigt euch mit uns, um den Göttern dafür zu danken.“

Es liegt im Wesen eines Triumvirats begründet, daß dem Fähigsten die Herrschaft zufällt. Wie sich in kurzer Zeit unter den römischen Triumvirn Caesar an die Spitze gespielt hatte, so war Napoleon Bonaparte der Diktatur sicher, als er sich mit Sieyès und Roger Ducos in das Konsulat teilte. Schon im Anfang, als die drei provisorischen Konsuln rechtlich völlig gleichgestellt waren, fand in der Öffentlichkeit fast ausschließlich der Name Bonapartes Beachtung, und der beiden andern geschah kaum Erwähnung, obwohl sie selbst eifrig auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht waren. Wenn dabei Napoleon auch der Ruhm seiner Schlachten und seine allgemeine Popularität zugute kamen, so waren es im

Grunde doch seine überragende Tüchtigkeit, seine Erfahrung und seine nimmermüde Arbeitskraft, welche der durchschnittlichen Leistung seiner Kollegen den Rang abliefen. Als der Verfassungsentwurf Sieyès' fertig vorlag, da zeigte es sich, daß der in Theorien hängengebliebene Plan schon jetzt der Korrektur bedurfte. Napoleon hielt ihn für viel zu „metaphysisch“ und verlangte vor allem die Streichung der vorgesehenen Stelle eines hauptsächlich mit repräsentativen Aufgaben bedachten „Großwählers“, die man ihm angeboten hatte. Er setzte durch, daß an Stelle dieser Figur, in der er einen „königlichen Müßiggänger“ und ein „Mastschwein“ erblickte, ein Erster Konsul trat. Er war Haupt der Regierung, besaß die Exekutive, und seine Befugnisse gingen überhaupt weit über die der beiden anderen Konsuln hinaus. Hinzu kam, daß er vom Senat auf die Dauer von zehn Jahren gewählt wurde und nach deren Ablauf von neuem gewählt werden konnte.

Angesichts dieser einschneidenden Veränderung in der Struktur der neuen Regierung waren die Festlegungen über die neue Legislative von untergeordneter Bedeutung. Die Legislative setzte sich zusammen aus drei Körperschaften, dem Senat, bestehend aus achtzig, dem gesetzgebenden Körper, bestehend aus dreihundert, und dem Tribunat, bestehend aus hundert Mitgliedern. Sieyès und Roger Ducos schieden aus dem Konsulat aus; der eine wurde Präsident des Senates, der andere Senator. An ihrer Stelle wurden Cambacérès zum Zweiten und Lebrun zum Dritten Konsul ernannt. Die neue Verfassung wurde als „Verfassung des Jahres VIII“ am 13. Dezember 1799 veröffentlicht und am 24. Dezember in Kraft gesetzt.

Napoleon sah sich jetzt vor die doppelte Aufgabe gestellt, die innerpolitische Lage zu ordnen und die außenpolitische Machtposition der Republik wiederherzustellen. Das neue

Kabinetts bestand aus Talleyrand als Außenminister, Lucien Bonaparte als Innenminister, Abrial für die Justiz und Forfait für die Marine.

Da der Staatsschatz völlig erschöpft war, mußten beträchtliche Anleihen aufgenommen und eine durchgreifende Steuerreform eingeführt werden. Napoleon ließ es sich dabei besonders angelegen sein, die Gemeinden wieder auf eine gesunde finanzielle Grundlage zu stellen. Seine Denkschrift über die Gemeinden beginnt mit den Worten: „Wenn ich den Krieg nicht nötig hätte, so würde ich das Glück Frankreichs bei den Gemeinden beginnen. Es ist für den Wiederhersteller einer Nation viel einfacher, sich mit tausend ihrer Bewohner auf einmal zu beschäftigen als mit dem Roman des persönlichen Wohlergehens eines jeden.“ Er ließ eine Übersicht über die Verschuldung der Gemeinden anfertigen und befahl, die Entschuldung mit allen Mitteln zu betreiben.

Die weise Mäßigung, mit der Napoleon bei der Leitung der innerpolitischen Angelegenheiten Italiens verfahren war und zu der er das Direktorium vergebens zu bekehren versucht hatte, wandte er auch jetzt als der erste Mann der Republik in weitgehendem Maße an. Er befahl, den in Valence aufbewahrten Leichnam Pius' VI. mit allen gebräuchlichen Ehrenbezeugungen zu bestatten, da „es der französischen Nation würdig ist und dem Gefühl des Nationalcharakters entspricht, einem Mann, der auf Erden eine der höchsten Stellen einnahm, Beweise von Hochachtung zu geben“¹⁵. Er stellte die Religionsfreiheit wieder her und verfügte die Freilassung aller verheirateten und eidestreuen Priester, die im Zuge der allgemeinen Verfolgungen inhaftiert oder deportiert waren. „Man stellte den Grundsatz auf, daß das Gesetz sich nicht

¹⁵ Pius IV. war im Februar 1798 bei der Proklamierung des Kirchenstaates zur Römischen Republik abgesetzt worden. Er starb am 29. August 1799 in Valence, ohne daß man ihm ein Begräbnis bewilligte.

mit dem Gewissen der Menschen zu befassen habe und daß das Recht der herrschenden Gewalt sich darauf beschränken müsse, Gehorsam und Treue zu verlangen.“ Auch gegen die Mitläufer royalistischer Aufstandsversuche ließ er weitgehende Milde walten. Am 28. Dezember erließ er an die Einwohner der westlichen Departements einen Aufruf, um das Aufflammen eines neuen Bürgerkriegs in der Vendée zu verhindern. „Die Anstifter dieser Unruhen sind unsinnige Anhänger zweier Menschen, welche weder ihrem Rang durch Tugenden, noch ihrem Unglück durch Großtaten Ehre zu machen gewußt haben, welche von den Fremden verachtet werden, deren Haß sie bewaffnet haben, ohne deren Teilnahme erregen zu können. Es sind ferner Verräter, welche sich den Engländern verkauft haben und Werkzeuge ihrer Wut sind, oder Räuber, welche in den bürgerlichen Uneinigkeiten nur Nahrung und Straflosigkeit für ihre Verbrechen suchen. Solchen Menschen ist die Regierung weder Schonung, noch Darlegung ihrer Grundsätze schuldig. Aber es gibt Bürger, die dem Vaterland teuer und die von ihren Ränken verführt worden sind; diesen Bürgern ist man Aufklärung und Wahrheit schuldig.“ In aller Form stellt er fest, daß ungerechte Gesetze erlassen und angewendet worden seien, daß willkürliche Handlungen die Sicherheit der Bürger und die Gewissensfreiheit beunruhigt hätten, und verkündet die Aufhebung des Geiselsatzes. Zugleich aber wird denen, welche die Nachsicht der Regierung dennoch mißbrauchen sollten, strenge Bestrafung angedroht. „Wenn trotz aller Maßregeln, welche die Regierung ergriffen hat, es noch Menschen gebe, welche es wagen sollten, zum Bürgerkrieg aufzufordern, so würde den obersten Beamten nur noch die Erfüllung einer traurigen, aber notwendigen Pflicht übrig bleiben, der nämlich, sie mit Gewalt zu unterwerfen.“

Auf dem Gebiete der Außenpolitik suchte Napoleon zunächst

zu einer Verständigung mit seinen Gegnern zu gelangen. Am 25. Dezember 1799 schrieb er dem englischen König: „Soll der Krieg, der seit acht Jahren die vier Welttheile verheert, ewig dauern? Gibt es denn kein Mittel, sich zu verständigen? Wie können die zwei aufgeklärtesten Nationen von Europa, die mächtiger und stärker sind, als es ihre Sicherheit und Unabhängigkeit erfordern, den Ideen einer eitlen Größe das Wohl des Handels, den inneren Wohlstand, das Glück der Familien aufopfern? Wie sollten sie nicht begreifen, daß der Friede das erste Bedürfnis wie der höchste Ruhm ist?“, um mit den Worten zu schließen: „Frankreich und England können zum Unglück aller Völker durch den Mißbrauch ihrer Kräfte deren Erschöpfung noch lange hinauszögern; aber ich wage es zu sagen, das Geschick aller gebildeten Nationen hängt von dem Ende eines Krieges ab, der die ganze Welt in Flammen setzt.“ Auch auf den deutschen Kaiser suchte er am gleichen Tage in friedlichem Sinne einzuwirken: „Jedem Gedanken an eitlen Ruhm fremd, ist es mein erster Wunsch, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Alles läßt voraussehen, daß im nächsten Feldzug zahlreiche und geschickt angeführte Armeen die Zahl der Opfer verdreifachen werden, welche die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten schon gekostet hat.“

In Napoleon waren, wenn wir auch in ihm den größten Kriegsmann seiner Zeit sehen, dennoch gewaltige Kräfte eines friedlichen Aufbaus lebendig. Wir müssen es ihm glauben, daß er die Möglichkeit, sie zu entfalten, der Fortsetzung eines ungewissen Krieges vorgezogen hätte, um so mehr, als er seine Erfolge bei der öffentlichen Meinung Frankreichs nicht so sehr seinen Siegen als dem von ihm abgeschlossenen Frieden von Campo Formio verdankte. Aber über seinen Friedensangeboten schwebt von Anfang an ein tragisches Schicksal. Denn ebensowenig wie Napoleon auf das in diesem

Friedensschluß Erreichte Verzicht leisten konnte und wollte, durfte man Österreich und dem Reich zumuten, die Errungenschaften des letzten Feldzuges, durch den sie einen Teil der Verluste von Campo Formio wettgemacht hatten, ohne weiteren Kampf wieder preiszugeben. Was England anlangt, so war es jetzt wie früher entschlossen, Frankreich auf die Knie zu zwingen. Es verfolgte zudem mit Genugtuung die Wirren, die in der damals französischen Kolonie San Domingo ausgebrochen waren.

Im Augenblick des Regierungsantritts Napoleons war also die außenpolitische Lage Frankreichs um vieles ungünstiger als bei Abschluß des Friedensvertrages von Campo Formio. Die französische Direktorialregierung hatte die Abwesenheit Napoleons in Ägypten dazu benutzt, um auf dem Rastatter Kongreß übertriebene Forderungen zu stellen. Durch die gegen Bonapartes Einspruch vollzogene Proklamierung einer Römischen Republik hatte sie sich den König von Neapel zum Feind gemacht. Hinzu kam die Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz, die in ganz Europa Empörung hervorrief. In Rußland war mit dem Tode der Kaiserin Katharina II. in Zar Paul ein Mann an die Herrschaft gekommen, der den Grundsätzen der Französischen Revolution mit innerster Ablehnung gegenüberstand. So war es England ein leichtes gewesen, 1798/99 die zweite Koalition gegen Frankreich zustandezubringen.

Zwar hatten die Franzosen zunächst in Neapel Erfolge zu verzeichnen gehabt, aber sonst waren sie überall besiegt und zurückgeworfen worden. Jourdan war bei Stockach geschlagen und über den Rhein zurückgedrängt, Masséna bei Feldkirch am Vordringen gehindert und später bei Zürich geschlagen worden. Von den Österreichern und Russen bei Magnano, bei Cassano und an der Trebbia geworfen, hatten die Franzosen die Lombardei preisgeben müssen. In Holland

war ein englisch-russisches Heer gelandet, das allerdings, im Oktober 1799, durch die Kapitulation von Alkmaar zum Rückzug gezwungen wurde.

Alles in allem befanden sich die Verbündeten damals in einer Lage, welche sie für Friedensverhandlungen auf der Grundlage von Campo Formio nicht geneigt machen konnte.

Niemand erkannte dies klarer als Napoleon. Zu Lucien äußerte er damals: „Die Eröffnungen, die wir heute England machen, werden kein ernsthaftes Ergebnis zeitigen.“ Und zugleich mit seinen Schreiben an die beiden Monarchen erließ er einen Aufruf an seine Soldaten, in dem es heißt: „Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, eure Grenzen zu verteidigen; wir müssen die Staaten der Feinde besetzen.“ Mag dies zum Teil auch eine Drohung sein, mit der er seinen Angeboten Nachdruck zu verleihen suchte, so zeigt es zugleich seine Entschlossenheit, im Falle des Scheiterns der Verhandlungen zum Angriff überzugehen.

Pitt antwortete im Januar 1800 auf Bonapartes Schreiben an den König von England. Diese Note veranlaßte Napoleon, in einer Note für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nochmals seine Ansichten niederzulegen. Er beklagt sich darüber, daß England, anstatt sich zu bemühen, den Krieg zu beendigen, vielmehr versuche, ihn zu rechtfertigen, und sieht sich zu folgenden bemerkenswerten Darlegungen veranlaßt: „Der Erste Konsul der französischen Republik konnte nicht daran zweifeln, daß Seine Britische Majestät nicht das Recht der Völker anerkenne, die Form ihrer Regierung zu wählen, weil sie der Ausübung dieses Rechtes ihre Krone verdankt; aber man hat nicht begreifen können, wie der Minister Sr. M. neben diesem wesentlichen Grundsatz, auf welchem die Existenz der Staaten beruht, Andeutungen hat anbringen können, durch welche er sich in die inneren Angelegenheiten der Republik zu mischen beabsichtigt, und

die für die französische Nation und ihre Regierung nicht weniger beleidigend sind, als es für England und S. M. eine Aufforderung zur republikanischen Regierungsform wäre, die England in der Mitte des vorigen Jahrhunderts annahm, oder eine Ermahnung, jene Familie auf den Thron zurückzurufen, welche die Geburt auf denselben gestellt hatte und die durch eine Revolution von demselben vertrieben wurde.“¹⁶ Noch gibt er die Hoffnung nicht ganz auf, eine friedliche Lösung herbeizuführen. „Auf allen Seiten fleht die Stimme der Völker und der Menschlichkeit um das Ende eines Krieges, der sich schon durch so großes Unheil ausgezeichnet und dessen Verlängerung Europa mit einer allgemeinen Erschütterung und mit unheilbarem Elend bedroht.“ Er schlägt daher vor, „den Feindseligkeiten auf der Stelle ein Ziel zu setzen, indem man einen Waffenstillstand vereinbart und beiderseits unmittelbar Bevollmächtigte ernennt, die sich nach Dünkirchen oder auch in jede andere Stadt, die für die Schnelligkeit der bezüglichen Mitteilungen nicht weniger günstig gelegen wäre, begeben und die ohne irgendeine Zögerung an der Wiederherstellung des Friedens und der guten Freundschaft zwischen der französischen Republik und England arbeiten würden.“ Dem österreichischen Außenminister ließ er vorschlagen, daß „1. der Vertrag von Campo Formio zur Grundlage der Unterhandlung zwischen der französischen Republik und Österreich genommen werde, 2. S. M. der Kaiser und König in Italien Entschädigungen erhalte, 3. für die kleinen europäischen Staaten ein System der Gewährleistung

¹⁶ Anspielung auf die Revolution Cromwells und den Sturz Jakobs II., an dessen Stelle 1688 Wilhelm III. von Oranien auf den englischen Thron kam. Pitt hatte gegen Napoleon zugunsten der Bourbonen Stellung genommen. In seiner Note hieß es, England sehe in der Rückkehr der angestammten Dynastie die beste Gewähr für den Frieden. Der starke Mann in Frankreich, der Sieger von Italien und Ägypten mußte ihm ein Dorn im Auge sein.

aufgestellt werde“. Weitere Noten gingen hin und her, das Ergebnis war, wie vorauszusehen, eine Ablehnung. So mußten die Kanonen sprechen.

Mit der Liquidierung der Aufstände in der Vendée war die Ruhe im Innern Frankreichs völlig wiederhergestellt. Napoleon hatte insgeheim in der Gegend von Dijon eine Reservearmee zusammengezogen, um je nach Lage der Dinge die in der Schweiz stehende Westarmee des Generals Moreau oder das Heer in Italien, dessen Oberbefehl an Masséna übergegangen war, zu unterstützen. Aber während Moreau im April 1800 den Rhein überschritt, wurde Masséna von den Österreichern nach Genua zurückgedrängt, wo er zugleich der Blockade englischer Schiffe ausgesetzt war. Die Lage erheischte augenblickliches Handeln, und Napoleon brach Anfang Mai mit der Reservearmee¹⁷ nach Italien auf. Für den Übergang über die Alpen wählte er den St. Bernhard. Am 24. Mai, nach zehntägigem Marsch, war der verschneite Paß bezwungen. Er war wegen des Transportes der Geschütze, die man in einzelne Teile zerlegte, außerordentlich schwierig und gefährlich, und das um so mehr, als am Ausgang des Passes das von den Österreichern verteidigte Fort Bardo passiert werden mußte.

Jetzt befand sich Napoleon in einem Gebiet, das ihm von seinen ersten Feldzügen her vertraut war. Er stand im Rücken des österreichischen Heeres, das unter dem Oberbefehl des Generals Melas Massénas Armee durchbrochen und letzteren in Genua eingeschlossen hatte.

Während Lannes, der die Vorhut der Reservearmee befehligte, zur Ablenkung des Gegners gegen Turin vorstoßen sollte, ging Napoleon über die Sesia und den Tessin, um

¹⁷ Nominell führte Berthier, an dessen Stelle Carnot zum Kriegsminister ernannt worden war, den Oberbefehl über die Reservearmee, da die Verfassung den Konsuln ein selbständiges Kommando verbot.

Mailand zu gewinnen, das bei allen seitens der Österreicher zu ergreifenden Maßregeln eine Schlüsselstellung bildete. Am 2. Juni zog er dort ein. Hier stieß auch das Korps Moncey zu ihm, das, vom Rheine kommend, über den St. Gotthard nach Italien marschiert war. Bald konnten seine Truppen überall kleinere Erfolge aufweisen, als die Siegesfreude durch die Nachricht von der Kapitulation Genuas gedämpft wurde. Masséna, von der Land- und von der Seeseite eingeschlossen, hatte sich mehrere Wochen lang heroisch gegen eine Übermacht gehalten, bis ihn, nach mehreren vergeblichen Ausfallsversuchen, Hungersnot und Seuchen aller Art in dem Augenblick zur Übergabe zwangen, als der Kommandant der Belagerungsarmee von Melas den Befehl erhalten hatte, mit Rücksicht auf den Anmarsch Bonapartes die Belagerung aufzuheben und an den Po zu eilen. Die Not in der blockierten Festung war grauenhaft. Der General Marbot schreibt darüber in seinen Erinnerungen u. a.: „Hungersnot, Krieg und eine furchtbare Typhusepidemie forderten ungeheure Opfer . . . Jeden Morgen las man auf den Straßen 700 bis 800 tote Einwohner von jedem Alter, Geschlecht und Beruf auf; 45 Tage lang wurde an die Zivilbevölkerung weder Fleisch noch Brot verkauft . . . Sämtliche Hunde und Katzen, die es in der Stadt gab, wurden aufgegessen, Ratten wurden sehr teuer bezahlt . . . Die genuesische Regierung ließ alles Gras, das auf den Wällen wuchs, abmähen und in gekochtem Zustand auf den Straßen an die Kranken verteilen.“ Im übrigen hatte Masséna ehrenvolle Bedingungen, vor allem freien Abzug mit der Maßgabe erhalten, daß er selbst sich mit einem Teil seiner Truppen auf französischen Kaperschiffen nach Antibes einzuschiffen habe.

Napoleon hatte jetzt also auch mit den Truppen des Feldmarschalleutnants Ott zu rechnen, die bisher von der Belagerung Genuas in Anspruch genommen waren. Sie rückten

rasch vor und griffen am 10. Juni Lannes bei Montebello an, wurden jedoch unter blutigen Verlusten zurückgeschlagen. Die französische Armee hatte nunmehr eine günstige Stellung bei Stradella, ihr rechter Flügel konnte sich auf den Po, ihr linker auf steile Höhen stützen. So sah sich Melas vom Rückweg nach Österreich abgeschnitten. Da eine Umgehung wegen der Wachsamkeit der Franzosen aussichtslos erscheinen mußte, blieb ihm nichts anderes übrig, als eine Schlacht zu wagen. Als Napoleon am 13. Juni die Scrivia überschritt, fand er zwar keine Spuren der Österreicher mit Ausnahme eines Detachements, welches das Dorf Marengo besetzt hielt und nach kurzem Kampfe daraus vertrieben wurde. Er beruhigte sich darüber, da er annehmen mußte, der Gegner sei in Richtung Genua ausgewichen. Da griffen am Morgen des 14. die Österreicher, über die Bormida-Brücken vorgehend, ungestüm an und warfen die Franzosen nach hartnäckigem Widerstand aus Marengo hinaus. Die Division Victor befand sich in völliger Auflösung. Schon glaubte Melas den Sieg in Händen zu halten, schon verzweifelten die Franzosen an einem glücklichen Ausgang der Schlacht, obgleich Napoleon unter persönlichem Einsatz die Truppen zum Stehen zu bringen suchte. Da nahte die Rettung in Gestalt von Desaix. Dieser General, erst vor wenigen Tagen aus Ägypten zurückgekehrt, war am 13. mittags gegen Novi vorgeschickt worden, um die Heerstraße nach Alessandria zu überwachen. So wie aber der Erste Konsul bei dem Angriff der Österreicher erkannt hatte, daß sich das Schicksal des Tages bei Marengo entscheiden würde, hatte er an ihn und an den gleichfalls detachierten Lapoype Eilboten abgeschickt, die sie schleunigst zurückrufen sollten. Desaix, den er beschworen hatte, er solle „um Gottes willen“ augenblicklich umkehren, kam gerade noch zur rechten Zeit. Eine zeitgenössische Schilderung beschreibt seinen Angriff: „Die Division Desaix ver-

richtete Wunder an Tapferkeit. Hecken und Zäune durchbrechend oder überkletternd, wirft sich ihre Infanterie mit dem Bajonett auf die vorderste Linie der bestürzten Österreicher, während sich die schwere Kavallerie auf die nachfolgenden dichten Kolonnen stürzt und dann vereint mit unserer gesamten Reiterei in einer mächtigen Attacke die österreichische Kavallerie zusammenhaut, daß diese in wilder Flucht nach Alessandria davonjagt.“ Freilich sollte Desaix den Sieg nicht mehr erleben. Bei seinem kühnen Angriff traf ihn eine Kugel ins Herz. Sein Tod bedeutete einen großen Verlust für Napoleon und schmerzte ihn tief¹⁸.

Aber der Erfolg war das größte Opfer wert. Denn der Sturm der Division Desaix und ein Angriff der Kellermanschen Reiterei entschieden die Schlacht. Die Schlacht von Marengo aber beschloß die eine Etappe des Feldzuges. In aller Frühe des 15. bot Melas eine Waffenruhe an. Das Ergebnis der sich anschließenden Verhandlungen war die Unterzeichnung einer Konvention, die den Österreichern freien Abzug einräumte mit der Verpflichtung, sich hinter den Mincio zurückzuziehen. Das bedeutete, daß die kaiserlichen Truppen das ganze, in den letzten Jahren zurückeroberte Gebiet westlich von Mantua preisgeben mußten.

Der Erste Konsul benutzte diesen Augenblick, um erneut an den deutschen Kaiser heranzutreten. Schon am 16. Juni setzt er ihn „von dem Wunsch des französischen Volkes in Kenntnis, dem Krieg, der unsere Länder verwüstet, ein Ende zu machen“. Nachdem „die Arglist der Engländer die Wirkung verhindert hat, die mein ebenso einfacher wie offener Schritt notwendig auf das Herz Ew. Majestät hervorbringen

¹⁸ Bourienne erzählt: „Ich sah jetzt, daß Bonaparte nahe daran war, Tränen zu vergießen, so wahr und tief war der Schmerz, den ihm Desaix' Tod verursachte. Er war ohne Zweifel der Mann, den er am meisten liebte, schätzte und betrauerte.“

mußte“, beschwört er den Kaiser, „den Schmerzensruf der Menschheit zu hören und nicht zu dulden, daß die Generationen zweier tapferer und mächtiger Nationen sich um Interessen, die ihnen fremd sind, gegenseitig morden. Es ist an mir, Ew. Majestät zu drängen, weil ich dem Schauplatz des Krieges näher bin als Sie. Ihr Herz kann nicht so lebhaft gerührt sein wie das meinige.“ Wenn der Kaiser den Frieden wolle, so sei er geschlossen. Aber klar läßt er erkennen, daß der Vertrag von Campo Formio die Grundlage dieses Friedens abgeben müsse, und er hält auch nicht mit offener Drohung zurück: „Wenn man das französische Volk zum Krieg zwingt, so zwingt man es, nur an den Krieg zu denken, nur vom Krieg zu leben, und die französischen Legionen sind zahlreich und tapfer.“ Doch der englische Einfluß und das englische Geld behielten die Oberhand. Österreich lehnte ab. Und die Präliminarien, welche der Überbringer dieser Antwort, der österreichische General Saint Julien, entgegen den Weisungen seiner Regierung, trotzdem einige Wochen später in Paris unterzeichnete, wurden nicht ratifiziert. Als auch der Versuch Napoleons, nach der Ablehnung Österreichs mit England zu einem Separatfrieden zu kommen, gescheitert war, wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Ein neuer Feldzug mußte die Niederwerfung Österreichs vollenden, dem die Ereignisse des Jahres 1800 an beiden Fronten einen schweren Schlag versetzt hatten. Denn um dieselbe Zeit, in der sich durch den Sieg Napoleons bei Marengo das Schicksal des österreichischen Heeres in Italien entschied, war Moreau auf dem deutschen Kriegsschauplatz gleichfalls siegreich gegen die Truppen des Feldzeugmeisters Krays vorgedrungen. Zwar hatte er, teils aus Starrköpfigkeit, teils, weil seine Begabung mit dem hohen Gedankenflug Bonapartes nicht Schritt halten konnte, den ihm vorgeschriebenen Feldzugsplan, den Gegner von Süden

her aufzurollen, nicht ausgeführt; trotzdem war es ihm, nachdem er bei Stockach, bei Engen und Meßkirch, bei Biberach und bei Ulm gesiegt hatte, gelungen, die Österreicher im Osten bis über die Isar zurückzuwerfen und München zu besetzen. Am 15. Juli 1800 war auch an dieser Front bei Parsdorf ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Als er im September ablief, konnten die Österreicher eine Verlängerung nur dadurch erreichen, daß sie sich über den Inn zurückzogen.

Nachdem die Verhandlungen in Lunéville kein Ergebnis zeitigt hatten, wurde der Waffenstillstand an beiden Kriegsschauplätzen im Laufe des November gekündigt. Zwar errangen die Franzosen auch wieder in Italien Erfolge, die am 16. Januar 1801 in Treviso zum Abschluß eines neuen Waffenstillstandes führten; aber der entscheidende Schlag wurde diesmal auf dem deutschen Kriegsschauplatz geführt. Der Oberbefehl über die österreichische Armee war von Kray auf den achtzehnjährigen Erzherzog Johann übergegangen, der ehrlich genug war, seine gänzliche Unwissenheit und Unerfahrenheit einzugestehen, und der sich der Unfähigkeit seines Generalstabschefs Lauer völlig ausgeliefert sah. Er beging auch sofort den folgenschweren Fehler, seine starke Stellung jenseits des Inn zu verlassen und am 1. Dezember Moreaus linken Flügel westlich Ampfing anzugreifen. Moreau, dessen Stellung weit auseinandergezogen war, lief zwar zunächst Gefahr, seine einzeln stehenden Divisionen von den überlegenen Kräften der Österreicher aufgerieben zu sehen. Es gelang ihm jedoch, namentlich weil der Erzherzog seine Zeit nicht zu nützen verstand, seine Truppen in der Gegend von Hohenlinden zusammenzuziehen, wo das österreichische Heer am 3. eine schwere Niederlage erlitt. Weitere für die Franzosen siegreiche Gefechte brachen den Widerstand des Gegners völlig und machten den Weg nach Wien frei.

Da der Vormarsch Moreaus begleitet war von erfolgreichen Unternehmungen der französisch-batavischen Armee unter Augereau in Franken und der Graubündner Armee Macdonalds, der nach einem kühnen Zug über den Splügen siegreich nach Italien vorbrach, blieb dem Wiener Hof nichts anderes übrig, als Frieden zu schließen. Freilich brachte der Friede von Lunéville, der am 9. Februar 1801 abgeschlossen und am 6. März vom deutschen Reichstag bestätigt wurde, härtere Bedingungen für die Besiegten als die von Campo Formio und die noch vor kurzem von Napoleon angeboten.

Hatte schon durch das Abspringen Rußlands die Koalition einen Sprung bekommen¹⁹, so fiel sie mit dem Friedensschluß von Lunéville völlig auseinander.

Überhaupt bietet die politische Lage dieser Tage ein recht kompliziertes Bild. Dadurch, daß England sich willkürlich über die internationalen Bestimmungen des Seerechts hinweggesetzt hatte, waren nicht nur die Neutralen, sondern auch Rußland in Gegnerschaft zu ihm geraten. Am 16. Dezember 1800 wurde zwischen Rußland, Dänemark und Schweden in Petersburg eine Konvention zur Aufrechterhaltung der Neutralitätsrechte abgeschlossen, der auch Preußen beitrug. Da jedoch England fortfuhr, die Rechte der Neutralen zu mißachten, kam es zu einem Seekrieg mit der nordischen Union, in dessen Verlauf die Seeschlacht bei Kopenhagen geschlagen wurde. Ein englisch-dänischer Waffenstillstand und der Tod Pauls, dessen Nachfolger Alexander eine Schwen-

¹⁹ Zar Paul, der als Mitglied der Koalition einen großen Teil seines Heeres in Italien und in der Schweiz verbluten sah, ohne daß England, auf dessen Betreiben er in den Krieg gegangen war, ihm Beistand geleistet hätte, hatte sich schwer verstimmt aus der Koalition zurückgezogen. Außerdem hatte Napoleon durch Klugheit und Großzügigkeit seine Sympathie gewonnen.

kung der russischen Politik vorzubereiten begann, sprengten die nordische Koalition.

Was Frankreich anlangt, so zog es aus der allgemeinen Wirrnis Nutzen und erreichte damit eine Festigung seiner eigenen Lage. Mit Spanien kamen die vorteilhaften Verträge von Madrid und St. Ildefonso zustande, Portugal schloß am 29. September 1801 Frieden mit Frankreich; Rußland folgte bald nach; mit dem König von Neapel war schon im März ein Friedensvertrag und mit dem Papst im Juli ein Konkordat abgeschlossen worden. Jetzt stand England, das die Einkreisung der französischen Republik so eifrig betrieben hatte, auf einmal ziemlich isoliert da und war zu einem Frieden geneigt. Er kam am 25. März 1802 als Vertrag von Amiens zustande.

Freilich konnte es sich hier um keinen dauerhaften Frieden handeln. Die Gegensätze bestanden fort, und mit Recht sagt A. Hugo, daß dem Friedensschluß von Amiens eigentlich nur die Bedeutung eines Waffenstillstandes zukomme.

Diesen Waffenstillstand aber nutzte Napoleon, um seine Herrschaft in Frankreich zu festigen. Unter den zahlreichen Ereignissen und Handlungen, die diesem Zwecke zu dienen hatten, sind als die wichtigsten die Schaffung des Code civile, die Gründung des Ordens der Ehrenlegion und das Konsulat auf Lebenszeit zu bezeichnen.

Die Revolution hatte wohl eine ganze Anzahl unzeitgemäßer Gesetze und Verordnungen auf dem Gebiet der Rechtspflege abgeschafft, allein die zahlreichen Vorschläge und Entwürfe eines neuen Zivilgesetzbuches waren alle in den Anfängen steckengeblieben, da bisher keine Regierung von Dauer gewesen war und zudem keine sich stark genug gefühlt hatte, sich an die schwierige Aufgabe einer durchgreifenden Justizreform heranzumachen. Die Inangriffnahme von Arbeiten, die keinen Augenblickserfolg zeitigten, sondern erst in der

fernen Zukunft wirksam sein sollen, ist immer ein Beweis für das Vertrauen eines Volkes zu seiner Regierung und für ihren eigenen Glauben an ihren Bestand. Napoleon beauftragte, kurz nachdem er nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt war, eine Kommission mit der Prüfung der Pläne des Konvents. Sie hatte das neue Gesetzbuch in seinen Grundzügen auszuarbeiten. Aber erst nachdem diese Entwürfe nochmals von einer Fünferkommission und dann vom Kassationsgerichtshof einer eingehenden Prüfung unterzogen worden waren, kamen sie vor den Staatsrat, und hier beginnt eigentlich erst der persönliche Einfluß Napoleons auf das große Gesetzeswerk, dessen Bedeutung heute noch im Rechtsleben der romanischen Völker nachwirkt. „Ich wohnte den Sitzungen des Staatsrates über den Code civile regelmäßig bei“, berichtet Marmont, „und obgleich mir die Sache fremd war, hörte ich mit dem lebhaftesten Interesse die Meister in der Gesetzgebung ihre scharfsinnigen Entwicklungen über die Bedürfnisse der Gesellschaft und über die Mittel, wie man ihnen gerecht werden konnte, vortragen. Der Erste Konsul war jedesmal anwesend und nahm oft den tätigsten Anteil an der Diskussion. Anfangs schwieg er gewöhnlich und wartete, bis Cambacérès, Portalis, Trouchet und andere ihre Sätze aufgestellt und ihre Meinung entwickelt hatten; dann aber nahm er das Wort, stellte die Frage oft in einem ganz neuen Lichte dar und zeigte einen Scharfsinn und eine Tiefe des Gedankens, welche bewunderungswürdig waren; so überzeugte er die anderen und wurde oft die Veranlassung zu höchst weisen Modifikationen. Bonaparte besaß keine Beredsamkeit, aber einen fließenden Vortrag, eine gewandte Dialektik und eine große Schärfe der Beweisführung. Sein Geist war fruchtbar, produktiv, seine Worte hatten einen Reichtum des Ausdrucks und seine Gedanken eine Tiefe, wie ich sie bei keinem an-

deren Menschen gefunden habe. Bei dieser Beratung strahlte sein wunderbarer Geist im hellsten Glanze, und doch waren so viele der behandelten Fragen ihm bisher fremd gewesen.“ Die Bedeutung, die Napoleon selbst seinem Gesetzeswerk beimaß, erhellt daraus, daß er den meisten dieser Sitzungen, die sich oft über sieben Stunden erstreckten, persönlich beiwohnte. In seiner Botschaft vom 20. Mai 1802 an den gesetzgebenden Körper, der das neue Gesetz verfassungsgemäß anzunehmen hatte, führte der Erste Konsul aus: „Das Bürgerliche Gesetzbuch, die Prozeßordnung, das Handelsgesetzbuch, die Verbesserungen unserer Strafgesetze, die durch die Erfahrung als unumgänglich notwendig befunden worden sind, werden endlich ein gleichförmiges und vereinfachtes System begründen, das in den Annalen der Rechtswissenschaft bis jetzt noch bei keinem Volke ein Beispiel aufzuweisen hat. Die Regierung hat aus den alten Verordnungen die meisten der weisen Verfügungen geschöpft, die sie in den Augen der Rechtsgelehrten empfehlenswert machten. Dazu hat sie alles Gute und Nützliche gefügt, was die neueren Gesetze darboten. Aus dieser Verschmelzung der Weisheit vergangener Zeiten mit den glücklichen Neuerungen, die selbst von eben dieser Weisheit nicht verworfen worden wären, wird ein Ganzes hervorgehen, das dem Geiste unserer republikanischen Verfassung, den Sitten und Gewohnheiten, dem besonderen Charakter unserer Nation angepaßt ist.“ Nach der Annahme durch den gesetzgebenden Körper wurden die Gesetze am 21. März 1804 als *Code civile des Français* in die Rechtspflege eingeführt.

Schon von dem jungen Bonaparte hatte Marmont gesagt, er habe, „mehr als es sich mit seinem Alter zu vertragen schien, große Studien über das menschliche Herz gemacht“. Seinem psychologischen Scharfblick waren die Schwächen der Menschen und ihre Eitelkeiten nicht entgangen. Er erkannte da-

her den grundlegenden Fehler, den die Revolution mit der unterschiedslosen Abschaffung aller Arten von Auszeichnungen begangen hatte. Was an ihm lag, hatte er seit seinem Kommando in Italien getan, um diesen Mangel auszugleichen. Er hatte Offiziere und Mannschaften wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feinde öffentlich belobt, hatte ihnen Ehrendeggen und Bürgerkronen verliehen; er hatte besonders verdiente Generale mit den erbeuteten Fahnen nach Paris geschickt, um sie ehrender Empfänge durch die Direktorialregierung teilhaftig zu machen; er hatte endlich am 27. April 1801 einen Beschluß herbeigeführt, nach welchem einem ausgezeichneten Soldaten der Titel des „ersten Grenadiers der Heere der Republik“ zuerkannt werden konnte. Jetzt ging er einen Schritt weiter: er gründete den Orden der Ehrenlegion. Er wollte damit einen Adel des Verdienstes schaffen, dem über alle Unterschiede des Ranges und Standes hinweg alle diejenigen angehören sollten, welche, sei es als Soldaten, sei es als Beamte, als Künstler oder Gelehrte, sich außergewöhnlich hervorgetan haben würden. Es ist bezeichnend, daß diese Einrichtung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, als Gesetz von einer verhältnismäßig schwachen Mehrheit angenommen wurde, und daß sich am heftigsten dagegen mancher alte Republikaner auflehnte, der sich später im Glanze einer während der Kaiserzeit ihm verliehenen Adelswürde sonnte. Einen dieser Opponenten fertigte Napoleon im Staatsrat nicht ohne Ironie ab: „Man nennt das Spielzeug und Flitterstaat. Gut! Aber mit solchem Flitterwerk leitet man die Menschen. Ich würde das von der Rednertribüne herab nicht aussprechen, aber in einem Rat von weisen Staatsmännern kann man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich auch in den letzten zehn Jahren der Revolution nicht geändert. Sie haben nur eine Leidenschaft, und

diese nenne ich ‚Ehre‘. Diese Leidenschaft muß man aber hegen und pflegen und deshalb muß man Auszeichnungen verleihen!“ Am 19. Mai 1802 wurde das Gesetz endlich angenommen; zum ersten Male verliehen wurden die Ehrenkreuze allerdings erst nach der Errichtung des Kaiserreiches.

Als sich Napoleon durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire an die Spitze des französischen Staates stellte, hatte er in Wahrheit bereits die Alleinherrschaft angetreten. Was dann noch folgte, war nichts anderes als die folgerichtige Vollendung dieses ersten Schrittes. Am 8. Mai 1802 faßte der Senat den Beschluß, Bonapartes Konsulat um weitere zehn Jahre zu verlängern. Aber Napoleon wollte diese Befestigung seiner Herrschaft nicht allein auf einen Senatsbeschluß begründen. „Die Stimme des Volkes hat mir die höchste obrigkeitliche Würde übertragen“, erwiderte er der Deputation, welche ihm diesen Beschluß übermittelte. „Ich würde mich seines Zutrauens nicht versichert glauben, wenn der Beschluß, der mich auf diesem Posten erhielt, nicht durch seine Zustimmung sanktioniert wäre. In den drei zunächst verflossenen Jahren hat das Glück der Republik gelächelt; allein das Glück ist unbeständig, und wie viele Männer, die es mit seinen Gunstbezeugungen überhäuft hat, haben einige Jahre zu lang gelebt.“ Allerdings ging Napoleon bei dieser Volksbefragung aufs Ganze. Denn zur Abstimmung wurde nicht mehr der Antrag auf eine Verlängerung seiner Amtsdauer, sondern die Frage gestellt: Soll Bonaparte lebenslänglicher Konsul werden?

Das Volk sprach sich mit einer überwältigenden Stimmenmehrheit für ihn und damit für eine Stabilisierung der Verhältnisse aus; von den 3577259 Bürgern, die an der Abstimmung teilnahmen, stimmten 3568885 mit Ja und nur 8374 mit Nein. Die Monarchie Napoleons war mit diesem Volks-

entscheid begründet, wenn auch erst am 30. April 1804 im Tribunat der Antrag eingebracht wurde, dem Ersten Konsul die Kaiserwürde zu verleihen. Der Vorschlag wurde wenige Tage später angenommen und führte am 18. Mai zu einem organischen Senatsbeschluß, der Napoleon zum Kaiser der Franzosen erklärte und ihm die erbliche Kaiserwürde übertrug.

Die Erfolge, welche die Regierung Napoleons schon während des Konsulates aufzuweisen hatte, sprachen für sich. Wo bisher bürokratische Schwächlichkeit hilflos vor den Ereignissen kapitulierte oder anmaßende Dummheit die politischen Fäden heillos verwirrt hatte, da zwang jetzt eine eiserne Faust das Geschehen in geordnete Bahnen. Stärkung der Macht und des Ansehens der französischen Nation nach außen und eine Hebung des Handels und des Wohlstandes sowie die Rückkehr zu allgemeiner Rechtssicherheit waren die Folgen.

Und trotzdem gab es Unzufriedene, die gegen die Neuordnung der Dinge um jeden Preis protestieren zu müssen glaubten. Einige wenige Übriggebliebene der Schreckensherrschaft der Jakobiner, verbrecherische Naturen, die nur im Chaos eine Befriedigung ihrer dunklen Instinkte erhoffen durften und vor allem jene ewig Gestrigen, die da meinten, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können, sann auf Mittel zum Sturz des neuen Regimes.

Den weitaus größten Teil der Royalisten hatte Bonaparte durch großzügiges Entgegenkommen und durch die Beweiskraft seiner Erfolge mit dem neuen System ausgesöhnt. Aber der großen Masse dieser Einsichtsvollen stand ein kleiner Klüngel Unbelehrbarer und Böswilliger gegenüber, die sich weder durch die Hoffnungslosigkeit ihres Beginns, noch durch die segensreichen Wirkungen der Regierung des Konsulats auf das gesamte Leben des französischen Volkes da-

von abhalten ließen, ihren Kampf um die Wiederherstellung des Thrones der Bourbonen fortzusetzen.

Gewiß hatte es auch nicht an Versuchen seitens der Bourbonen gefehlt, den jungen Diktator für ihre selbstsüchtigen Zwecke einzuspannen, mit anderen Worten, jetzt, nachdem Bonaparte die große Revolution niedergeschlagen hatte, die Früchte seiner Siege und seiner Arbeit ohne Risiko einzuhemsen und sich in das gemachte Bett zu legen. Daß Napoleon, was immer ihm von dieser Seite angeboten werden mochte, schon aus der Unbestechlichkeit des Genies heraus zurückweisen mußte, bedarf keiner weiteren Begründung. Denn er hatte sich die Alleinherrschaft nicht erschlichen; er hatte sie sich erkämpft auf Schlachtfeldern und Barrikaden und er hatte erst dann die Hand nach ihr ausgestreckt, als alle anderen Regierungen ihre Unfähigkeit längst unter Beweis gestellt hatten. Jene aber, deren Schwäche und Entartung die eigentliche Triebfeder zu dem großen Umsturz gewesen war, hatten sich dem Richterspruche der Geschichte zu beugen. Als bald nach der Schlacht von Marengo der Graf von Provence, Bruder des enthaupteten Ludwigs XVI. und späterer König Ludwig XVIII., dem Ersten Konsul schrieb: „Sie haben ein zu klares Urteil, mein Herr, um glauben zu können, daß der augenblickliche Zustand von Dauer sein könnte. Sagen Sie, welchen Rang, welche Stellung Sie einnehmen wollen; ich lasse Ihnen völlig freie Wahl. Ich wünsche nur die Ruhe des französischen Volkes. Ich würde sein Glück begründen, wie Sie der Held seines Ruhmes sein würden“, da antwortete Napoleon mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit: „Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen, denn Sie müßten über 100 000 Leichen hinweggehen. Opfern Sie daher Ihre Interessen der Ruhe und dem Glück Frankreichs; die Geschichte wird Ihnen dafür Dank wissen.“ Auch andere Versuche der Bourbonen, so der

des Grafen von Artois, über die Herzogin von Guiche auf Josephine und über diese auf Napoleon Einfluß zu gewinnen, schlugen fehl. Und als Josephine ihrem Gatten einst erzählte, man wolle auf dem Karussellplatz ein prachtvolles Denkmal errichten, das ihn darstelle, wie er die Bourbonen kröne, erwiderte er: „Und hast du nicht geantwortet, daß dieses Denkmal den Leichnam des Ersten Konsuls zum Sokkel haben würde?“

Aber während die Bourbonen selbst vom sicheren Ausland aus ihre Intrigen spannen, fanden sich in Frankreich immer wieder Leute, die in ihrem und in Englands Sold bereit waren, Verschwörungen gegen die Regierung und das Leben des Ersten Konsuls anzuzetteln, und die dabei Kopf und Kragen riskierten. Die Langmut und Geduld, die Napoleon gegenüber all diesen Konspirationen anwandte, ist wahrhaft bewundernswert, ja er konnte erst durch handgreifliche Beweise davon überzeugt werden, daß die Royalisten, denen er stets eine große Milde bezeigt hatte, als die Urheber der Attentate gegen ihn angesehen werden mußten. Eine Reihe von Anschlägen war durch die Wachsamkeit der Polizei Fouchés vereitelt worden, das Mißlingen eines Vergiftungsversuches durch Schnupftabak war nur einem glücklichen Zufall zu verdanken. Dagegen schwebte das Leben des Ersten Konsuls am Weihnachtsabend des Jahres 1800 in erster Gefahr. Als sich Napoleon in die Oper begab, wo Haydns „Schöpfung“ gegeben werden sollte, fand sein Wagen an der Ecke der Rue Saint Nicaise die Straße durch einen zweirädrigen Karren versperrt, auf dem sich, in einer Tonne verborgen, eine Höllenmaschine befand. Die Explosion erfolgte in dem Augenblick, in dem der Wagen die gefährdete Stelle passiert hatte, forderte mehrere Todesopfer und zahlreiche Verwundete; auch wurde eine Anzahl Häuser demoliert. Napoleon selbst blieb wie durch ein Wunder unverletzt

und wohnte unmittelbar darauf der Opernvorführung bei, ohne die geringste Spur von Gemütsbewegung zu zeigen²⁰. Kurz nach dem Bruch des Friedens von Amiens landeten die Engländer eine Anzahl royalistischer Emigranten unter Führung von Georges Cadoudal an der Küste Nordfrankreichs. Die Verschwörung war von langer Hand vorbereitet und hatte zum Ziel einen Anschlag auf das Leben Bonapartes und gleichzeitig einen Aufstand in der Bretagne und in der Vendée. In der allgemeinen Verwirrung sollten die Emigranten vom Rheine her nach Frankreich vorstoßen, und die Bourbonen die Zügel der Herrschaft ergreifen.

Im Komplott befand sich auch der General Pichegru. Schon einmal hatte Pichegru eine royalistische Verschwörung angezettelt, die durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor 1797 niedergeworfen worden war und mit der Verbannung des Rebellen nach Cayenne geendet hatte. Es war ihm jedoch gelungen, von dort aus nach London zu entfliehen, wo er die Verbindung mit den Royalisten wieder aufnahm. Die Verschwörung wurde entdeckt, und ihre Teilnehmer gerieten in die Hände der Polizei. Cadoudal und elf seiner Mitverschworenen wurden am 25. Juni 1804 hingerichtet, Pichegru endete durch Selbstmord.

Aber die Spuren wiesen noch auf einen anderen Mann von Rang und Würden. Der General Moreau, der Sieger von Hohenlinden, war seit Jahren ein gekränkter und haßerfüllter Rivale Napoleons. Trotz seiner Fähigkeiten als Feldherr weit überschätzt, ließ er sich, unter dem Einfluß einer ehrgeizigen Frau stehend, zur offenen Auflehnung gegen den

²⁰ Auf St. Helena äußerte sich Napoleon zum Grafen Las Cases: „Ich kann mehr als dreißig Verschwörungen gegen mein Leben an Hand der amtlichen Belege nachweisen. Andere erfinden Verschwörungen, ich dagegen habe sie, wo ich nur konnte, zu verheimlichen versucht. Von der Schlacht bei Marengo bis zur Verschwörung des Georges Cadoudal und zu dem Falle Enghien schwebte ich in ständiger Lebensgefahr.“

Ersten Konsul und endlich zur Teilnahme an der Verschwörung Cadoudals und Pichegrus hinreißen. Napoleon verfuhr außerordentlich milde mit ihm. Obgleich ihn ein bürgerliches Gericht trotz nachgewiesener Schuld an und für sich nur zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt hatte, änderte Napoleon im Gnadenweg die Strafe in Verbannung, eine Großmut, die er später bitter zu bereuen hatte²¹.

Am meisten Staub aber hat der Fall des Herzogs von Enghien aufgewirbelt. Louis Antoine-Henri de Bourbon, Herzog von Enghien, geboren am 3. August 1772, war ein Enkel des Prinzen Condé. Er lebte seit Jahren von englischem Gelde als Emigrant in Ettenheim in Baden nahe der französischen Grenze und war von einem Teil der Royalisten als König von Frankreich ausersehen. Anfang März 1804 erhielt der Erste Konsul Berichte, nach denen der Herzog von Enghien in die Verschwörung Cadoudals, Pichegrus und Moreaus verwickelt sei. Müde des ewigen hochverräterischen Treibens der Bourbonen und in großer Erregung über die fortgesetzten Anschläge auf sein Leben, beschloß Bonaparte, sich der Person des Herzogs zu bemächtigen und ein Exempel zu statuieren. Durch einen Handstreich wurde der Herzog auf badischem Gebiet verhaftet und nach Paris gebracht. Am 20. März erließ Napoleon einen Befehl, dessen 1. Artikel lautete: „Der ehemalige Herzog von Enghien ist beschuldigt, die Waffen gegen die Republik geführt, im Solde Englands gestanden zu haben und noch zu stehen und an der von dieser Macht angezettelten Verschwörung gegen die innere und äußere Sicherheit der Republik teilgenommen zu haben. Er wird vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus sieben vom General-

²¹ Moreau verließ Frankreich am 25. Juni und ging nach Amerika. Er kehrte 1812 nach Europa zurück und kämpfte im russischen und 1813 im alliierten Heere gegen die Franzosen. Er fiel in der Schlacht bei Dresden.

gouverneur von Paris ernannten Mitgliedern bestehen und in Vincennes zusammentreten soll.“

Dieses Kriegsgericht trat noch am gleichen Tage in Tätigkeit und befand den Herzog für schuldig. Er wurde eine Stunde nach Verkündung des Todesurteils erschossen. Bis zum letzten Augenblick hatte er jede Mitschuld an einem Anschlag auf das Leben des Ersten Konsuls beharrlich geleugnet, dagegen gestand er ein, von England, mit dem man sich wieder im Kriegszustand befand, Geld empfangen und auf ein englisches Kommando bei den bevorstehenden Kämpfen gegen Frankreich gewartet zu haben, wie er überhaupt zugab, in Wahrung der Rechte seiner Familie ein unversöhnlicher Gegner der französischen Konsulatsregierung zu sein.

Die zeitgenössische und spätere Geschichtsschreibung ist nicht müde geworden, der Person des Herzogs von Enghien Züge unvorstellbarer Größe und seiner Erschießung die Gloriele des Opfertodes anzudichten. Aber alle Versuche, den Herzog zum Märtyrer und zum beklagenswerten Opfer der Willkür eines grausamen Tyrannen zu stempeln, vermögen nicht hinwegzutäuschen über die Tatsache, daß dieser Mann schon bei den Kämpfen des Jahres 1800 am Rhein und Inn gegen sein Vaterland in Waffen gestanden hatte und daß er im Solde Englands bereit war, auch bei zukünftigen hoch- und landesverräterischen Unternehmungen gegen seine Heimat eine führende Rolle zu spielen.

Man hat gegen Napoleon den Vorwurf erhoben, er habe sich durch ein Verbrechen an einem Unschuldigen eines ihm unbequemen, legitimen Anwärters auf den Thron von Frankreich entledigt. Aber angesichts der Umstände konnte er gar nicht anders handeln, und wenn er auch die öffentliche Meinung in Frankreich durch diese Exekution aufs höchste gegen sich aufgebracht hat, so hat er doch zum mindesten erreicht, daß die royalistischen Verschwörungen und Attentate mit

einem Schlage aufhörten. Übrigens nahm der Kaiser auf seinem Totenbette unter dem Eindruck eines englischen Zeitungsartikels, welcher Caulaincourt und Savigny als die Hauptschuldigen am Tode des Herzogs bezeichnete, in sein Testament folgenden Satz auf: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen lassen, weil es für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes notwendig war, zu einer Zeit, als der Graf von Artois nach seinem eigenen Geständnis 60 Meuchelmörder in Paris unterhielt. Im gleichen Falle würde ich nochmals so handeln.“

Aber während sich diese Ereignisse in Frankreich abspielten, war Napoleon auch auf außenpolitischem Gebiet nicht untätig geblieben. In Holland setzte er eine Verfassungsänderung durch, die ihm entsprechenden Einfluß auf die Leitung dieses Staates sicherte. Das gleiche geschah in der Zisalpinischen Republik, die in eine Italienische Republik umgetauft wurde und zu deren Präsidenten sich Bonaparte im Januar 1802 ernennen ließ. Elba wurde im August, und Piemont, das die Franzosen seit dem letzten italienischen Feldzug besetzt hielten, im September 1802 zur französischen Republik erklärt. Auch die Ligurische Republik, die Republik Lucca und das neugebildete Königreich Etrurien befanden sich jetzt in der Einflußsphäre Frankreichs. Ebenso wurden hinsichtlich der Schweiz verschiedene Veränderungen zugunsten der Franzosen erreicht. Das Wallis wurde abgetrennt und der Rest der Schweiz zur Annahme einer Mediationsakte gezwungen, die diese Republik enger an die Politik Frankreichs kettete. Im Gebiet des Reiches hatte Frankreich zur selben Zeit auf die im Verfolge des Friedensvertrages von Lunéville durchgeführten Säkularisationen, durch die einzelne deutsche Fürsten mit ehemals geistlichem Gebiet entschädigt wurden, entscheidenden Einfluß genommen.

Dagegen war Napoleons Kolonialpolitik, die er mit aller Kraft vorwärts zu treiben suchte, nicht von Erfolg begleitet. In San Domingo (Haiti), dessen spanische Hälfte 1795 an Frankreich gefallen war, hatte sich der Negergeneral Toussaint l'Ouverture selbst zum Präsidenten gemacht und die Selbständigkeit der Insel erklärt. Nachdem Bonaparte Konsul geworden war, suchte er zunächst auf dem Verhandlungswege Toussaint l'Ouverture zur Raison zu bringen, und als er nicht zum Ziele kam, schickte er seinen Schwager, den General Leclerc, mit einer Armee hinüber, der gleichzeitig die von dem Neger aufgehobene Sklaverei der Schwarzen wieder einführen sollte. Aber obgleich die Franzosen militärische Erfolge erzielten, mußten sie noch im Laufe des Jahres 1803 unter dem verheerenden Einfluß des Klimas das Unternehmen aufgeben, das übrigens Napoleon selbst auf St. Helena „eine große Dummheit“ genannt hat. Aber auch seine übrigen Kolonialpläne brachte die drohende Gefahr eines neuerlichen Krieges mit England zum Scheitern, namentlich auch die zur Befestigung der französischen Macht in Louisiana eingeleitete Expedition, das im April 1803 den Vereinigten Staaten gegen einen Betrag von achtzig Millionen Franken überlassen wurde.

Der Streit um Malta, das die Engländer trotz ihrer im Friedensvertrag von Amiens eingegangenen Verpflichtung nicht räumen wollten, entfesselte im Frühjahr 1803 von neuem einen Krieg, den dieser Vertrag nach Lage der Dinge nicht beenden konnte. Napoleon sah klar, daß England zur Fortsetzung des Krieges entschlossen war, und er zog eine offene Wiederaufnahme der Feindseligkeiten dem zermürbenden, von einer wüsten englischen Pressehetze begleiteten Verhandlungsgeplänkel vor. Anläßlich eines Empfangs in den Tuileries am 13. März fuhr er den englischen Gesandten Whitworth hart an: „So sind Sie also zum Krieg entschlos-

sen? — Fünfzehn Jahre lang führen wir Krieg, Sie wollen ihn um weitere fünfzehn Jahre verlängern, und Sie zwingen mich dazu!“ Dann wandte er sich zu dem russischen und zu dem spanischen Gesandten: „Die Engländer wollen den Krieg; wenn sie aber die ersten sind, welche das Schwert ziehen, so werde ich der letzte sein, der es wieder in die Scheide steckt. Sie achten die Verträge nicht.“ Darauf fuhr er, zu Lord Whitworth gewandt, fort: „Wozu Rüstungen? Gegen wen Vorichtsmaßregeln? Ich habe kein einziges Linienschiff in den französischen Häfen. — Wollen Sie aber die Waffen ergreifen, so werde ich es auch tun; wollen Sie sich schlagen, so werde ich mich auch schlagen. Sie werden Frankreich vielleicht töten können, aber niemals werden Sie es einschüchtern!“ Und als der Gesandte erwiderte, man wolle weder das eine noch das andere, man wolle vielmehr mit Frankreich in gutem Einvernehmen leben, rief er: „Dann muß man Verträge halten! Wehe denen, welche die Verträge nicht achten! Sie sind ganz Europa verantwortlich“²².

Noch gingen die Verhandlungen pro forma weiter, aber die Vorschläge, welche die Engländer machten, hatten mit den von ihnen in Amiens angenommenen Bedingungen nichts mehr zu tun. Als Whitworth endlich eine Frist von sieben Tagen zur Annahme der englischen Vorschläge stellte, kam es zum Bruch. Am 18. Mai erklärte England an Frankreich den Krieg.

Ein Plan, der Bonaparte schon vor der ägyptischen Expedition beschäftigt hatte, nahm nunmehr greifbare Gestalt an, wenn auch häufig genug behauptet wird, Napoleon habe

²² Nach dem Bericht des englischen Gesandten Whitworth an den Minister Hawkesbury. Allerdings hat Napoleon diese Schilderung schon in seiner Rede an den Senat vom 25. Mai 1803 für falsch erklärt. Auf St. Helena bezeichnete er gegenüber O'Meara diesen Bericht als „strotzend von Unwahrheiten“.

dabei nur eine Drohung gegen die Engländer bezweckt. Es ist dies die Absicht einer bewaffneten Landung in England.

Nach seinen Memoiren hatte Napoleon den Plan, mittels einer riesenhaften Bootsflottille binnen weniger Stunden eine Armee von 160 000 Mann nach England zu transportieren, die fünf Tage nach ihrer Landung vor London erschienen wären. Die Überfahrt sollte sich unter dem Schutze der vereinigten Flotte vollziehen. „Wurde die Vereinigung der Flotte im ersten Jahre vereitelt — nun, so hätte sie im nächsten oder in einem der folgenden stattgefunden: fünfzig Linienschiffe, die von Toulon, Brest, Rochefort, Lorient, Cadix abgefahren wären, hätten sich bei der Insel Martinique vereinigt, wären nach Boulogne gesegelt und hätten die Überfahrt der Truppen gedeckt, während die englische Flotte zwei Meere hätte behaupten müssen, um die britische Herrschaft über Indien aufrecht zu erhalten.“ Während der Jahre 1803, 1804 und 1805 wurden umfangreiche militärische Vorbereitungen an der Nordküste Frankreichs getroffen. Man baute Schiffe und Boote jeder Größe, setzte die Häfen in stand, sammelte Truppen, übte Landungsmanöver und stellte Versuche mit weittragenden Geschützen an. Napoleon selbst hielt sich längere Zeit in Boulogne auf, um die zu treffenden Maßnahmen persönlich zu überwachen und die Arbeiten anzufeuern.

Allerdings kam der gigantische Plan, der Englands Schicksal besiegeln sollte, nicht zur Ausführung, einmal, weil der Admiral Villeneuve, der den Befehl hatte, nach seiner Vereinigung mit der spanischen Flotte und den übrigen französischen Geschwadern nach Boulogne zu segeln, im entscheidenden Augenblick sich nach Cadix zurückzog, anstatt im Kanal zu erscheinen, zum andern aber, weil es England inzwischen gelungen war, eine neue Koalition gegen Frankreich auf die Beine zu bringen, so daß sich Napoleon daher

gezwungen sah, die Entscheidung dieses Krieges auf dem Kontinent zu suchen.

Wir haben bereits gesehen, daß Napoleon bald nach dem Ausbruch des neuen Krieges mit England seine innerpolitische Stellung dadurch stark festigen konnte, daß er sich durch Volksbeschluß zum Kaiser der Franzosen und diese Würde weiterhin als erblich erklären ließ. Ende November 1804 traf Papst Pius VII. in Paris ein, um am 2. Dezember im Dome von Notre-Dame die feierliche Krönung des Kaiserpaares zu vollziehen. Übrigens bekundete Napoleon, der sich zwar vom Papste salben ließ, auch während der Krönungszeremonie seinen unumstößlichen Entschluß, sich nicht unter die Autorität des Papstes zu beugen. Denn ehe der Papst wußte, wie ihm geschah, hatte der Kaiser nach dem goldenen Lorbeer gegriffen und sich ihn selbst aufs Haupt gesetzt. Die Rückkehr zum monarchischen Prinzip in Frankreich, die Napoleon von vielen alten Republikanern sehr verübelt wurde, wenngleich er — bis zum Jahre 1807 — trotz seines Kaisertitels für Frankreich den Namen einer französischen Republik beibehielt, hatte ihre Auswirkungen auch auf die Verhältnisse in Italien.

Lange schon hatte sich Napoleon mit dem Gedanken getragen, hinsichtlich der Italienischen Republik eine Änderung herbeizuführen. Seinen ursprünglich gehegten Plan, selbst die lombardische Krone zu tragen, gab er unter dem Eindruck, den diese Erörterungen auf den österreichischen Kaiser machten, vorübergehend wieder auf. Er kam erst wieder darauf zurück, als der Versuch, seinen Bruder Joseph zur Annahme dieser Krone zu bewegen, gescheitert war. Joseph hoffte, obwohl er der ältere war, nach dem Tode seines kinderlosen Bruders dereinst die französische Kaiserkrone erben zu können, und schlug Napoleons Anerbieten aus. Sein jüngerer Bruder Louis, dem er daraufhin die Krone für sein da-

mals zweieinhalb Jahre altes Söhnchen Napoleon²³ antrug, lehnte in seiner Hoffart gleichfalls ab, da er sich übergangen fühlte.

Am 15. März hatte Napoleon die Abgeordneten der Italienischen Republik durch energische Vorstellungen und Einschüchterungen dahin gebracht, sich seinen Wünschen willfährig zu zeigen. „Ungewiß und beunruhigt über ihr Schicksal“, schreibt Kircheisen, „arbeitete die mittlerweile durch die Konsulta verstärkte italienische Abordnung in Paris Statuten für das künftige Königreich aus und sandte am 25. Januar 1805 dem Kaiser einen Verfassungsentwurf zu. Napoleon ließ sich aber in keiner Weise durch die Wünsche der italienischen Abgeordneten beeinflussen, sondern ihnen einen Befehl zugehen, der sich unter dem Namen ‚Statut constitutionnel‘ verbarg. Er erklärte darin kurz und bündig, daß er die Krone für sich und seine Familie annehme, die aber niemals mit der französischen Krone auf demselben Haupte vereinigt werden dürfe. Er nehme sie nur vorübergehend (!) an, um sie seinem Nachfolger zu übergeben, wenn die Engländer Neapel, die Jonischen Inseln und Malta geräumt hätten. Mit anderen Worten also: nie, denn selbst wenn die Vorbedingungen erfüllt gewesen wären, würde ein Napoleon nicht in die Verlegenheit gekommen sein, andere Gründe für die Nichterfüllung eines Versprechens zu finden. Die Konsulta

²³ Der kleine Napoleon war der Sohn von Louis und der Stieftochter Napoleons, Hortense Beauharnais. Er war der Lieblingsneffe Napoleons, und dieser hatte sich schon kurz vor Errichtung des Kaiserreiches mit der Absicht getragen, ihn zu adoptieren und zu seinem Nachfolger zu machen. Louis, ein siecher, halb gelähmter Hypochonder, hatte seinem Bruder damals erregt geantwortet: „Weshalb soll ich meinem Sohne meinen Anteil an Ihrer Nachfolge abtreten? Womit habe ich verdient, daß ich enterbt werde? Wo bleibt mein Ansehen, wenn dieses Kind, das das Ihre werden soll, einen Rang einnimmt, der an Würde und Ansehen weit über dem meinigen steht?“ Übrigens ist der kleine Napoleon schon im Mai 1807 an einer Krankheit gestorben.

und die italienische Abordnung waren schon so eingeschüchtert, daß sie am 15. März einstimmig den Wunsch des Kaisers guthießen.“

Am 2. April brach er mit seiner Gattin von Fontainebleau zu einer Reise durch Frankreich und Italien auf und traf am 8. Mai in Mailand ein. Dort fand am 26. die feierliche Krönung statt, bei der sich Napoleon die eiserne Krone der Lombarden, die seit vierzehn Jahrhunderten in Monza aufbewahrt wurde, wiederum selbst aufs Haupt setzte. Er sprach dabei die Worte: „Gott gibt sie mir, wehe dem, der sie anrührt!“ Da ihn seine Brüder im Stiche gelassen hatten, nahm er jetzt seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, nachdem er ihn zum kaiserlichen Prinzen gemacht hatte, an Kindes Statt an und setzte ihn am 7. Juni als Vizekönig von Italien ein.

Bald nach der Krönung begab sich der Kaiser zurück nach Paris, das er aber nach kurzer Zeit wieder verließ. Er reiste noch einmal nach Boulogne, um die seit Jahren vorbereitete bewaffnete Landung in England nunmehr ins Werk zu setzen. Vorher hatte er noch seine Befehle zur Sicherung der italienischen und der Rheingrenze gegeben und Verhandlungen mit Preußen eingeleitet, dem er als Preis für ein Bündnis Hannover anbieten ließ. Die Bedenken des Erzkanzlers Cambacérès hatte er mit den Worten zerstreut: „Vertrauen Sie mir; vertrauen Sie meiner Tatkraft. Ich werde Europa durch die Wucht und die Schnelligkeit meiner Schläge überraschen.“

Am 3. August hielt er an der Küste eine Heerschau ab. Voll Zuversicht schrieb er an dem gleichen Abend an den Admiral Decrès: „Die Engländer wissen nicht, was über ihren Häuptern schwebt. Wenn wir 12 Stunden der Überfahrt sicher sind, hat England gelebt.“ Die ganze Armee war in Bereitschaft; das Material befand sich schon seit geraumer Zeit

an Bord der Schiffe, und nach den Berechnungen des Kaisers konnten die Truppen und Pferde binnen zwei Stunden eingeschifft und innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Dover übergesetzt werden. Alles hing nur vom rechtzeitigen Eintreffen des Admirals Villeneuve ab.

Dieser hatte am 30. März Toulon verlassen und war weisungsgemäß nach Martinique gesegelt, wo er die Vereinigung mit den Schiffen des verbündeten Spanien vollzog. Um der Verfolgung Nelsons zu entgehen, waren die beiden Geschwader am 7. Juni wieder ausgelaufen. Ihr Plan war, die starke französische Flotte des Admirals Ganteaume, die im Hafen von Brest von englischen Schiffen blockiert lag, zu entsetzen und mit ihr gemeinsam in den Kanal vorzustoßen. Aber ein englisches Geschwader verlegte ihnen den Weg. Es kam zu einem Gefecht, bei dem zwei spanische Schiffe verloren gingen; Villeneuve ließ sich einschüchtern und segelte statt in den Kanal nach Cadix. Zwar lief er dort noch einmal am 31. Juli mit Kurs auf Ferrol aus, allein am 2. August erreichte ihn ein Befehl des Kaisers, der ihm willkommener Anlaß war, nach Cadix zurückzukehren. Der Befehl, der am 16. Juli erlassen worden war, hatte folgenden Wortlaut: „Wenn Sie Ihre Vereinigung mit den Geschwadern in Ferrol beendet haben, werden Sie sich zum Herrn von Pas de Calais machen, und wenn es auch nur für 4—5 Tage wäre, was sich durchführen läßt, wenn Sie entweder unsere Geschwader von Rochefort oder Brest unter Ihren Oberbefehl stellen und mit dieser Flotte um Irland oder Schottland herumfahren, um zu dem Geschwader von Texel zu stoßen. Sollte sich aber durch Kämpfe oder andere unvorhergesehene Zwischenfälle Ihre Lage wesentlich verändert haben, so darf unsere Flotte auf keinen Fall in Ferrol einlaufen. In diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten möge, hoffen wir, daß Sie möglichst im Hafen von Cadix vor Anker

gehen, nachdem Sie unsere Geschwader von Rochefort und Ferrol entsetzt haben.“

Dieser Nachsatz, der im Falle einer besonders gefährlichen Lage eine zweite Lösung offenließ, wurde dem Kaiser zum Verhängnis, da Villeneuve, der eine geringe Meinung von dem Zustand und Gefechtswert seiner Flotte hatte, ohne zwingende Notwendigkeit hievon Gebrauch machte. Zwar entschloß er sich erst auf das falsche Gerücht von einer Vereinigung der Geschwader Nelsons und Calders zu diesem Schritt, aber bereits am 6. August hatte er aus dem Hafen von Coruña, das er an Stelle Ferrols anlief, dem Marineminister Decrès u. a. geschrieben: „Wir haben eine veraltete Seetaktik. Wir können uns nicht in Schlachtordnung aufstellen, und das ist es ja gerade, was der Feind verlangt . . . Ich glaube sehr wohl, daß alle auf dem Posten aushalten würden, aber daß nicht einer²⁴ einen kühnen Entschluß fassen würde. Ich sah alles dies voraus, ehe ich Toulon verließ, aber ich habe mich allerlei Täuschungen hingegeben, allerdings nur bis zu dem Tage, an dem ich die spanischen Schlachtschiffe sah, die sich mit mir vereinigt haben. Dann allerdings mußte ich an allem zweifeln . . .“

Indessen — namentlich in der zweiten Hälfte des August — wartete Napoleon in fiebernder Ungeduld auf das Erscheinen seiner Flotte. Denn es war keine Zeit zu verlieren; jeder Tag war kostbar. Die Nachrichten über zunehmende Rüstungen der Österreicher mehrten sich. Aber der Kaiser wollte seinen Plan der Niederzwingung Englands um jeden Preis durchführen. Um sich auf dem Kontinent eine Rückendeckung zu schaffen, bot er jetzt in seinem Schreiben vom 23. August, das er durch Duroc überbringen ließ, dem König von Preußen in konkreter Form Hannover an. „Wir haben dieselben

²⁴ Gemeint sind die Befehlshaber der Schiffe des französischen und spanischen Geschwaders.

Feinde. Die Erwerbung Hannovers ist für Eure Majestät eine geographische Notwendigkeit, zumal das Gebiet von Europa unter so große Mächte verteilt ist.“ Zugleich bat er den König mit Rücksicht auf die Kriegsvorbereitungen Österreichs, „eine Truppenansammlung in der Richtung auf Böhmen anzuordnen“. Er machte Duroc gegenüber, der den Auftrag hatte, einen Bündnisvertrag mit Preußen abzuschließen, kein Hehl daraus, daß nur ein schneller Entschluß des Königs diesen hohen Preis rechtfertigen könne. „Nach Verlauf von vierzehn Tagen ist von einem solchen Anerbieten keine Rede mehr. Gegenwärtig habe ich das Bedürfnis, gegen Österreich gedeckt zu werden, während ich mich einschiffe. Um von Preußen diesen Dienst zu erhalten, bewillige ich ihm ein großes Land, das seine Armee um 40 000 Mann vermehrt. Wenn ich aber später gezwungen werde, die Ufer des Ozeans zu verlassen, um mich gegen den Kontinent zu wenden, wenn ich mein Feldlager aufhebe, meine Entwürfe gegen England vertage, dann brauche ich niemand mehr, um Österreich zur Vernunft zu bringen, und bezahle einen unnütz gewordenen Dienst nicht so teuer.“ Friedrich Wilhelm aber ließ sich durch die Lockungen und Drohungen Englands und Rußlands bestimmen, seine Neutralität zu bewahren und Napoleons Anerbieten abzulehnen.

Durch eine Depesche aus Ferrol, welche die Abfahrt Villeneuves nach Brest mitteilte, wurde der Kaiser in seiner Hoffnung auf ein rasches Eintreffen seiner Flotte bestärkt. Er schrieb an Villeneuve: „Herr Vizeadmiral, ich hoffe, daß Sie in Brest angekommen sind. Segeln Sie ab, verlieren Sie keinen Augenblick, mit meinen vereinigten Geschwadern in den Kanal zu laufen. England gehört uns! Wir sind ganz bereit, alles ist eingeschifft. Beherrschen Sie den Kanal nur 24 Stunden, so ist alles zu Ende.“ In einer gleichzeitig an Ganteaume abgegangenen Depesche heißt es: „Ich zähle

bei einer so wichtigen Gelegenheit auf Ihre Talente, Ihre Festigkeit, Ihren Charakter. Segeln Sie ab und kommen Sie hieher. Wir werden sechs Jahrhunderte der Schmach rächen. Niemals haben meine Soldaten für einen größeren Zweck ihr Leben eingesetzt!“

Aber noch am gleichen Tage kamen dem Kaiser Bedenken, die sich wahrscheinlich auf ein pessimistisches Schreiben Villeneuves an den Marineminister gründeten. Mit dem Auftauchen der ersten Zweifel konnte Napoleon nicht mehr alles auf eine Karte setzen. „Mein Entschluß steht fest“, schrieb er an Talleyrand. „Meine Flotten sind am 14. August auf der Höhe des Kap Ortegal aus dem Gesichtskreis geschwunden. Wenn sie in den Kanal kommen, so ist es noch Zeit für mich, in London den Knoten aller Koalitionen zu zerhauen. Wenn dagegen meine Admirale Charakterschwäche zeigen oder schlecht manövrieren, so hebe ich mein Lager am Ozean auf, falle mit 200 000 Mann in Deutschland ein und halte nicht eher an, bis ich Wien genommen, die Österreicher aus Italien, die Bourbons aus Neapel vertrieben habe. Die Österreicher und Russen werde ich schlagen, ehe sie sich vereinigen können. Ist der Kontinent beruhigt, so kehre ich nach dem Ozean zurück, um abermals an dem Frieden zur See zu arbeiten.“

Tagelang befand sich der Kaiser in einer „jener ungewissen Lagen, die für glühende und starke Seelen am widerwärtigsten sind“, bis er sich endlich davon überzeugen mußte, daß Villeneuve nach Cadix gesegelt und damit sein eigener kühner Entwurf gescheitert sei.

Schmerz und Wut übermannten ihn. Sein ganzer Zorn entlud sich auf das Haupt des unglücklichen Villeneuve, dem er — mit Unrecht — die alleinige Schuld am Mißlingen seines Planes beimaß. Er warf ihm vor, er sei „nicht einmal imstande, eine Fregatte zu befehligen“, nannte ihn einen „Elen-

den, den man schimpflicherweise aus der Flotte fortjagen sollte“, und befahl die Ablösung Villeneuves durch den Vizeadmiral Rosily. Aber trotz seiner begreiflichen Erregung gewann bei Napoleon eine kaltblütige Betrachtung der Lage wieder bald die Oberhand. Der Schicksalsschlag beugte ihn nicht, er zwang ihn, sich jetzt mit ganzer Kraft auf die neue Aufgabe zu werfen, die er schon seit Tagen gleichfalls in den Bereich der Möglichkeit gezogen hatte: die Entscheidung in Deutschland zu suchen. Saint Hilaire schildert in seiner Geschichte Napoleons, mit welcher Plötzlichkeit sich der Kaiser auf den neuen Plan konzentrierte. Nach heftigen Auslassungen gegen Villeneuve hatte er dem Generalverwalter der Armee, Daru, einen Brief an Decrès diktiert, in welchem er eine Denkschrift über die Lage zur See einforderte. „Nachdem der Kaiser diesen Brief gelesen hatte, setzte er untenhin eine Art von Hieroglyphe als Unterschrift, wobei er ausrief: ‚Mir unermessliche Arbeiten zunichte zu machen und, was noch mehr ist, zwei ganze Jahre! . . . Die verlorene Zeit kann nicht wieder eingeholt werden!‘ Hier entstand ein Schweigen. Dann setzte der Kaiser, zu einer neuen Idee übergehend, mit einem ganz verschiedenen Ausdruck hinzu: ‚Schreiben Sie nochmals, Daru!‘ Er diktierte nun dem General-Intendanten der Armee kaltblütig den Plan zu dem Feldzug von Austerlitz . . . Dieses Diktat Napoleons hatte zwei Stunden gedauert. Die unbeschränkte Herrschaft, welche er über sich selber auszuüben verstand, hatte seinem kräftigen Verstande gestattet, seinen ganzen Aufschwung wieder zu erlangen; er hatte zugleich das Ganze und die einzelnen Teile umfaßt . . .“

Napoleons mißglückter Landungsplan in England ist häufig Gegenstand kritischer Untersuchungen gewesen. Einige behaupten, es sei ihm niemals ernst mit einer solchen Landung gewesen, und seine Maßnahmen an der Nordküste

hätten nur der Täuschung des Gegners und der Verschleierung von Kriegsvorbereitungen gegen Österreich gedient. Andere wieder machen dem Kaiser zum Vorwurf, daß er mit einem Unternehmen gerechnet habe, das praktisch unausführbar gewesen sei. Aber nach Lage der Dinge darf man als erwiesen annehmen, daß Napoleon bis zum letzten Augenblick mit jedem Gedanken und mit jeder Faser seines Herzens an seinem kühnen Landungsplane festgehalten hat. Es ist auch nicht einzusehen, warum dieser Plan, hinter welchem das Genie und die Tatkraft eines Napoleon standen, nicht hätte gelingen sollen, wenn nicht das Nicht-eintreffen der Flotte ihn verhindert hätte²⁵. Was aber die Schlüsse anlangt, die wieder andere aus einer angenommenen geglückten Landung ziehen, so scheint mir die klare und überzeugende Beweisführung Yorck von Wartenburgs am meisten den Gegebenheiten gerecht zu werden. „Daß die Landung unausgeführt blieb, England nicht niedergeworfen wurde, das stellt die Geschichtsschreibung im allgemeinen als das Heil Europas hin; so sei doch noch ein Land von Napoleons Herrschaft unberührt geblieben. Ich teile diese Meinung nicht. Zu schwer und unmittelbar litten damals die Festlandstaaten unter Napoleon, als daß nicht unbeachtet geblieben wäre, wie auch die damalige Politik Englands nicht minder ausschließlich, nur freilich in praktischerer und dauernderer Weise und mit allen Mitteln die eigenen, keineswegs etwa die gemeinsamen Interessen Eu-

²⁵ Bei der zeitgenössischen bildlichen Darstellung, die den Erfolg dieses Unternehmens vorweggenommen hat, hat man im übrigen der Phantasie weitesten Spielraum gelassen. Man sieht nicht nur über einem Wald von Schiffsmasten eine ganze Flotte von Montgolfieren und, als Ahnherrn der heutigen Fallschirmjäger, ein Heer von an Drachen baumelnden Soldaten, sondern auch einen unter dem Kanal durchlaufenden Tunnel, durch den sich zu gleicher Zeit die französischen Truppen gegen England bewegen.

ropas verfolgte. Wäre Napoleon an der Spitze seiner Armee in England eingedrungen, so wäre einerseits seine Kraft dadurch geschwächt worden, dem Festlande größere Aktionsfreiheit gewahrt geblieben, andererseits würde das im Innersten erschütterte England dann nicht imstande gewesen sein, so wie es geschehen, fast den ganzen Kolonialbesitz der Welt in seiner Hand zu vereinigen, und die Mächte des Festlandes würden heute einen gerechteren Anteil daran besitzen.“

In Gewaltmärschen, wie sie damals nur das napoleonische Heer leisten konnte, warf der Kaiser seine Armee von der Küste an den Rhein, um den Angriffen der von England gewonnenen Verbündeten zuvorzukommen. Am 23. März 1801 war der Zar Paul I. von Rußland, ein Sohn Katharinas II., das Opfer einer Palastrevolte geworden. Ursprünglich ein fanatischer Gegner der Französischen Revolution, hatte er durch die Gleichgültigkeit Englands, das ihn in die zweite Koalition gegen Frankreich eingespannt, dann aber in Italien völlig im Stiche gelassen hatte, sowie durch seine Hochachtung vor dem Genie Napoleons zu einer grundlegenden Änderung seiner Politik sich bestimmen lassen. Diese Tatsache allein hat immer wieder den Verdacht laut werden lassen, daß England an der Ermordung des Zaren nicht ganz unschuldig gewesen sei, obgleich nicht bestritten werden kann, daß sich der „verrückte“ Paul allmählich zu einer Geißel des russischen Volkes entwickelt hatte und dort kaum noch Sympathien genoß. Sein Sohn und Nachfolger Alexander I. hatte sich bald nach seiner Thronbesteigung England genähert. Am 11. April 1805 kam zwischen Rußland und England ein Bündnisvertrag zustande, mit der Zielsetzung einer Vernichtung Napoleons. Während es den beiden Verbündeten zwar gelungen war, den König von Preußen zur Neutralität, nicht aber zu einem Beitritt zur Koalition

zu bewegen, schloß sich ihr der Kaiser von Österreich am 9. August an. Am 3. September erfolgte Österreichs Kriegserklärung an Frankreich. Dagegen hatten die Kurfürsten von Bayern, Württemberg und Baden Bündnisverträge mit Napoleon abgeschlossen.

Die österreichische Armee in Italien befehligte Erzherzog Karl, die in Deutschland Erzherzog Karl Josef, ein 24jähriger Vetter des Kaisers Franz. Der eigentlich maßgebende Mann im Hauptquartier war der eitle und unfähige Feldmarschallleutnant Mack, im Gegensatz zu Erzherzog Karl, der in klarer Erkenntnis der Sachlage vor dem Beitritt zur Koalition gewarnt hatte²⁶, einer der Hauptkriegstreiber. Sein Kriegsplan sah einen gleichzeitigen Angriff gegen Napoleon in Italien und Süddeutschland vor. Sein — aber auch des Erzherzogs Karl — verhängnisvollster Fehler war, den Haupt-

²⁶ Kircheisen gibt die Stellungnahme wieder, die Erzherzog Karl auf Wunsch des Kaisers Franz zu einer diesbezüglichen russischen Denkschrift abgegeben hat: „Man vergesse hiebei ja nicht, daß jetzt keineswegs, wie im Jahre 1799, an eine Verstärkung mit bayrischen und württembergischen Truppen zu denken ist. Ebensowenig ist auf Insurrektionen in Italien unter den dermaligen Umständen zu rechnen. Noch viel weniger läßt sich eine ergiebige Diversion von seiten Englands erwarten. Im Moment, als der Kontinentalkrieg ausbricht, fallen alle französischen Landungsprojekte weg. Die ganze Truppenmasse, die längs der französischen Küste steht, wird gegen Italien, Graubünden und Deutschland mit der größten Schnelligkeit aufbrechen; Frankreich kann von einer englischen Landung nichts besorgen, und auf 380 000 englische Volontäre wird man keine Kontinentaloperationen gründen. Großbritannien muß immer einen Teil seiner regulären Landmacht im Innern behalten; den entbehrlichen Rest wird die merkantilische Politik zur Eroberung der französischen und holländischen Kolonien verwenden. Die Erfahrung des letzten Krieges hat es wiederum bewiesen, daß auf einen Erfolg auf dem Kontinent von seiten der englischen Truppen gar nicht zu rechnen ist. Überdies kann man auch nie mit Grund erwarten, daß England, hauptsächlich von Merkantilgeist beseelt, über Kontinentalverhältnisse die wahre Politik beobachten werde.“

stoß Napoleons auf dem italienischen Kriegsschauplatz zu erwarten, während der Kaiser, dem die Schnelligkeit seiner Operationen alles bedeutete, für seine am Kanal stehenden Truppen den kürzesten Weg, also an den Rhein, wählen mußte. Während also die Österreicher mit etwa 100 000 Mann in Italien und mit 33 000 Mann in Tirol standen, dagegen an der Iller nur über etwa 60 000 Mann verfügten, zu denen später noch etwa 50 000 Russen stoßen sollten, beorderte Napoleon nach Italien lediglich 50 000 Mann, um mit einer Armee von (einschließlich der süddeutschen Hilfstruppen) mehr als 200 000 Mann auf dem deutschen Kriegsschauplatz zu erscheinen. Anfangs Oktober schon war der Aufmarsch der „großen Armee“²⁷ im Rücken und in der Flanke des Gegners so weit vollendet, daß der Kaiser am 19. Oktober seiner Gattin schreiben konnte: „Ich habe meinen Zweck erreicht, ich habe die österreichische Armee durch bloße Märsche zerstört.“ Noch im September hatte Napoleon zwischen Mannheim und Kehl den Rhein überschritten, während Bernadotte mit dem in Hannover stehenden Korps in südlicher Richtung auf Würzburg vorgedrungen war. Er war dabei unter Verletzung der Neutralität Preußens durch das Ansbacher Gebiet marschiert, ein Umstand, den Mack später zur Verteidigung seiner Niederlage über Gebühr hervorhob. Friedrich Wilhelm war nahe daran, nun doch die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, doch ließ er sich auf Hardenbergs Rat von einer Kriegserklärung abhalten. Der Plan des Kaisers ging nun dahin, sich zwischen den bei Ulm postierten Mack und die vom Inn her im Anmarsch befindlichen Russen zu schieben und beide Heere einzeln zu schlagen. Er ging daher mit starken Kräften über die Donau und marschierte nun auch von Osten her gegen Ulm. Mack gab sich der trü-

²⁷ Diesen Namen führte das mobile Heer seit Beginn des Kaiserreiches, weil es unter dem unmittelbaren Befehl Napoleons stand.

gerischen Hoffnung hin, die Franzosen befänden sich im Rückzug nach dem Rhein, da er den Gerüchten von einer angeblich in Paris ausgebrochenen Revolution Glauben schenkte²⁸. Aber schon kam in mächtigem Halbkreis das Verhängnis mit Riesenschritten auf ihn zu. Am 12. Oktober prophezeite Napoleon in seinem fünften, aus Augsburg erlassenen Bulletin seiner Armee: „Niemals mehr werden sich Ereignisse in kürzerer Zeit entscheiden.“ Am 14. wurden die Österreicher bei Elchingen geschlagen und auf Ulm zurückgeworfen. Am 15. standen die Franzosen vor Ulm und am 16. leitete der Kaiser nach einer einstündigen Beschießung der Festung Verhandlungen ein, die am 20. Oktober zur Kapitulation Macks führten. Mit Ausnahme eines Korps unter Kienmayer, dem es gelungen war, an den Inn zu entweichen, und des Erzherzogs Karl Josef, der mit wenigen Reitern entkommen war, bestand das österreichische Heer in Süddeutschland nicht mehr, und Napoleon konnte in stolzer Genugtuung ausrufen: „In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug gemacht; was wir uns zu tun vornahmen, ist geschehen: wir haben die Truppen des Hauses Österreich aus Bayern verjagt und unseren Verbündeten wieder in den Besitz seiner Staaten eingesetzt.“

Die Niederlage Macks bei Ulm wirkte sich naturgemäß auch auf dem italienischen Kriegsschauplatz ungünstig für die Österreicher aus, da Erzherzog Karl, um Wien zu decken, den Rückzug aus Italien antreten mußte. Aber gleichwohl war der Krieg noch nicht entschieden. Denn noch war das russische Heer, das sich am Inn mit den Resten der österrei-

²⁸ Eine namhafte Rolle spielte hierbei der „Meisterspion“ Schulmeister, der zunächst für Frankreich und Österreich Spionagedienste geleistet hatte, sich dann aber ganz Napoleon zur Verfügung stellte. Dieser gewandte rothaarige Mann ist zum Mittelpunkt zahlreicher Legenden geworden.

chischen Armee vereinigt hatte, intakt. Napoleon, der am 24. in München eingezogen war, brach daher schleunigst in östlicher Richtung auf. Allein — wie schon einmal in Ägypten — wurde ihm auch diesmal eine ungemischte Freude an seinem Erfolg nicht zuteil. Wie damals der Name Abukir, so überschrie jetzt das Wort Trafalgar mit schrillum Mißton die Fanfaren seines Siegesmarsches. Denn wenn sich auch der Kaiser den Anschein gab, als sei das Schicksal seiner Flotte für ihn jetzt von sehr untergeordneter Wichtigkeit, so bedeutete dennoch ihre Vernichtung bei Trafalgar nicht mehr und nicht weniger, als daß ein jahrzehntelanges Ringen der beiden Mächte um die Seeherrschaft endgültig zugunsten Englands entschieden wurde, wodurch das britische Imperium vor dem Ansturm Napoleons gerettet war²⁰.

Die Fama hatte Villeneuve, der sich seit August mit der vereinigten französisch-spanischen Flotte in Cadix befand, seine Ablösung durch Rosily und dessen bevorstehende Ankunft zugetragen. Er beeilte sich daher, einer früheren Ordre, die ihm ein Auslaufen nach Cartagena und weiter nach Neapel vorschrieb, Folge zu leisten, in der Hoffnung, er könne durch eine glücklich durchgeführte Seeschlacht die Scharte auswetzen und sich die Gunst des Kaisers wieder erringen. Die von ihm ersehnte Schlacht sollte nicht lange auf sich warten lassen; allerdings nahm sie für ihn ein tragisches Ende. Nelson hatte sich, nachdem es ihm im Sommer nicht gelungen war, die Franzosen zur Schlacht zu stellen, zunächst nach England begeben, war dann aber, nachdem er die französische Flotte in Cadix wußte, dorthin aufgebrochen. Seit Ende September kreuzte er im Mittelländischen Meer und hatte insgesamt 33 Schlachtschiffe an sich gezogen. Von

²⁰ Napoleon erfuhr erst nach seinem Einzug in Wien, und zwar in Znaim am 18. November von der Katastrophe, die seine Flotte getroffen hatte.

diesen standen ihm 27 zur Verfügung, als sich am 19. Oktober Villeneuve ihm nach seiner Ausfahrt aus dem Hafen von Cadix näherte. Die vereinigte französisch-spanische Flotte bestand aus 33 Schlachtschiffen, darunter 18 französischen, allein die englischen waren ihnen, abgesehen von ihrer geringeren Zahl, in jeder Hinsicht überlegen. Am 21. Oktober kam es in der Nähe des Kap Trafalgar zur Schlacht. Die Engländer griffen in zwei Kolonnen an, deren eine Nelson selbst, deren andere der Admiral Collingwood befehligte. Obgleich die Franzosen wie die Spanier heldenmütig fochten, trug die überlegene Seetaktik der Engländer einen überwältigenden Sieg davon. Zwar hatten sie den Tod ihres Admirals zu beklagen, allein der Gegner hatte mehr als die Hälfte seiner Schiffe und im Vergleich zu den Engländern ein Vielfaches an Toten und Verwundeten verloren³⁰.

Die russische Armee unter Kutusow und die Trümmer des österreichischen Heeres befanden sich in vollem Rückzug. Am 28. Oktober überschritten die Franzosen den Inn, am 5. November die Enns. In den ersten Novembertagen hatte der österreichische Kaiser einen Waffenstillstand erbeten. Ein solcher konnte nicht im Sinne Napoleons liegen, da er gegenwärtig nirgends auf Widerstand stieß. Dagegen richtete er am 4. November von Lambach aus ein Schreiben an Kaiser Franz, in dem er seine grundsätzliche Friedensbereitschaft erklärte. Noch einmal hob er die Gründe seines Handelns hervor: „Der Einzug der Russen in die Staaten Ew.

³⁰ Nelson, der berühmteste und fähigste englische Admiral, wurde bald nach Beginn des Kampfes von einer Musketenkugel getroffen und starb am gleichen Nachmittag mit den Worten: „Gott sei Dank! Ich habe meine Pflicht getan.“ — Kircheisen gibt die Verluste der Engländer mit 449 Toten und 1214 Verwundeten an, die der Franzosen mit 3370 Toten und 1160 Verwundeten, und die der Spanier mit 1256 Toten und 1241 Verwundeten. — Villeneuve endete, bald nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, durch Selbstmord.

Kaiserlichen Majestät, der Einzug Ihrer Truppen in Bayern und der Brief des Herrn von Cobenzl, aus welchem deutlich hervorging, daß man mich zwingen wollte, mich dem Willen Englands zu unterwerfen, haben mir über den Entschluß, den ich zu fassen hatte, keine Wahl gelassen. Ich mußte übrigens über den Rhein gehen, um Ihre Armee zurückzudrängen, die schon an meinen Grenzen angekommen war.“ Er erklärt dann seine Bereitschaft, „die Ungerechtigkeit dieses dritten Angriffs zu vergessen und noch einmal zu versuchen, ob dieser dritte Vertrag sich länger als die zwei ersten gegen die Intriguen und die Anstrengungen Englands halten wird“, um fortzufahren: „Welchen Entschluß auch Ew. Majestät fassen mögen, so werden Sie begreifen, daß es billig ist, wenn ich die Verhältnisse benutze, die mir so günstig gewesen sind, und wenn ich verlange, daß die Friedensbedingungen mir eine Garantie gegen eine vierte Koalition mit England gewähren. Es darf zwischen uns kein Grund zur Uneinigkeit mehr bestehen, nichts, wovon man Sie könnte glauben machen, daß ich es nicht zu beheben wünsche. Dies ist das Mittel, Ew. Majestät endlich zur richtigen Überzeugung zurückzuführen, daß Ihr natürlicher Feind nicht Frankreich ist, das Sie um nichts zu beneiden hat.“ Da er aber in den wenige Tage darauf in Linz stattfindenden Unterhandlungen auf der Abtretung Venetiens, Tirols und Vorderösterreichs bestand, beschloß Kaiser Franz im Vertrauen auf die bevorstehende Vereinigung Kutusows mit einer heranrückenden zweiten russischen Armee, das Kriegsglück noch einmal herauszufordern. Im übrigen hatte sich Napoleon bei diesen Verhandlungen auch erboten, Neapel zu räumen und die Krone Italiens von Frankreich zu trennen. Nach der Ablehnung durch den Kaiser Franz bemühte er sich, mit diesem persönlich ins Gespräch zu kommen, und auf eine ablehnende Erwiderung antwortete er in einem versöhnlich gehaltenen Schreiben.

Napoleon vermutete zunächst, daß sich ihm der Gegner bei seinem Vormarsch auf Wien noch einmal in den Weg stellen werde. Eine österreichische Kolonne, die sich von der Hauptarmee getrennt und Enns aufwärts gezogen war, wurde auch zwischen Lilienfeld und Leoben von den Korps Davouts und Marmonts nahezu aufgerieben; allein Kutusow machte, als Murat am 9. November vor St. Pölten erschien, eine Schwenkung nach Norden und überschritt die Donau bei Krems. Da Murat ihm nicht auf das linke Donauufer folgte, sondern geradeswegs nach Wien weitermarschierte, geriet das bei Dürnstein stehende Korps Mortier in eine sehr schwierige Lage und erlitt gewaltige Verluste, was Murat schwere Vorwürfe des Kaisers eintrug. „Ich kann durchaus nicht Ihre Art zu marschieren verstehen“, schrieb Napoleon am 11. November zornig an seinen Schwager. „Sie handeln leichtsinnig und wägen die Befehle nicht ab, die ich Ihnen geben lasse. Die Russen sind bei Krems aufs andere Ufer hinüberggegangen, anstatt Wien zu decken. Indes haben Sie den durch den Marschall Berthier übermittelten Befehl erhalten, den Russen mit dem Degen an den Lenden zu folgen. Sie haben mich zwei Tage verlieren lassen und nur den armseligen Ruhm im Kopf gehabt, als erster in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt!“ Am 12. konnte Murat allerdings seinen Fehler wieder ausgleichen. An diesem Tage gelang es ihm, sich der Taborbrücken von Wien zu bemächtigen, obwohl Fürst Auersperg, der mit seinem Reservekorps Wien weisungsgemäß verlassen hatte, um zu Kutusow zu stoßen, strengsten Befehl hatte, diese wichtigen Donauübergänge nach Überschreiten des Stromes zu zerstören. Napoleon konnte nun in Wien einziehen. Gleichzeitig sandte er Murat in Richtung Znaim ab, um eine Vereinigung Kutusows mit der zweiten russischen Armee unter Buxhöwden zu verhindern. Aber der russische Feldherr erkannte die Gefahr.

Es gelang ihm, Murat durch eine Kriegslist zu täuschen und zum Abschluß eines Waffenstillstandes zu bewegen. Die so gewonnene Frist benützte er, um seinen Rückzug nach Znaim fortzusetzen, während seine Nachhut unter Bagration eine feste Verteidigungsstellung bezog. Die Nachricht von diesem Waffenstillstand, die Napoleon in Schönbrunn am 16. erreichte, versetzte ihn in furchtbaren Zorn. Denn auch der Sieg, den Murat am selben Tage bei Hollabrunn über Bagration erfocht, konnte nichts mehr an der Tatsache ändern, daß Kutusow der sicheren Vernichtung entgangen war. Der Kaiser, der seinem Schwager mit Recht vorwarf, er ließe ihn die Früchte eines Feldzuges verlieren, beschloß, nunmehr unverzüglich die Verfolgung Kutusows aufzunehmen, der sich inzwischen mit Auersperg und Buxhöwden vereinigt hatte. Am 20. November traf Napoleon in Brünn ein. Neuerliche Unterhandlungen mit den Österreichern hatten sich zerschlagen, und der Kaiser, der sich mitten in Feindesland befand, strebte nunmehr eine entscheidende Schlacht an, umsomehr, als er in seiner Flanke, wenn auch noch weit ab, das noch ungeschlagene, starke Heer des aus Italien zurückgekehrten Erzherzogs Karl wußte. Dieser hatte sich nach einem ziemlich unentschiedenen Kampfe mit Masséna (bei Caldiero am 30. Oktober) aus Italien zurückgezogen, vereinigte sich am 26. November bei Cilli mit seinem Bruder Johann, welcher seinerseits Tirol geräumt hatte, und kam am 6. Dezember, dem Tage des Waffenstillstandes, in Körmend an. Aber auch der österreichische Kaiser und der Zar — beide befanden sich im Hauptquartier von Olmütz — wünschten die Schlacht. So mußte auch eine letzte Unterhandlung mit dem russischen Abgesandten Dolgorukij, die an Stelle einer von Napoleon angeregten Aussprache zwischen ihm und dem Zaren stattfand, ergebnislos verlaufen. Die Schlacht mußte entscheiden, und die „Sonne von Austerlitz“ sollte

über einem der gewaltigsten Siege strahlen, die Napoleon jemals erfochten hat.

Am 27. November trat die alliierte Armee den Vormarsch an in der Absicht, den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, falls er nicht vorzöge, der drohenden Umfassung durch einen Rückzug an die Donau zuvorzukommen. Diese Vorbereitungen nahmen einige Tage in Anspruch, und Napoleon, der über die Pläne des Gegners bestens unterrichtet war, kam diese Absicht seiner Feinde sehr gelegen, weil er so, scheinbar zurückweichend, den Zeitpunkt und das ihm für die Schlacht am günstigsten erscheinende Gelände bestimmen konnte. Aber schließlich verzichtete er sogar um den Preis eines Zeitgewinnes von einem Tag, der ihm die Heranziehung seiner Reserven gestattete, auf die Annahme der Schlacht auf dem an sich geeignetsten Gelände, den Höhen von Pratzen. Während die Alliierten, in fünf Kolonnen vorgehend, ihre Umfassungsbewegung fortführten, traf Napoleon, der inzwischen um Schlappnitz Stellung genommen hatte, am 1. Dezember alle Vorbereitungen für den kommenden Tag. Mit wachsender Freude stellte er fest, daß die Russen, welche den linken Flügel der feindlichen Armee bildeten, in der Absicht, ihn zu umfassen, in die Falle gegangen waren. Sein Plan war, mit seinem bedrohten rechten Flügel, der durch den inzwischen herangezogenen Davout verstärkt war, so lange standzuhalten, bis es Soult gelungen sein würde, das geschwächte Zentrum des Gegners zu durchbrechen.

Der Kaiser hatte sich in seinen Berechnungen nicht getäuscht. Schon gegen Mittag wurde die Schlacht durch einen mit überlegenen Kräften durchgeführten Angriff auf das feindliche Zentrum bei Pratzen entschieden. Die gegnerische Linie war damit durchbrochen, der linke Flügel der Russen war abgeschnitten und befand sich in regelloser Flucht. Die im Laufe des Nachmittags sich noch abspielenden Kämpfe

machten den Sieg Napoleons vollständig, der hier zum ersten Male die Kriegstaktik seines Zeitalters in ganz großem Stile zur Anwendung brachte³¹.

Wahrlich! Napoleon konnte mit dem Erfolg dieser Schlacht zufrieden sein. Er, der am Tage vor der Entscheidung seinen Soldaten in einer Proklamation zugerufen hatte: „Ich werde dem Feuer fernbleiben, wenn ihr mit gewohnter Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die feindlichen Reihen bringt; wenn aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft wäre, dann würdet ihr euren Kaiser in den ersten Reihen fechten sehen, denn der Sieg kann uns nicht ausbleiben . . .“ — er konnte nach dem Sieg das große Lob aussprechen: „Soldaten! Ich bin mit euch zufrieden: ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unerschrockenheit erwartete.“ Und wenn er vorher versprochen hatte, daß dieser Sieg den Feldzug entscheiden würde, so konnte er jetzt hinzufügen: „Wenn alles geschehen ist, was nötig ist, um das Glück und Gedeihen unseres Vaterlandes zu sichern, werde ich euch nach Frankreich zurückführen, und dort sollt ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird euch mit Freude wiedersehen, und ihr braucht nur zu sagen: ‚Ich war bei Austerlitz dabei‘, um die Antwort zu hören: ‚Das ist ein Tapferer!‘“ Da er indes den Erfolg des Tages ganz ausbeuten wollte, schlug er ein ihm noch am Abend des Schlachttages übermitteltes Ersuchen des Kaisers

³¹ Siehe auch Yorck von Wartenburg: „So war durch den Tag von Austerlitz der Krieg von 1805 beendet worden, zum ersten Male hatte Napoleon eine große Schlacht geleitet, denn auch Marengo hatte doch, wenn man den neueren Maßstab anlegt, nur aus zwei Gefechten bestanden, und daher sagt Jomini: ‚Die großen Feldschlachten unserer Tage schreiben sich von 1805 her.‘ Und das ist richtig. In dieser ersten napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich all jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von jenen des friderizianischen Zeitabschnitts unterscheiden.“

Franz um einen sofortigen Waffenstillstand aus und bewilligte einen solchen erst für den 4. Dezember. Allerdings erfolgte die Unterzeichnung erst am 6. Am 4. fand auch eine Begegnung der beiden Kaiser statt, bei welcher Napoleon den Abzug des russischen Heeres nach Rußland verlangte und im übrigen den österreichischen Monarchen warnte, weiterhin mit Kaiser Alexander gemeinsame Sache zu machen. „Rußland“, sagte er, „ist gegenwärtig der einzige Staat Europas, der nach Belieben Krieg führen kann. Wird er besiegt, dann zieht er sich in seine Steppen zurück, und Sie müssen die Kriegskosten bezahlen.“ In den Memoiren des Grafen Ségur findet sich über dieses Zusammentreffen der beiden Fürsten folgende aufschlußreiche Schilderung: „Der Wagen hielt vor dem Biwakfeuer des Kaisers, und Napoleon ging bis zu dem Schlag heran, um den Kaiser von Österreich, den er herzlich bei der Hand nahm und zu seinem Biwak führte, selbst zu empfangen. Kaum bemerkte man an dem wenig lebhaften Äußern Franz' II. einige Unruhe. Als er aus dem Wagen stieg und Napoleon erblickte, der, wie es mir schien, bereit war, ihn zu umarmen, regte sich nichts in den Zügen des österreichischen Kaisers. Als wenn er durch dies kalte, ausdruckslose Äußere jenes Monarchen plötzlich zu Eis erstarrt sei, hielt Napoleon nun seinerseits seine Gefühle in einem so feierlichen Moment zurück. Es war mir unmöglich, in den Augen des Kaisers von Österreich auch nur einen einzigen Blick zu entdecken, der doch so natürlich bei einer ersten Zusammenkunft mit einem so großen Manne gewesen wäre!

Seine ersten Worte indes waren dem Augenblick angemessen. Er hoffe, sagte er, daß unser Kaiser den Schritt, den er tue, um den allgemeinen Frieden zu beschleunigen, zu würdigen wisse. Sogleich aber fügte er mit einem eigentümlichen, ohne Zweifel erzwungenen Lachen hinzu: „Sie wollen mich also be-

rauben, mir meine Staaten nehmen?“ Und auf ein paar Worte Napoleons entgegnete er: „Die Engländer, ah, das sind Menschenhändler!“ Den Rest konnten wir nicht verstehen, da wir mit den österreichischen Offizieren zehn Schritte von den Monarchen entfernt auf der Landstraße geblieben waren. Nur der Fürst Liechtenstein war zu dieser Konferenz hinzugezogen worden. Aber es war uns ein Leichtes, zu sehen, daß Liechtenstein fast allein die Unterhaltung mit Napoleon führte. Die Zusammenkunft, die stehend stattfand, währte eine Stunde. Plötzlich glaubten wir Franz II. rufen zu hören: „So ist es also eine abgemachte Sache! Erst seit heute früh bin ich frei! Ich sagte dem Kaiser von Rußland, daß ich Sie aufsuchen wollte, und er antwortete mir, es stünde mir frei, das zu tun.“ Dann setzte uns der österreichische Monarch noch mehrmals durch sein Lachen in Erstaunen, das mit Beschwerden über die Plünderung eines Gutes durch Kosaken, das er besonders liebte, untermischt war. Vielleicht verstanden wir schlecht; aber es war uns allen ein peinliches Gefühl, den Monarchen inmitten all des schweren Mißgeschicks, das sein Reich betroffen hatte, mit solchen Kleinigkeiten beschäftigt zu sehen. Auf die letzten Worte Napoleons: „So versprechen mir Ew. Majestät, nicht mehr mit mir Krieg führen zu wollen?“ antwortete Franz II.: „Ich schwöre es und halte Wort!“ Darauf küßten sich beide Kaiser und trennten sich.

Als Napoleon sein Pferd wieder bestieg, sagte er zu uns: „Wir werden Paris wiedersehen; der Friede ist beschlossen!“ Dennoch schien er auf dem Rückweg nach Austerlitz, nachdem er Savary noch einmal zu den beiden Kaisern geschickt hatte, sorgenvoll und mit dem, was er gehört, beschäftigt. Einige bittere Worte entschlüpfen ihm und er fügte hinzu, es sei unmöglich, sich auf diese Versprechungen zu verlassen. Man habe ihm soeben eine Lektion gegeben, die er nie vergessen

werde; und in Zukunft werde er stets 400 000 Mann unter Waffen haben.“

Nach dem Sieg bei Austerlitz ging Napoleon mit Riesenschritten dem Zenith seiner Macht entgegen. Kaiser Alexander war mit den Trümmern seines geschlagenen Heeres aus Galizien abmarschiert. Zudem war es Napoleon gelungen, Preußen, dessen Gesandter von Haugwitz ursprünglich mit kriegerischen Absichten gekommen war, zur Anerkennung der geplanten Neuordnung Mitteleuropas und zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Frankreich zu bewegen. Für Gebietsabtretungen wurde es mit Hannover entschädigt. Der Friede mit Österreich wurde am 26. Dezember 1805 in Preßburg unterzeichnet. Aber während Talleyrand dem Kaiser geraten hatte, mit dem Besiegten milde zu verfahren, ja, ihn für seine Verluste zu entschädigen, um sich in Zukunft seiner Freundschaft zu versichern, bestand der Kaiser auf der Abtretung Venedigs, Istriens, Dalmatiens, Tirols, Vorarlbergs und des Innviertels sowie auf Zahlung einer Kriegsentschädigung von vierzig Millionen Franken³². Es schien Napoleon wichtiger, die drei süddeutschen Fürsten, die auf seine Seite getreten waren, durch Vergrößerungen ihrer Gebiete zu belohnen und dadurch den Wert eines Bündnisses mit Frankreich zu unterstreichen, um so mehr, als er, durch Erfahrung gewitzigt, den Freundschaftsbeteuerungen des österreichischen Kaisers skeptisch gegenüberstand. Er erhob die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen und sprach dem ersten Tirol mit Vorarlberg, Brixen, Trient, Passau, Eichstädt, einen Teil Schwabens und die Markgrafschaft Ansbach, letzterem eine Reihe schwäbischer und breisgauischer Gebiete zu. Der Kurfürst von Baden erhielt u. a. einen anderen Teil des Breisgaues

³² Die verhältnismäßig niedere Kriegskontribution hatte Österreich Talleyrand zu verdanken, der dafür bestochen war.

und die Stadt Konstanz. Bayern hatte der Kaiser überdies durch die Verheiratung einer bayrischen Prinzessin mit seinem Adoptivsohn Eugen an sich gebunden³³.

Napoleons Rückkehr nach Paris gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug. Die Herzen der Nation schlugen ihm entgegen. Das ganze Volk erkannte die Überlegenheit seiner Führung an. In rauschenden Festen wurde der Sieg der Ar-

³³ Die Rolle, welche die süddeutschen Fürsten bei dieser Gelegenheit spielten, ist eine wenig rühmliche. Weit davon entfernt — wie übrigens auch der Kaiser Franz und der König von Preußen — den Belangen des Reiches Rechnung zu tragen, ließen sie sich bei ihrer Politik nur von eigensüchtigen Hausmachtinteressen leiten. Graf Ségur schildert in seinen Memoiren, wie der Kurfürst von Württemberg dem General Mouton, der ihn am 2. Oktober 1805 in Stuttgart aufsuchte, um die Frage des Durchmarsches der französischen Truppen zu regeln, zunächst in der beleidigendsten Weise entgegentrat, bis dieser in aller Form einfließen ließ, daß der Marschall Ney mit dreißigtausend Mann im Anmarsch auf Stuttgart sei. „Nun wechselte er (der Kurfürst) den Ton und verhandelte. Dann entschlüpfen ihm in einem Selbstgespräche die Worte, daß gewisse nachbarliche Beziehungen die seinigen stören würden und daß sich mit ihnen und der Erweiterung seines Kurfürstentums zu einem Königreich alles arrangieren ließe.“ Und als der Kurfürst Max Josef von Bayern im August 1805 den Bündnisvertrag mit Frankreich unterzeichnete, griff er zu einem ebenso eigenartigen wie verwerflichen Mittel, um seinen Schritt gegenüber dem österreichischen Kaiser zu rechtfertigen. Er ließ seinen in der Schweiz befindlichen Sohn sich auf schnellstem Wege nach Frankreich begeben und schrieb gleichzeitig an Kaiser Franz: „Ich verpfände Ew. Majestät mein fürstliches Wort, daß ich in keiner Weise die Operationen Ihrer Armee hindern will, und ich schwöre, falls diese — was ich indessen nicht für wahrscheinlich halte — gezwungen werden sollte, sich zurückzuziehen, mich ruhig zu verhalten und in allen Dingen Ihre Zwecke zu fördern. Aber kniefällig flehe ich Ew. Majestät an, daß ich strengste Neutralität wahren darf. Ein vor Angst und Sorgen zur Verzweiflung getriebener Vater fleht Ew. Majestät um Gnade zugunsten seines Kindes an. Mein Sohn, der Kronprinz, befindet sich in diesem Augenblick auf einer Reise nach Südfrankreich. Wenn ich genötigt würde, meine Truppen gegen Frankreich marschieren zu lassen, so wäre mein Sohn verloren, und das Schicksal des Herzogs von Enghien würde auch das seine werden.“ (Zitiert nach Wencker-Wildberg.)

mee gefeiert. Aber der Kaiser stürzte sich sogleich in die Arbeit der Verwaltung und der Diplomatie, die seiner harrte. Durch sein persönliches Eingreifen überwand er die Finanzkrise, die über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sodann traf er großzügige Sozialmaßnahmen für die Versorgung seiner Soldaten. Und als er wiederum auf dem komplizierten Instrument der europäischen Politik zu spielen begann, da übertönten die Klänge, die er ihm zu entlocken verstand, laut die Stimmen aller anderen Staatsmänner in Europa. Mit Preußen kam ein neuer Bündnisvertrag zustande, der im wesentlichen die mit Haugwitz in Schönbrunn getroffenen Vereinbarungen zur Grundlage hatte. Die süddeutschen Fürsten waren, wie wir gesehen haben, fest in das Bündnis-system Napoleons eingefügt worden, was aber den Kaiser nicht hinderte, ihre Staaten auch weiterhin besetzt zu halten. Eine große Anzahl reichsunmittelbarer Fürstentümer, Grafschaften und geistlicher Besitztümer wurde „mediatisiert“ bzw. „säkularisiert“, mit anderen Worten ihrer Selbständigkeit beraubt und in das Gebiet der Napoleon hörigen Fürsten eingegliedert. Diese Maßnahme, die zahllose deutsche Splitterstaaten beseitigte, wirkte sich in der Folgezeit segensreich für die Gestaltung des gesamtdeutschen Schicksals aus. Denn dieser Generalangriff auf den deutschen Partikularismus bedeutete in der Tat den ersten Schritt zur deutschen Einheit. Mit aller Energie arbeitete der Kaiser auf die Gründung eines Bundes süd- und mitteldeutscher Staaten hin, der, unabhängig von Preußen und Österreich, ein gefügiges Werkzeug französischer Politik sein sollte. Am 12. Juli 1806 entstand unter Napoleons Protektorat der Rheinbund, dem die Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzöge von Baden, Berg und Darmstadt, die Herzöge von Nassau und mehrere andere Fürsten angehörten. Sie alle traten aus dem Verbande des Deutschen Reiches aus

und verpflichteten sich Frankreich gegenüber, mit dem sie „für ewige Zeiten“ ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen, zur Stellung von Truppen im Kriegsfall. Unter diesen Umständen konnte auch die Fiktion eines Deutschen Reiches, das seit Jahrhunderten nur mehr ein Schattengebilde gewesen war, nicht länger aufrechterhalten bleiben. Und so legte Franz II., der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, nachdem er schon 1804 aus einer gewissen Vorahnung der kommenden Ereignisse heraus den Titel eines „Erbkaisers von Österreich“ angenommen hatte.

Um dieselbe Zeit, in der Napoleon wenigstens für die nächsten Jahre die Verhältnisse in Deutschland stabilisierte, ging er daran, bei einigen Staaten jenes neue Regierungssystem einzuführen, das, später auch auf andere Länder übertragen, ihm die dauernde Herrschaft über Mitteleuropa sichern sollte. Indem er Kronen an die Mitglieder seiner Familie verteilte, glaubte er am besten seinen eigenen Interessen zu dienen. So übertrug er das neugegründete Großherzogtum Cleve und Berg seinem Schwager Murat; seinen Bruder Joseph machte er zum König von Neapel und Sizilien, und sein Bruder Louis wurde — gegen seinen Willen — König von Holland.

Die Machtstellung, welche Napoleon jetzt einnahm, reichte nahe an jene heran, die einst Karl dem Großen die Herrschaft über das Abendland gesichert hatte. Der Traum seiner Phantasie, der Nachfolger dieses gewaltigen Mannes zu werden und das Weströmische Reich, nur mit dem Mittelpunkt Paris, wieder aufzurichten, schien in Erfüllung zu gehen.

Aber schon begann es von neuem im Gebälk seines Friedenssystems zu krachen. Der Tod Pitts, eines der zielbewußtesten Gegner Napoleons, hatte Verhandlungen zwischen England und Frankreich die Wege geebnet. Denn es war kaum anders zu denken, als daß Fox, der Antipode des britischen

Staatsmannes und zugleich der einzige Mann von Einfluß in England, der eine Einigung mit dem französischen Kaiser anstrebte, die Erbschaft Pitts antreten würde. Schon sprach man von einer Rückgabe Hannovers an England — ein Gerücht, das Preußen, obwohl es anderweitig entschädigt werden sollte, tief verstimmen mußte —, da starb James Fox am 13. September 1806, und in England gewann die alte politische Richtung Oberwasser, die von einer Verständigung mit Napoleon nichts wissen wollte. Dieser Rückschlag in den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England veranlaßte auch den Zaren, die Ratifizierung eines von seinem Gesandten mit Frankreich abgeschlossenen Abkommens zu verweigern. Mit Schweden, das schon 1804 der Koalition beigetreten war, befand sich Frankreich noch immer im Kriegszustand, wenngleich es zu keinen Kampfhandlungen kam. Österreich war durch den Krieg des vergangenen Jahres noch so geschwächt, daß es an einen neuen Kampf nicht denken konnte; dagegen spitzten sich die Verhältnisse in Preußen so zu, daß ein Zusammenstoß endlich nicht mehr zu vermeiden war.

Hier war man zunächst — Hannovers wegen — mit England in Konflikt geraten, das sich für die Sperrung der preußischen Häfen gegen die Einfuhr englischer Waren durch einen wilden Kaperkrieg an den preußischen Handelsschiffen schadlos hielt. Der durch Fox' Tod hervorgerufene neuerliche Umschwung in der englischen Politik glättete allerdings diese Wogen wieder. Dafür gewann die Kriegspartei in Preußen, der neben der Armee seit kurzem auch Hardenberg angehörte, immer mehr an Einfluß, und es kam sogar zu Ausschreitungen gegen Haugwitz, obgleich dessen frankophile Politik die volle Billigung des Königs genoß³⁴. Aber schwäch-

³⁴ Der fremde Druck und die Nachgiebigkeit des Königs entfachten schon jetzt die innere nationale Widerstandskraft Preußens, deren

lich und schwankend, wie Friedrich Wilhelm war, ließ er sich unter dem Eindruck der Stimmung in seinem Lande bewegen, zu rüsten und Ende September 1806 in einem schroffen Schreiben die von Napoleon verlangte Abrüstung abzulehnen und seinerseits in ultimativer Form die Zurückziehung der französischen Truppen aus Deutschland zu fordern. Es liegt auf der Hand, daß er den günstigen Zeitpunkt für einen Konflikt mit Napoleon längst versäumt hatte. Wenn er zum Kampfe entschlossen war, dann hätte er den Augenblick wählen müssen, in welchem die größte Koalition zum Kampfe angetreten war; 1805 hätte er, wie er vorübergehend auch vorhatte, eingreifen müssen. Jetzt, wo die Österreicher zu Boden geschlagen und die Truppen des Zaren nach Rußland zurückgekehrt waren, mußte sein Versuch eines Widerstandes von vornherein zum Scheitern verurteilt sein.

Napoleon konnte es zunächst auch gar nicht glauben, daß Preußen, gänzlich isoliert, den ungleichen Kampf gegen ihn aufnehmen würde, er war vielmehr davon überzeugt, es sei „die Vorhut einer Koalition“. So heißt es in einer Denkschrift, die der Kaiser am 12. September an Talleyrand sandte: „Der Gedanke, Preußen könnte sich allein mit mir einlassen, erscheint mir so lächerlich, daß er gar nicht in Betracht gezogen zu werden verdient . . . Es kann indes möglich sein, daß . . . Preußen . . . mit den anderen europäischen Mächten Allianzen eingeht.“ Sicherlich war dies einer der Gründe, die dem Kaiser die Aufrechterhaltung des Friedens mit Preußen wünschenswert erscheinen ließen. Allerdings war es nicht der einzige Grund. Alles spricht vielmehr dafür, daß Napoleon einen Krieg gegen Preußen nicht wollte. Wie

Stärkung die Voraussetzung für den späteren Freiheitskampf werden sollte. Stein, Fichte, Arndt, Schleiermacher und viele andere erhoben ihre Stimme.

könnte anders das Schreiben, welches er am 12. September an den König von Preußen richtete, Sätze enthalten wie diese: „Ich würde diesen Krieg als einen Bruderkrieg betrachten, so eng sind unsere Staatsinteressen miteinander verbunden. Ich will nichts von Eurer Majestät, habe auch nichts von Ihnen verlangt. So oft die Feinde des Festlandes falsche Gerüchte verbreiteten, habe ich Ihnen die ausdrücklichste Versicherung gegeben, stets an unserem Bündnis festhalten zu wollen . . . Ich bin Eurer Majestät mehr als mit dem Herzen, ich bin Ihnen mit dem Verstande zugetan.“ Oder an anderer Stelle: „Ich halte unerschütterlich an dem Bündnis fest, das ich mit Ihnen geschlossen habe.“ An einem Krieg mit Preußen konnte er schon deshalb kein Interesse haben, weil durch die Niederwerfung Österreichs und die Aufrichtung des Rheinbundes an sich ein Zustand geschaffen war, der die Ohnmacht Deutschlands zu gewährleisten schien und damit eine unmittelbare Gefahr für Frankreich ausschloß. Es waren daher trotz der Ungunst des Augenblickes und trotz des zwangsläufig bedingten Mißerfolges hoher patriotischer Sinn und die Blickrichtung auf das Gesamtgeschick Deutschlands, welche die nationale Opposition in Preußen leiteten, als sie den König zwang, den Bruch mit Frankreich herbeizuführen.

Napoleon, welcher zunächst die Absicht gehabt hatte, seine Armee aus Deutschland zurückzuziehen, hatte nunmehr auch seinerseits alle Vorbereitungen für den Kampf getroffen und auch den Vormarsch angetreten. Trotzdem versuchte er auch jetzt noch, den Krieg zu vermeiden. „Glauben Sie mir“, schrieb er dem König von Preußen am 12. Oktober von Gera aus, „ich habe so mächtige Streitkräfte, daß alle die Ihrigen den Sieg nicht lange schwankend machen können! Warum aber so viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich spreche zu Eurer Majestät genau so, wie ich zum Kaiser Alexander

vor der Schlacht von Austerlitz gesprochen habe . . . Sire, seit sechs Jahren bin ich Ihr Freund! Ich will aus der Verblendung Ihrer Ratgeber, die Sie in der Politik Fehler begehen ließen, über welche Europa noch ganz erstaunt ist, sowie Sie zu militärischen Fehlern verleiteten, deren Ungeheuerlichkeit bald in ganz Europa besprochen werden wird, keinen Nutzen ziehen. Hätten Sie in Ihrer Note um etwas Menschenmögliches gebeten, ich würde es Ihnen gewährt haben; so aber verlangten Sie meine Entehrung und mußten meiner Antwort gewiß sein. So ist also der Krieg zwischen uns erklärt, das Bündnis auf immer zerrissen! Weshalb aber sollen wir unsere Untertanen sich gegenseitig umbringen lassen? Ich lege keinen Wert auf einen Sieg, der mit dem Leben vieler meiner Kinder erkaufte wird.“ Er rief ihm das prophetische Wort zu: „Sire, Eure Majestät wird besiegt werden!“ und schloß mit dem eindringlichen Appell: „Ich habe gegen Eure Majestät nichts zu gewinnen. Ich will nichts von Ihnen, noch habe ich etwas von Ihnen gewollt. Der gegenwärtige Krieg ist unpolitisch!“

Aber Friedrich Wilhelm, obgleich selbst von seiner Niederlage überzeugt, wagte es nicht, den mühsam genug gefaßten Entschluß zu widerrufen. Übrigens waren die Feindseligkeiten inzwischen bereits eröffnet worden. Am 9. hatte bei Schleiz das erste Gefecht und am 10. bei Saalfeld ein weiteres stattgefunden, in dem Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe des Königs, gefallen war. Vier Tage darauf kam es bei Jena zur Schlacht, welche mit einem Schlage ein Heer vernichten sollte, das, zehrend vom Ruhm der Armeen Friedrichs des Großen, voll Hoffnungen und des Sieges gewiß in den Kampf gegangen war.

Napoleon hatte zunächst vermutet, die Hauptmacht des Gegners stünde bei Erfurt, und sein Plan war, seine Armee auf Weimar zu führen und die Preußen am 16. anzugreifen.

Sobald aber Lannes vor Jena eingetroffen war, sah der Kaiser klar, daß die Schlacht hier, und zwar schon am 14. stattfinden mußte. Die Unschlüssigkeit der preußischen Kommandoführung erleichterte ihm seine Operationen. Er zog seine Hauptmacht an sich heran, und es gelang ihm, sich in den Besitz der wichtigen Höhen am linken Saaleufer zu setzen. Er täuschte sich nur insofern, als er glaubte, die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig vor sich zu haben, während in Wirklichkeit ihm nur die vom Fürsten Hohenlohe befehligte Nachhut des nach Norden abmarschierenden preußischen Heeres gegenüberstand. In der Frühe des 14. erfolgte der französische Angriff vom Landgrafenberg aus gegen das Dorf Vierzehnheiligen, und nachmittags 4 Uhr hatte die Schlacht mit einer vernichtenden Niederlage Hohenlohes geendet. Am gleichen Tage aber stieß der Marschall Davout, welcher Befehl hatte, den bei Weimar vermuteten Feind zu umgehen, auf die bei Auerstedt stehende Hauptmacht der Preußen. Ein Angriff des Generals Blücher mit der gesamten preußischen Reiterei wurde abgewiesen, und da die preußischen Truppen nicht voll zum Einsatz kamen, gelang es Davout trotz seiner zahlenmäßigen Unterlegenheit den Sieg davonzutragen. Der König, welcher nach der tödlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig selbst den Oberbefehl übernommen hatte, befahl den allgemeinen Rückzug auf Weimar. Aber auch hier drängten die Franzosen unaufhaltsam nach, und in regelloser Flucht fluteten die preußischen Truppen zurück, wobei zahllose Gefangene in die Hände des Gegners fielen. Die Armee des Königs von Preußen bestand nicht mehr; die sächsischen Truppen hatten ihr Schicksal geteilt.

Nach kurzer Gegenwehr und oft unter kläglichen Begleitumständen fielen die preußischen Festungen dem nachdrängenden Feind in die Hände. Erfurt und Stettin wurden noch

im Oktober übergeben, Magdeburg folgte am 11. November und Glogau am 2. Dezember³⁵.

In der Zwischenzeit war Napoleon siegreich in Berlin eingezogen. Es war am 25. Oktober, als der Kaiser stumme Zwiesprache mit den sterblichen Überresten eines Königs hielt, der, hätte er damals noch gelebt, Preußen vor den Demütigungen dieser Jahre bewahrt haben würde. Graf Ségur schildert seine Eindrücke beim Besuch Napoleons in der Potsdamer Garnisonskirche: „Er begab sich zu Fuß dorthin, zuerst mit schnellen Schritten; als er aber an dem Tempel angelangt war, ward sein Gang langsamer, und je näher er den Überresten des großen Königs kam, dem er seine Huldigung darbrachte, desto gemessener wurde sein Schritt. Die Tür des Monuments war offen. Ernst und gesammelt blieb er vor dem Eingang stehen. Seine Blicke tauchten in das tiefe Dunkel, das diese erhabene Asche einhüllte. Unbeweglich, schweigend, in tiefe Gedanken versunken, blieb er so wohl zehn Minuten stehen.“

So sehr Napoleon vor diesem Feldzug gegen Preußen seine Friedensbereitschaft betont hatte — jetzt wollte er den Sieg bis zur Neige auskosten. Während der nun einsetzenden, von Preußen mit allen Mitteln betriebenen Verhandlungen steigerte er unter dem Eindruck neuer Erfolgsmeldungen seine Ansprüche von Mal zu Mal und stellte endlich Bedingungen, die sogar einem Friedrich Wilhelm unannehmbar erschienen. Überhaupt zeigt das Jahr 1806 den Kaiser zum ersten Male in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit gegenüber den Unterworfenen, und seine Truppen bei Ausschreitungen großen

³⁵ Bezeichnend ist folgender Satz, mit dem der Kommandeur der in Schlesien verbliebenen Truppen seine Anweisungen an den Kommandanten der Festung Glogau schloß: „Wir sollen uns halten, d. h. nur dann die Festung übergeben, wenn wir sehen, daß man sich nicht länger, ohne unweise zu sein, halten kann.“

Stiles. Schon im Sommer hatte Napoleon den Nürnberger Buchhändler Palm, der eine gegen die französische Herrschaft gerichtete Flugschrift verbreitet hatte, in Braunau erschießen lassen. Am 20. Oktober befahl er, die Universität Halle zu schließen und die Studenten zum Verlassen der Stadt zu zwingen. „Wenn morgen welche in der Stadt angetroffen werden“, schrieb er an den Marschall Berthier, „soll man sie ins Gefängnis werfen, um dem schlechten Geist vorzubeugen, den man dieser Jugend eingepflicht hat.“ Wenn selbst seine Marschälle, allen voran Masséna und Davout, sich in skrupellosester Weise bereicherten, so war es kein Wunder, daß seine Soldaten ohne jede Hemmung stahlen und plünderten, um so mehr, als jetzt erstmalig empfindliche Störungen im Nachschub in Erscheinung traten. Fezensac sagt in seinen „Militärischen Erinnerungen“, daß „die Plünderung niemals weiter getrieben worden sei als während dieser Märsche, daß die Unordnung bis zur Unbotmäßigkeit gegangen sei und daß die Mehrzahl der Offiziere den Truppen das Beispiel der Ansprüche und der Unbescheidenheit gegeben habe“.

Daß Friedrich Wilhelm den immer drückender werdenden Bedingungen endlich ein Nein entgegengesetzte, hatte seinen Grund vor allem in der Tatsache, daß eine starke russische Armee am 23. Oktober die Grenze Preußisch-Polens überschritten hatte und gegen Napoleon im Anmarsch war. Auf sie setzte der König jetzt seine ganze Hoffnung.

Napoleon traf sofort alle Anstalten, um die Russen zurückzuwerfen und den Krieg auf polnisches Gebiet hinüberzuspielen. Bevor er aber Berlin verließ, faßte er einen der folgenschwersten Entschlüsse seines Lebens. Er sah klar, daß es England war, das ihn jedesmal von neuem um die Früchte seiner Siege auf dem Kontinent betrog, weil die europäischen Kabinette immer wieder „früher oder später dem Einflusse

Englands unterlagen“. Überzeugt, „daß ein teilweiser Friede nur ein Waffenstillstand ist, der uns alle unsere Vorteile entreißt, um Veranlassung zu einem neuen Kriege zu geben, und daß Frankreich endlich nur in einem allgemeinen Frieden sein Glück finden kann“, beschloß er, England an seiner empfindlichsten Stelle, in seinem Handel zu treffen und „dem Feind die nämlichen Waffen entgegenzusetzen, deren er sich gegen uns bedient“. In seinem Dekret vom 21. November 1806 erklärte er die britischen Inseln in Blockadezustand und verbot jeden Handel und jede Korrespondenz mit ihnen. Er begründete seine einschneidenden Maßnahmen u. a. mit der Nichtanerkennung des „von allen gebildeten Völkern allgemein befolgten Völkerrechtes“ durch England, welches „das Blockaderecht, das vernunftgemäß und nach dem Gebrauch aller gebildeten Völker nur auf die festen Plätze anwendbar ist, auf die nicht befestigten Handelsstädte und Häfen, auf die Fluthäfen und die Mündungen der Flüsse ausdehnt“, und stellte fest, daß „dieser abscheuliche Mißbrauch des Blockaderechtes keinen anderen Zweck hat, als den Verkehr zwischen den Völkern zu verhindern und den englischen Handel auf Kosten des Handels und der Industrie des Festlandes zu heben“.

Als er 1812 nach der russischen Katastrophe, obwohl er sich des Scheiterns seines Planes sicherlich schon bewußt geworden war, noch immer zäh an dem Gedanken der Blockade festhielt, äußerte er auf jener denkwürdigen Schlittenfahrt nach Dresden zu Caulaincourt: „Wenn ich jetzt kämpfe und von Frankreich so viele Opfer verlange, so ist es wirklich für die höchsten Güter Europas. Ich besitze die Voraussicht eines klugen Politikers, während die anderen Fürsten nur durch die Furcht verblindet sind, eine Furcht, die noch dazu unbegründet ist. Sie scheinen nur allein die Macht Frankreichs zu fürchten, während doch allein dieses Frankreich die Frei-

heit der Meere für Europa verteidigen kann. Das alte Gleichgewicht besteht nicht mehr, mit den alten Methoden kann man es nicht wiederherstellen.“ Er erörterte hierauf die Gründe, die seinen gegen England beabsichtigten Schlag bisher nicht hatten gelingen lassen, und fuhr fort: „Wäre ein Waffenstillstand von drei oder vier Jahren möglich, so würde Europa schnell die englische Handelskonkurrenz und den Druck des englischen Monopols zu spüren bekommen. Man würde bald erleben, wie Deutschland sich das Sperrsystem zurückwünscht, das man heute so widerwillig befolgt. Man würde nach Vergeltung schreien gegen diese Regierung, die jeder fremden Industrie feindlich gesinnt ist, gegen diesen Handelskoloß, der nur auf Kosten der anderen existieren kann, weil er die Zinsen für seine Anleihen, seine Subsidien und seine Ausgaben nur durch das Monopol bestreiten kann, das er gegen die anderen Völker ausübt. Dann wird es zu spät sein, Europa wird nicht mehr in dem Zustand sein wie heute. Die Ruhe, die man inzwischen genossen hat, wird die Opfer um so peinlicher empfinden lassen. Man würde die in den Friedensjahren in überseeischen Unternehmungen angelegten Kapitalien gefährden, und, um nicht alles zu verlieren, wird man sich mit seinen Leiden abfinden. Ich habe den einzigen günstigen Augenblick ergriffen. Ich habe getan, was eine kluge, vorausschauende Politik mir gebot. Hätte ich anders gehandelt, die Nachwelt und die Geschichte würden es mir zum ewigen Vorwurf machen.“

Wir werden später versuchen, die Gründe aufzuzeigen, weshalb das politische System Napoleons und damit auch sein Kampf gegen England — so berechtigt er an sich gewesen ist — zum Scheitern verurteilt waren. Gegen Ende des Jahres 1806 aber sahen die Dinge weitaus günstiger für den Kaiser aus. Er konnte hoffen, die Preußen und Russen in Kürze völlig niederzuwerfen und sie in eine gemeinsame Front gegen

England hineinzuzwingen. Er verstand es bei diesem Kampfe, den Gegensatz der Polen zu Rußland geschickt auszunutzen. Schon in Berlin hatte er den Deputierten der Woiwodschaft Posen erklärt, „Frankreich habe niemals die Teilung Polens anerkannt; und da der politische Grundsatz, der Frankreich hiezu bewogen habe, ihn die Wiederherstellung Polens wünschen lasse, so könnten die Polen stets auf seinen allmächtigen Schutz zählen“. Zu seinen politischen Sympathiegründen gesellten sich menschliche, als er sich zu Beginn des Jahres 1807 sterblich in die Gräfin Maria Walewska verliebte, jene „polnische Esther“, zu der Fürst Poniatowski sagte: „Wer weiß, vielleicht will sich der Himmel Ihrer bedienen, um Polen wiederherzustellen.“

Freilich darf mit Fug bezweifelt werden, ob es Napoleon jemals mit einer Wiederaufrichtung Polens ernst gewesen ist. Mit einer solchen Festlegung seines Standpunktes in der polnischen Frage hätte er sich von vornherein den Weg einer Verständigung mit Rußland, an der ihm im Gegenteil sehr viel gelegen sein mußte, versperrt. Es ist daher weitaus wahrscheinlicher, daß er, ohne selbst die Initiative zu einer Wiederherstellung Polens zu ergreifen, lediglich den Unabhängigkeitsdrang dieses Volkes für seine politischen Zwecke ausnutzen wollte³⁶.

³⁶ Die Beziehungen Napoleons zur Gräfin Walewska waren von Dauer. Während des Aufenthaltes des Kaisers in Schloß Finckenstein wohnte sie gleichfalls dort. Später trennte sie sich von ihrem mehr als siebenjährigen Gatten und siedelte nach Paris über, wo ihr Napoleon ein Haus einrichten ließ. 1810 gebar sie ihm einen Sohn. — Anfang 1807 überschüttete die Kaiserin Josephine ihren Gatten — wie in Ahnung des Kommenden — mit eifersüchtigen Briefen. Mit allen Mitteln suchte er sie zu beschwichtigen und fernzuhalten, und als sie trotzdem zu ihm nach Warschau kommen wollte, schrieb er ihr am 23. Januar: „Ich kann unmöglich erlauben, daß Frauen eine solche Reise machen wie diese: schlechte Wege, wenig sichere und schmutzige Straßen.“ Über die politische Seite dieser Beziehungen schreibt Kirchheim: „Wir

Schon im November waren die Franzosen in Posen einmarschiert und gegen Warschau vorgestoßen, das am 28. von den Russen geräumt wurde. Gleichzeitig mit Bennigsen, welcher die größere der beiden russischen Armeen befehligte — eine zweite unter Buxhöwden war im Anmarsch —, zog sich auch das bei Thorn stehende preußische Korps zurück. Die Franzosen drängten über die Weichsel nach. Diesmal allerdings sollte der Plan des Kaisers, den Gegner durch eine umfassende Bewegung zu vernichten, wie es ihm bei Abukir, bei Ulm und bei Jena gelungen war, scheitern. Napoleon täuschte sich über die Kräfteverteilung der Russen, und als es am 26. Dezember bei Pultusk und Golymin zum Zusammenstoß kam, gelang es dem Gegner, sich der drohenden Umklammerung zu entziehen. Auch die Absicht Napoleons, die im Januar 1807 zum Angriff gegen Ney und Bernadotte vorgehenden Kolonnen Bennigsens zu durchbrechen, der inzwischen den Oberbefehl über die gesamte russische Armee übernommen hatte, schlug fehl. Die Russen konnten nach Norden ausweichen und erwarteten bei Deutsch-Eylau die Schlacht. Hier fand der Zusammenstoß statt, der zu den blutigsten Kämpfen jener Epoche gehört. Nach wechsellvollen Gefechten räumten die Russen am Abend des 7. Februar die Stadt. Als Bennigsen am Morgen des 8. den linken französischen Flügel angriff, wich Napoleon mit diesem auf Eylau zurück, um gleichzeitig einen Stoß gegen den linken Flügel der Russen zu führen. Dieser Stoß ging — infolge des heftigen Schneetreibens war die Sicht behindert — in der Hauptsache auf das feindliche Zentrum, wo er unter blutigen Verlusten scheiterte. Aber auch

wissen nicht, ob Napoleon der Gräfin irgendwelche Versprechungen wegen ihres Vaterlandes gemacht hat. Es ist sehr zu bezweifeln, wußte er doch selbst noch nicht, wie sich alles gestalten würde. Erst in Tilsit und später in Dresden fand die polnische Frage ihre vorläufige Lösung.“

die Woge des Gegenangriffs brach sich, und wilde Kavallerieattacken Murats brachten wiederum den Franzosen Vorteile. Endlich waren beide Heere bis zur Erschöpfung abgekämpft, und als Davout und Ney auf dem Schlachtfelde erschienen, traten die Russen den Rückzug an.

Napoleon war Herr des Schlachtfeldes geblieben, aber eine Entscheidung war nicht gefallen. Und wenn der Kaiser in seiner Propaganda auch diesen „Sieg“ weidlich ausbeutete, so wußte er nur zu genau, daß sich seine Lage im Grunde verschlechtert hatte, weil bei seiner Entfernung von der Heimat seine eigenen Verluste bedeutend schwerer wogen als die des Gegners. Es war ihm nicht gelungen, einen vernichtenden Schlag gegen seine Feinde zu führen und damit den Krieg zu beenden. Aber immerhin stand er tief in Feindesland und er war der ungeheuren Schwierigkeiten dieses polnischen Feldzuges, der Entfernungen, der grundlosen Wege, der Verpflegungsfrage, in der ihn die Umstände zwangen, „zu dem Magazinsystem zurückzukehren“, Herr geworden. Aber bei dem Zustand seiner Truppen war an eine Verfolgung der Russen nicht zu denken. Er ließ daher seine Armee die Winterquartiere an der Passarge beziehen; er selbst begab sich nach Osterode und siedelte am 1. April nach Finckenstein über, wo er die Zeit der militärischen Ruhe benutzte, um in nimmermüder Arbeit alle angesammelten Regierungsgeschäfte zu bewältigen. Im Schlosse Finckenstein fand übrigens auch jener bekannte Empfang des Gesandten von Persien statt, das Napoleon, gleich der Türkei, gegen Rußland in Bewegung setzte. „Ist es nicht ein denkwürdiges Schauspiel“, schreibt Fournier, „diesen Mann mitten in seiner verlegenheitsvollen Lage, wo der Vorstoß eines einzigen österreichischen Armeekorps ihm eine Katastrophe bereiten konnte, mit einem Großfürsten des Orients ein Abkommen treffen zu sehen, das die weitesten Ziele seiner Politik mar-

kiert? Das eben macht die historische Größe aus, daß sie selbst in der Bedrängnis ihre letzten Zwecke nicht vergißt und über das nahe Ungemach weit hinweg in die Zukunft schauen kann.“

In der Zwischenzeit hatte der Kaiser allenthalben in Deutschland militärische Erfolge zu verzeichnen. Nicht nur, daß er von ganz Schlesien Besitz ergriff; auch Hessen-Kassel, dessen Kurfürst vermessen genug war, an die Möglichkeit der Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität zu glauben, fiel in die Hände der Franzosen; desgleichen besetzte der Marschall Mortier Hamburg und Mecklenburg, und er sowie sein Nachfolger im Kommando, Brune, vertrieben die Schweden aus Pommern. Danzig ergab sich nach einer mehrmonatigen Belagerung dem Marschall Lefèvre, und nur die Festung Graudenz und das von dem damaligen Major von Gneisenau heldenhaft verteidigte Kolberg konnten gehalten werden.

Trotzdem befand sich Napoleon, politisch gesehen, in keiner beneidenswerten Lage. Sein Schicksal wäre besiegelt gewesen, hätte Österreich damals dem Drängen Preußens und Rußlands nachgegeben und in den Kampf eingegriffen. Daß es seine Neutralität aufrechterhielt, war für ihn von entscheidender Bedeutung. Da aber von dieser Seite immerhin Gefahr bestand, mußte der Kaiser alles tun, um Preußen von Rußland zu trennen. Seine Versuche, zu einem Sonderfrieden mit Preußen zu kommen, schlugen indes fehl, obwohl er dem König die Rückgabe seines Landes bis zur Elbe anbot. Im Gegenteil, auf der Bartensteiner Konferenz wurde, ein Werk Hardenbergs, das preußisch-russische Bündnis nur noch mehr befestigt.

Im Juni 1807 nahmen die Feindseligkeiten ihren Fortgang. Während der Kaiser noch mit der Heranziehung seiner verstreuten Korps beschäftigt war, griff Bennigsen am 5. den

bei Gutstadt in vorgeschobener Stellung postierten Ney mit überlegenen Kräften an. Der Marschall konnte sich zu seiner Hauptarmee durchkämpfen, aber als die Franzosen am 10. Juni den bei Heilsberg verschanzten Gegner angriffen, erlitten sie eine empfindliche Niederlage.

Doch der Jahrestag von Marengo sollte mit einem Schlage den Krieg beenden und Napoleon nach Tilsit, auf den Gipfel seiner Macht, führen. Bennigsen hatte, um einer Umfassung seines rechten Flügels zu entgehen, sich gegen die russische Grenze zurückgezogen, dann aber bei Friedland haltgemacht, um dem Nachrücken des Feindes ein Ziel zu setzen. Am Nachmittag des 14. Juni ging der von Ney geführte rechte Flügel der Franzosen zum Angriff vor. Er wurde geworfen. Aber die nachdrängende Division Dupont fing den Gegenstoß auf, riß Neys Soldaten nochmals mit sich zum Sturme fort, und das Vernichtungsfeuer der 36 Geschütze des Korps Victor entschied die Schlacht. In voller Auflösung flutete das russische Heer zurück. Am gleichen Tage wurde auch das einzige noch vorhandene preußische Korps — L'Estocq — auf Königsberg zurückgeworfen.

Auf den Tag genau hatte Napoleon gerechnet, als er am 6. Juni an Fouché geschrieben hatte: „Acht Tage nach Erhalt dieses Briefes wird alles beendet sein.“ Seine Drohung, „auf Tilsit zu marschieren und dem Feinde eine Schlacht zu liefern, wenn er so überheblich wäre, uns zu erwarten“, brauchte er nicht wahr zu machen. Am 19. zog Murat in Tilsit ein, am Nachmittag kam der Kaiser selbst und am selben Tage wurden die Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet.

Was Napoleon mit seinem Sonderfriedensangebot an Preußen bezweckt hatte, erreichte er jetzt durch die Niederwerfung der russischen Armee: eine Trennung der Verbündeten. Der Zar sah sich unter dem Zwang der Verhältnisse — der Preußenhaß seiner Armee steigerte sich fast bis zu offenem

Aufbruch — gezwungen, eine Änderung in seiner grundsätzlichen politischen Haltung herbeizuführen. Schon bevor er durch Abschluß eines Waffenstillstandes die Abmachungen der Bartensteiner Konferenz außer acht ließ, hatte er dem König von Preußen geschrieben: „Mit Bedauern verliere ich die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, so sehr es mein Herz gewünscht hätte und so sehr die von mir eingesetzten Mittel es uns zu versprechen schienen.“ Allein auf sich gestellt, blieb Preußen nichts anderes übrig, als einem Friedensdiktat des Siegers entgegenzusehen.

Der Kaiser folgte einem Gebot politischer Klugheit, wenn er dem Zaren mit beispielloser Großzügigkeit gegenübertrat. Dadurch, daß er ihm nicht nur seinen Landbesitz ungeschmälert beließ, sondern diesen auf Kosten Preußens bis zur Weichselgrenze ausdehnte, verpflichtete er Rußland zu einem Bündnisvertrag mit Frankreich und bezog diese Macht als namhaften Faktor in sein gegen England gerichtetes politisches Kontinentalsystem ein. Am 25. Juni fand nahe bei Tilsit auf einem Floß inmitten des Niemen die denkwürdige Begegnung der beiden Kaiser statt, die von Alexander mit den Worten eingeleitet worden sein soll: „Ich hasse die Engländer, wie Sie selbst sie hassen, und werde in allem, was Sie gegen sie unternehmen, Ihnen zur Seite stehen“³⁷.

Anders gestalteten sich die Verhandlungen mit Preußen. Vergebens hatte die Königin Luise versucht, Napoleon, der politisierende Frauen verabscheute, zugunsten Ihres Gemahls umzustimmen. Er mußte die Kosten des verlorenen Feldzuges bezahlen, und nur die Fürsprache Alexanders rettete ihn vor der vollständigen Vernichtung³⁸.

³⁷ Kircheisen nennt diese von Fournier mitgeteilte Äußerung des Zaren eine Legende.

³⁸ Friedrich Wilhelm III. spielte bei den Verhandlungen mit Napoleon eine höchst nebensächliche und unglückliche Rolle. Übrigens war

Am 7. Juli wurde der Friede mit Rußland, zwei Tage später der mit Preußen abgeschlossen.

der gegenseitige Eindruck, den der Kaiser und die Königin Luise bei ihrem ersten Zusammentreffen in Tilsit voneinander bekamen, ein sehr günstiger. „Die Königin von Preußen ist in der Tat reizend“, schrieb Napoleon seiner Gattin am 8. Juli, „sie ist gegen mich voll bezaubernder Gefälligkeit. Aber werde nicht eifersüchtig; ich bin ein Wachstuch, über welches dies alles nur so weglitscht. Es würde mir teuer zu stehen kommen, wenn ich den Galanten spielen wollte.“ Und die Königin, die kurz vor ihrem Zusammentreffen mit Napoleon ihn in einem Brief an den König „ein sich aus dem Kot emporgeschwungenes höllisches Wesen“ und einen „unwürdigen, infamen Mörder“ genannt hatte, war von seinem liebenswürdigen Wesen überrascht. Auch der König änderte seine Meinung über den Kaiser. Nach seiner ersten Begegnung schrieb er der Königin: „Ich habe ihn gesehen; ich habe dieses aus der Unterwelt ausgespiene Ungeheuer gesehen, das von Beelzebub geschaffen wurde, um die Geißel der Menschheit zu werden.“ Dagegen heißt es in einem Brief an die Königin vom 2. Juli, also acht Tage später: „Alles, was er (Napoleon) darüber gesagt hat, war sehr weise und interessant. Im allgemeinen, was für ein gut organisierter Kopf!“

WETTERLEUCHTEN

Rein äußerlich betrachtet stand Napoleon nach dem Frieden von Tilsit auf dem Gipfel seiner Macht. Er war unumschränkter Herrscher über Frankreich und den größten Teil von Italien. Holland stand unter seiner Botmäßigkeit. Die Rheinbundfürsten waren ihm hörig. Preußen war niedergeworfen und auf die Hälfte seines Gebietsstandes beschränkt. Im neuerrichteten Königreich Westfalen, dessen Krone sein jüngster Bruder Jérôme trug, besaß er einen neuen starken Stützpunkt in Deutschland. Das neugegründete Herzogtum Warschau, das er der Verwaltung des Königs von Sachsen überantwortete, stand damit gleichzeitig unter seinem eigenen Einfluß. Österreich hatte sich von den Schlägen des Jahres 1805 noch nicht wieder erholt, das mächtige Rußland stand als Verbündeter an der Seite des Kaisers, und England konnte er hoffen mit Hilfe der Kontinentalsperre auf die Knie zu zwingen.

Aber in Wahrheit hatte Napoleon mit seinem Einzug in Berlin den Zenith seiner glänzenden Laufbahn erreicht. Schon bald nach Tilsit begann es allenthalben im Gebälk seines kunstvoll aufgerichteten Reichsgebäudes zu krachen.

Hatte er das Alarmsignal überhört, das ihm die unentschieden hin und her wogende Schlacht bei Deutsch-Eylau in die Ohren schrie? Hatte er den klaren Blick für die Realitäten verloren? Oder war es nur die Sorge um die Erhaltung seines Werkes, das Bestreben, die Voraussetzungen für die Stabilisierung der von ihm erzwungenen politischen Lage zu schaffen und zukünftige Erschütterungen auszuschließen, was ihn bestimmte, das Schicksal immer von neuem herauszufordern?

Es verdient festgehalten zu werden, welchen Eindruck die Nachricht vom Falle Magdeburgs im November 1806 auf die eigene nächste Umgebung des Kaisers machte. „Als Saint-Aignan triumphierend dem Kaiser die unerwartete Übergabe Magdeburgs meldete“, erzählt Graf Ségur, „wurde er von Duroc und Caulaincourt mit Verwünschungen empfangen. Und als er darüber erstaunt war, riefen sie: ‚Was! Sie begreifen nicht? Gut, wissen Sie, wenn sich diese Festung verteidigt hätte, so wäre der Friede beschlossen gewesen.‘“ Der haltlose Zusammenbruch Preußens lockte den Kaiser nach Polen, wo er sich zum ersten Male nicht in der Rolle des unumstrittenen Siegers sah, und bestimmte ihn, Preußen im Vertrag von Tilsit zu demütigen. „Indem er durch diesen Vertrag von Tilsit das tiefe Mißvergnügen der Deutschen vermehrte“, urteilt Thiers, „indem er Preußen schwächte, aber nicht vernichtete, Polen nur zur Hälfte wiederherstellte, indem er alles unvollständig tat, weil in dieser Entfernung die Zeit ihn drängte, die Kräfte ihm ausgingen, erwarb Napoleon sich unversöhnliche Feinde, schwache oder zweifelhafte Freunde und führte mit einem Wort ein unermeßliches Gebäude auf, in dem von den Grundmauern bis zur Spitze alles neu war, und das so schnell aufgeführt wurde, daß der Mörtel nicht erhärten, die Mauern sich nicht setzen konnten.“ Er fügt hinzu, „daß das gewaltige Gebäude von Tilsit vielleicht Dauer gehabt hätte, wenn man seinen schon so beschwerten Grundmauern nicht noch neue Lasten aufgeladen und dadurch seinen Sturz hervorgerufen hätte. Das Glück Frankreichs war in Tilsit bedroht, aber noch nicht zugrunde gerichtet.“

Der schwere Endkampf mit England stand dem Kaiser noch bevor; Österreich sollte sich im Jahre 1809 von neuem erheben, und die Freundschaft des Zaren war problematisch und ohne Bestand. In Preußen gewann die Partei der Pa-

trioten mehr und mehr die Oberhand, die Nation sammelte sich um Männer wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau, Fichte und Arndt, welche die Keimzelle für die Erneuerung Preußens und damit den Grundstock für die deutsche Erhebung schufen. Zugleich aber begann sich auf der Pyrenäenhalbinsel eine Entwicklung anzubahnen, welche sich in der Folge in unheilvoller Weise auf die Machtstellung des Imperators auswirken sollte.

Als Napoleon siegreich in Paris einzog, mochte er allerdings noch hoffen, eine Periode längeren Friedens vor sich zu haben, die er für eine innere Festigung seines Landes und seines Machtbereiches, für die weitere Ausgestaltung seiner Verwaltung, für die Förderung der Künste und Wissenschaften und zur Errichtung großer Bauten als des symbolischen Ausdrucks seines Wirkens nutzen wollte.

Der Friede entsprach in der Tat den Wünschen des ganzen Volkes. Trotz aller Begeisterung für die Größe und den Ruhm Frankreichs war man dort des Kampfes müde geworden, wenngleich das Land seit langem wenigstens unmittelbar von den Schrecknissen des Krieges verschont geblieben war. Aber auch der Kaiser selbst mochte die Notwendigkeit empfinden, sich mit seiner ganzen Kraft wieder den Geschäften der Regierung und der inneren Verwaltung zu widmen, die unter seiner Entfernung von Paris gelitten hatten, wenn er sich auch im Hauptquartier laufend um alle Einzelheiten in der Heimat bekümmert hatte. Jetzt waren es vor allem Fragen der Staatsfinanzen, des Unterrichtswesens und einer im Staatsinteresse liegenden Beschränkung der Pressefreiheit, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

In Fontainebleau entfaltete Napoleon einen prächtigen Hofstaat. Aus der Erkenntnis heraus, daß „in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, den eigenen Kindern neben einem ausreichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des

Ansehens zu hinterlassen, das man genossen“, fügte er den bereits vor dem Kriege verliehenen Herzogstiteln die Verleihung weiterer zahlreicher Grafen- und Barontitel an verdiente Staatsdiener hinzu, vor allem aber stattete er die Marschälle des Kaiserreichs mit Herzogstiteln aus, die mit Ländereien und reichen Dotationen verbunden waren. Schon in Deutschland hatte Napoleon den Marschall Davout zum Herzog von Auerstedt, Ney zum Herzog von Elchingen und Lefèvre zum Herzog von Danzig erhoben. Jetzt wurden, stets in Anknüpfung an Siege, an denen die betreffenden Marschälle besonderen Anteil hatten, italienische Herzogstitel verliehen, und zwar wurde Soult Herzog von Dalmatien, Mortier Herzog von Treviso, Savary Herzog von Rovigo, Bessières Herzog von Istrien, Duroc Herzog von Friaul, Victor Herzog von Belluno, Moncey Herzog von Conegliano, Clarke Herzog von Feltre, Caulaincourt von Vicenza, Masséna von Rivoli, Lannes von Montebello, Marmont von Ragusa, Oudinot von Reggio, Macdonald von Tarent, Angereau von Castiglione; Bernardotte wurde Fürst von Ponte Corvo. Auf diese Weise schuf er einen neuen Adel des Imperiums, dessen Haltung ihn allerdings in der Folgezeit, als das Unglück über ihn hereinbrach — die treue Hingabe einiger weniger ausgenommen —, bitter enttäuschen sollte.

Aber Napoleon ließ es nicht dabei bewenden, die Spitzen seiner Armee für ihre Tapferkeit und ihre Leistungen zu belohnen. Nach Fournier wurde „die ganze siegreiche Armee bedacht. Von den achtzehn Millionen, die zu diesem Zwecke aufgewendet wurden, fielen zwölf an die Mannschaft, und zwar so, daß die Blessierten die dreifache Belohnung erhielten, sechs an die Offiziere. Den Soldaten, die ein Glied im Feldzuge verloren hatten, wurden ständige Bezüge von 500 Franken, Unter- und Oberoffizieren, die sich besonders hervorgetan hatten, Renten bis zu 10000 Franken zugewiesen.“

Es war stets der Wunsch des Kaisers gewesen, zu einer Verständigung mit England zu kommen, das alle seine Pläne durchkreuzte und den Bestand seines Imperiums bedrohte. Im tiefsten Grunde hatte Napoleon Kriege geführt, um die Koalitionen gegen Frankreich, deren Seele immer wieder Großbritannien war, zu zersprengen, das Inselreich zu isolieren und zum Frieden zu zwingen. Dieses Ziel schwebte ihm vor, als er Preußen zerstückelte und den Zaren als Verbündeten gewann, und diesem Ziele sollte auch die Kontinentalsperre dienen.

England freilich dachte nicht an Kapitulation. Um einer Eingliederung Dänemarks in das napoleonische Kontinentalsystem zuvorzukommen, griff es anfangs September 1807 diesen neutralen Staat ohne Kriegserklärung an und nahm nach einem dreitägigen Bombardement Kopenhagens die gesamte dänische Kriegsflotte weg. Dieses jedem Völkerrecht hohnsprechende Verhalten hatte zur Folge, daß Dänemark ein Bündnis mit Frankreich einging. Auch der Zar erklärte am 7. November den Briten den Krieg, nachdem seine Vermittlungsversuche zwischen England und Frankreich vergeblich gewesen waren. Aber schon jetzt begann sich in Rußland, das auf Handelsbeziehungen mit England angewiesen war, eine wachsende Opposition gegen die Verpflichtung einer Teilnahme an der Kontinentalsperre bemerkbar zu machen. Andererseits hatte des Kaisers Annäherung an Rußland Verstimmungen in der Türkei hervorgerufen, und auch mit dem Papste, der eine englandfreundliche Politik betrieb, kam es zu neuen Verwicklungen.

Im Augenblick aber trat die Bedeutung dieser Erscheinungen in den Hintergrund gegenüber den Ereignissen auf der Pyrenäenhalbinsel. Sie war bisher — trotz gelegentlicher Bündnisse Spaniens mit Frankreich — dem politischen System Napoleons noch nicht eingegliedert und bedeutete daher, vom

Standpunkt seines Kampfes gegen England aus gesehen, für ihn eine Gefahr. In erster Linie mußte demnach sein Bestreben darauf gerichtet sein, Portugal zur Anerkennung der Kontinentalsperre zu bringen, um den Handel Englands mit Europa völlig auszuschalten. Im September 1807 zog er bei Bayonne eine Armee unter dem Marschall Junot zusammen, der im Oktober unter Duldung der spanischen Regierung durch spanisches Gebiet den Marsch auf Lissabon antrat. Diese Übereinstimmung mit Spanien war im Vertrag von Fontainebleau erzielt worden, der eine Teilung Portugals vorsah.

Die portugiesische Regierung versuchte anfangs mit halben Maßregeln dem Konflikt aus dem Wege zu gehen; endlich aber entzogen sich die königliche Familie und mit ihr zahlreiche Anhänger durch die Flucht nach Brasilien ihrer drohenden Gefangensetzung. So waren die Franzosen ohne Schwertstreich in den Besitz Portugals gekommen. Napoleon aber war entschlossen, auch Spanien unter seine Herrschaft zu bringen, und die Ereignisse kamen ihm auf halbem Wege entgegen.

In Spanien herrschte Karl IV., ein Angehöriger der Dynastie Bourbon. Der eigentliche Regent des Landes aber war Manuel Godoy, bekannt unter dem Namen „Friedensfürst“, dessen Willkürherrschaft allenthalben größte Erbitterung hervorrief. Er hatte zudem die Unklugheit begangen, in einem Manifest des Jahres 1806 gegen Napoleon Stellung zu nehmen, was ihm die Feindschaft des Kaisers eingetragen hatte. Gegen das Regiment Godoys und damit gegen seine Eltern, die dieses Regiment deckten, stand der spanische Thronfolger Ferdinand, Prinz von Asturien, um den sich mehr und mehr die Aufständischen des Landes scharten. Er strebte schon zu Lebzeiten seines Vaters nach der Krone und erblickte im Sturze des „Friedensfürsten“ die Voraussetzung zur Er-

reichung seines Zieles. Der Hilfe Napoleons suchte er sich zu versichern, indem er den Wunsch aussprach, sich mit einer Verwandten des Kaisers zu verheiraten. Schon im Oktober 1807 flehte er „die väterliche Protektion Eurer kaiserlichen Majestät an, damit sie nicht allein geruhe, mir die Ehre zuteil werden zu lassen, mich in ihre Familie aufzunehmen, sondern auch alle Schwierigkeiten beseitige und alle Hindernisse verschwinden lasse, die sich dem Gegenstand meiner Wünsche entgegensetzen könnten“. Der schwächliche König, der sich mehr für seine Uhrensammlung als für Politik interessierte, stand der revolutionären Entwicklung in seinem Lande hilflos gegenüber. Auch er wandte sich an Napoleon und setzte ihn von dem „schrecklichen Anschlag seines Sohnes“ in Kenntnis, wobei er ihn gleichzeitig bat, ihn „mit Rat und Tat zu unterstützen“.

Der Kaiser verhielt sich den Bitten der beiden streitenden Teile gegenüber zunächst noch abwartend. Vermutlich war er sich noch nicht endgültig klar darüber, ob er dem Wunsche Ferdinands nach einer dynastischen Verbindung Rechnung tragen oder dem Ratschlag Talleyrands Gehör schenken sollte, der aus der Politik Ludwigs XIV. einen Anspruch Frankreichs auf die spanische Krone herzuleiten versuchte⁸⁹. Indessen ließ er unter dem Vorwand, die Truppen in Portugal gegen drohende Angriffe der Engländer zu verstärken, zwei französische Korps unter Dupont und Moncey — unverständlicherweise lauter junge, unerfahrene und schlecht ausgebildete Soldaten — in Spanien einrücken. Als er am 20. Januar 1808 Murat, den Großherzog von Berg, zum Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in Spanien ernannte,

⁸⁹ Wencker-Wildberg wirft die naheliegende Frage auf, ob nicht Talleyrand, der schon damals insgeheim gegen seinen Kaiser konspirierte, ihn in eine Falle locken wollte, indem er ihn in das spanische Abenteuer hineintrieb.

war sein Entschluß gefaßt, in die Geschicke Spaniens gewaltsam einzugreifen. Zunächst glaubten die Spanier noch, dies geschehe zur Unterstützung Ferdinands. Sie sollten bald eines andern belehrt werden.

Nachdem Godoy, um einem Zusammenstoß mit den Franzosen zu entgehen, einen Fluchtversuch für sich und das Herrscherpaar entworfen hatte, der allerdings an dem Willen des Königs, im Lande zu bleiben, gescheitert war, brach in Aranjuez der Aufstand los. Der „Friedensfürst“ wurde gefangengesetzt, und Karl IV. zur Abdankung zugunsten seines Sohnes gezwungen. Der König wandte sich jedoch erneut an Napoleon, erklärte, daß er nur der Gewalt gewichen sei, und legte die Entscheidung über sein und seines Landes Schicksal in die Hände des Kaisers. Dieser hatte sich bereits entschieden. Die Möglichkeit, auf dem Umweg über eine politische Heirat den Einfluß Frankreichs auf Spanien sicherzustellen, hatte er fallen gelassen und sich entschlossen, den spanischen Thron mit einem Mitglied seiner Familie zu besetzen⁴⁰. Er mochte hiebei in erster Linie an Lucien denken, der ohne Zweifel der fähigste seiner Brüder war. Lucien aber war seit 1803 mit Frau Joubberthon, die ihrem Mann, einem Börsenspekulanten, durchgegangen war, verheiratet. Er hatte sich schon 1805, als die Vergebung der italienischen Krone zur Debatte stand, trotz seines Ehrgeizes beharrlich geweigert, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Jetzt

⁴⁰ Auf St. Helena sagte der Kaiser zu Gourgaud: „In dem Augenblick, wo ich den spanischen Feldzug begann, habe ich einen großen Fehler gemacht. Ich brauchte nur ein junges Mädchen zu adoptieren und Ferdinand zur Gemahlin zu geben, der fortwährend Bitten in diesem Sinne an mich richtete . . . Ich habe aber die Briefe gelesen, die der König von Spanien und Ferdinand mir geschrieben hatten. Als ich sah, daß der Sohn den Vater vom Throne stieß, und die Mutter versicherte, ihre Kinder wären nicht vom König, da sagte ich mir: Jagen wir sie fort und es wird keine Bourbonen mehr geben!“

hatte der Kaiser erneut eine dramatische Unterredung mit seinem Bruder, die indes wiederum ergebnislos verlief. Nun wandte sich Napoleon in einem vertraulichen Schreiben an seinen Bruder Louis, König von Holland. Er schilderte ihm darin kurz die Vorfälle in Spanien und fuhr fort: „Überzeugt, daß ich nur dann einen dauerhaften Frieden mit England haben werde, wenn ich auf dem Festland eine große Bewegung hervorbringe, habe ich mich entschlossen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu setzen. Das holländische Klima sagt Ihnen nicht zu. Und übrigens kann Hollands Verfall nicht aufgehalten werden. Es kann sich in diesem Weltsturm nicht halten, mag der Friede kommen oder nicht. Bei dieser Lage der Dinge denke ich an Sie für den spanischen Thron. Sie werden ein edles Volk von elf Millionen Einwohner und wichtige Kolonien beherrschen.“

Da jedoch Louis ablehnte, entschloß sich Napoleon, seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron zu setzen. Die Krone von Neapel, die dieser bisher getragen hatte, sollte Napoleons Schwager Murat, der Großherzog von Berg, erhalten, der ohnedies stark verstimmt war, weil er selbst damit gerechnet hatte, König von Spanien zu werden.

Daß Napoleon die Schwierigkeiten, welche ihm in Spanien erwachsen, keineswegs unterschätzte, geht im übrigen aus einem vom 29. März 1808 datierten, allerdings wahrscheinlich nicht abgesandten Schreiben an Murat hervor. Der Kaiser schrieb hier: „Herr Großherzog von Berg, ich fürchte, daß Sie sich über die Lage Spaniens täuschen und daß Sie sich selbst täuschen. Die Geschichte vom 20. März hat alles merkwürdig verwirrt. Ich bin in einer großen Bestürzung. Glauben Sie nicht, daß Sie ein entwaffnetes Volk angreifen und daß Sie nur Truppen zeigen dürfen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolution vom 20. März beweist, daß die Spanier Energie haben. Sie haben es mit einem jugendlichen Volke

zu tun; es hat den ganzen Mut und wird die ganze Begeisterung haben, welche man bei Menschen findet, die von den politischen Leidenschaften noch nicht verbraucht worden sind.“

Es scheint, daß Murat bei jenem Aufstand in Aranjuez wenig politische Klugheit gezeigt hat, wie er überhaupt bei seiner spanischen Mission weniger nach den Intentionen des Kaisers als in seinem eigenen Interesse tätig war. Nur dem Eingreifen der Franzosen war es zuzuschreiben, daß der „Friedensfürst“ der Rache des empörten Volkes entging. Die Stimmung der Massen, die zunächst in den französischen Truppen die Befreier vom Joche des verhaßten Tyrannen erblickt hatten, schlug rasch gegen die Franzosen um und führte am 2. Mai zu einem Zusammenstoß mit der französischen Besatzung in Madrid, in dessen Verlauf eine Anzahl französischer Insassen eines Lazarets von Pöbelhaufen ermordet wurden.

Inzwischen hatte Napoleon die königliche Familie und Ferdinand nach Bayonne eingeladen, um dort Verhandlungen über die künftige Gestaltung Spaniens einzuleiten. Die Nachricht vom Aufstand in Madrid kam ihm hiezu sehr gelegen. Karl IV., der nur den einen Wunsch hatte, in Frieden mit dem Kaiser seinen Lebensabend in einem Asyl in Frankreich zu verbringen, erwies sich als ein gefügiges Werkzeug Napoleons. Er wiederholte seinen Protest gegen die erzwungene Thronentsagung und nannte seinen Sohn einen Usurpator. Nachdem Karl IV. mit diesem durchsichtigen Manöver dargetan hatte, daß er sich als den „einzigen legitimen Besitzer der spanischen Krone“ betrachte, schloß er mit dem Kaiser einen Vertrag ab, demzufolge er „in Anerkennung seiner Unfähigkeit, die Ruhe Spaniens zu sichern“, die Krone an Napoleon abtrat, der „darüber nach Belieben verfügen“ möge. Jetzt gab Ferdinand VII. das Spiel verloren und

unterzeichnete auch seinerseits einen Vertrag, durch den ihm Napoleon das Schloß Navarra als Eigentum überwies und ihm und den übrigen Infanten Renten aussetzte, wogegen alle ihren Ansprüchen auf den spanischen Thron entsagten.

Am 7. Juni erließ Napoleon ein Dekret, das Joseph Bonaparte zum König von Spanien und Indien proklamierte. Am 15. traten die nach Bayonne berufenen spanischen Deputierten zu einer Junta zusammen, welche diesen Beschluß sanktionierte und dem neuen König ihre Huldigung darbrachte⁴¹. Aber das spanische Volk und die Geistlichkeit lehnten sich gegen den aufgezwungenen Herrscher auf und eröffneten einen wilden und entschlossenen Kampf gegen das französische Regiment. Schon während der Reise Josephs in sein neues Königreich flammte der Aufstand in ganz Spanien auf, und der Marschall Bessières mußte dem König buchstäblich einen Weg durch die aufgewiegelte spanische Bevölkerung bis nach Madrid bahnen. Am 20. Juli kam Joseph dort an, doch verließ er schon nach neun Tagen fluchtartig seine Hauptstadt, nachdem der General Dupont, von den Aufständischen in eine Falle gelockt, mit 17000 Mann bei Bailén kapituliert hatte. Noch vor wenigen Tagen hatte der Kaiser seinem Bruder geschrieben: „Sie müssen es nicht gar so außerordentlich finden, daß Sie Ihr Königreich erobern sollen.“ Aber Joseph, alles andere als eine kühne, soldatische Natur, war von dieser Aussicht wenig erbaut. Schon der erste Mißerfolg benahm ihm den Mut, an eine Behauptung Madrids zu denken. Die französischen Truppen gingen bis zur Ebrolinie zurück und hoben die Belagerung Saragossas auf. Damit war auch der in Portugal stehende Junot abgeschnitten, und als die seit langem erwarteten Engländer

⁴¹ Einige dieser Abgeordneten zogen allerdings kurz darauf ihre Zustimmung zurück mit der Begründung, sie hätten in Bayonne keine Handlungsfreiheit besessen.

unter dem General Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, dort gelandet waren, mußte er trotz heldenmütigen Widerstandes bei Cintra die Waffen strecken.

Damit waren die Absichten Napoleons hinsichtlich der Pyrenäenhalbinsel fürs erste gescheitert. Er selbst aber konnte im Augenblick noch nicht direkt in den Gang der Dinge eingreifen, weil vordringliche Angelegenheiten eine ungeteilte Aufmerksamkeit beanspruchten.

In Preußen und Österreich machten sich mehr und mehr Anzeichen einer Auflehnung gegen die französische Diktatur bemerkbar. Während man aber in Österreich, das nach der Entthronung der spanischen Bourbonen erneut seine eigene Dynastie gefährdet glaubte, eine offene Aufrüstung betrieb, mußte sich in Preußen angesichts der französischen Machthaber die Organisation des nationalen Widerstandes mehr abseits des öffentlichen Lebens vollziehen. Überall entstanden Geheimorganisationen; Verbände wurden gegründet, die, wie der „Tugendbund“ von Königsberg, unter dem Deckmantel nichtssagender Vereinssatzungen patriotische und damit franzosenfeindliche Ziele verfolgten; es mehrten sich, namentlich in Westfalen, Überfälle auf Franzosen und Sabotageakte aller Art. Daneben wurde unter dem Einfluß Steins, Scharnhorsts und Gneisenaus nicht nur an einer Reorganisation der Armee, sondern auch an einer Erneuerung des staatlichen Lebens gearbeitet, wobei man den vaterländisch-freiheitlichen Regungen im Volke ebenso wie gewissen sozialen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen suchte.

Napoleon konnte die Gefahr nicht entgehen, die von dieser Seite seiner im Frieden von Tilsit errungenen beherrschenden Machtstellung auf dem europäischen Kontinent drohte. Sich den Rücken gegen unliebsame Überraschungen aus Mitteleuropa zu decken, war aber für ihn doppelt wichtig in einem

Augenblick, der seinen persönlichen Einsatz in Spanien und die Verpflanzung eines Teils seiner in Deutschland stehenden Kerntruppen nach dem neuen Kriegsschauplatz verlangte. Denn er gab sich darüber keiner Täuschung hin, daß die Lage in Spanien weit verwickelter geworden war, als er es sich hatte träumen lassen, bevor er sich in das gefährliche Abenteuer einließ, und er erkannte, daß er selbst an der Spitze einer bewährten Armee den Aufstand in Spanien niederschlagen, die Engländer aus Portugal vertreiben und damit die Pyrenäenhalbinsel erneut und endgültig seinem politischen System eingliedern müsse.

Hiezu war es für ihn unerläßlich, sich der Freundschaft des Zaren von neuem zu versichern, die nach wie vor das wirksamste Gegengewicht gegen feindliche Absichten in Deutschland bildete. Solche Erwägungen führten zum Kongreß von Erfurt, der am 27. September 1808 begann. Inmitten eines glänzenden Rahmens von Festlichkeiten und prächtigen Theatervorstellungen „vor einem Parkett von Königen“ fanden hier die Zusammenkünfte der beiden Kaiser statt. Hier war es auch, daß Napoleon mit Wieland zusammentraf und jene denkwürdige Begegnung mit Goethe hatte, die ihm den bekannten Ausruf „Voilà un homme!“ entlockte.

Der gewinnende Teil auf der Konferenz war ohne Zweifel Alexander. Als Preis dafür, daß er mit Napoleon einen neuen geheimen Bündnisvertrag schloß und in Wien und Berlin beruhigend wirkte, im übrigen sich auch damit einverstanden erklärte, daß die Frage der Aufteilung der Türkei zurückgestellt würde, erhielt er von Napoleon die beiden Donaufürstentümer zugesprochen, was die Ausdehnung Rußlands bis zum Balkan bedeutete. Gleichzeitig verpflichtete sich Frankreich, das Herzogtum Warschau zu räumen. Wenn sich auch Alexander während der Vorstellung von Voltaire's „Ödipus“ bei den Worten: „Die Freundschaft eines großen

Mannes ist ein Geschenk der Götter“, theatralisch erhob und angesichts der Höfe halb Europas den Franzosenkaiser umarmte, so war es ihm dennoch mit seinen Freundschaftsbeteuerungen nicht ernst. Er hatte in Erfurt nur seine eigenen Interessen im Auge und wollte nur Zeit gewinnen, um den übermächtigen „Freund“ im gegebenen Augenblick desto sicherer erledigen zu helfen.

Immerhin hatte Napoleon fürs erste freie Hand in Spanien. Hier war die Sache mehr als verfahren, und der Kaiser hatte alle Ursache, mit den dortigen Operationen unzufrieden zu sein. Schon im August, als allerorts eine Rückwärtsbewegung stattgefunden hatte, schrieb er voll Entrüstung an seinen Bruder: „Es scheint, daß die Armee kommandiert wird nicht von Generalen, die den Krieg geführt haben, sondern von Postinspektoren.“ Auch in der Zwischenzeit wurden keinerlei Erfolge erzielt. Als Napoleon am 5. November auf spanischem Boden eintraf, standen ihm einschließlich der schon vorher dort eingesetzten Truppen sechs Korps und die Gardien, insgesamt etwa 190 000 Mann, zur Verfügung, die später noch durch weitere zwei Korps ergänzt wurden.

Gewiß hatte es Napoleon in Spanien mit einer Volkserhebung zu tun, aber mit einer Volksbewegung, deren Rückgrat eine reguläre Armee bildete. Und Jomini hat recht, wenn er behauptet, daß „ohne die Stütze einer regelmäßigen, disziplinierten Armee Volkserhebungen immer leicht unterdrückt werden“ würden. So war es nur folgerichtig, wenn der Kaiser trachtete, zunächst das spanische Heer kampfunfähig zu machen, ehe er daranging, den zahlreichen zivilen Widerstandsnestern, die sich im Guerillakrieg so unheilvoll auswirkten, zu Leibe zu rücken. Sein Plan ging dahin, die weit auseinandergezogene, zahlenmäßig unterlegene spanische Armee in ihrem Zentrum zu durchbrechen und die Flügel nacheinander aufzurollen. Am 10. November wurden nach einem

erfolgreichen Vorstoß auf Burgos der linke, von Blake befehligte Flügel der Spanier bei Espinosa geschlagen. Der rechte Flügel unter Castaños und Palafox wurde am 23. bei Tudela gleichzeitig von Lannes frontal und von Ney im Rücken angegriffen und wenn auch — durch einen Fehler des letzteren — nicht vernichtet, so doch in zwei Teile gespalten. Castaños gelang der Abzug in südlicher Richtung, während Palafox auf Saragossa zurückging. Inzwischen hatte Napoleon die Einschließung Saragossas durch Moncey befohlen und sich selbst gegen Madrid gewandt, vor dessen Toren er nach heftigen und verlustreichen Kämpfen um die Sierra de Guadarrama an der Paßhöhe von Somo-Sierra am 1. Dezember ankam. Nach wenigen Tagen befand sich die Hauptstadt im Besitze des Kaisers, der seinen Bruder wieder in seine Rechte einsetzte, nachdem er einerseits durch eine brutale Niederwerfung der Anarchie, andererseits durch Abschaffung der Inquisition und der Feudalrechte, Aufhebung der Provinzialzollschranken und Verminderung der Klöster, wofür er den in den Stand der Weltgeistlichkeit übertretenden Mönchen Staatspensionen zusicherte, die Bevölkerung zur Leistung des Treueides gewonnen hatte. In einer Rede vom 9. Dezember vor zahlreichen spanischen Notablen und Deputierten, in der er die Lage umriß, sagte er unter anderem: „Ich habe auch jeden wissen lassen, was er zu fürchten und was er zu hoffen hat. Ich werde die englischen Heere aus der Halbinsel vertreiben; Saragossa, Valencia, Sevilla werden, entweder durch Überredung oder durch Waffengewalt, unterworfen werden. Kein Hindernis ist mehr imstande, die Vollziehung meines Willens fürder zu verschieben. Außer dem Bereiche meiner Macht aber liegt es, die Spanier zu einer Nation unter der Regierung des Königs zu konstituieren, wenn sie fortfahren, in ihrem Herzen die Zwietracht und den Haß gegen Frankreich zu nähren, deren Samen die

Anhänger der Engländer und die Feinde des Festlandes in Spanien ausgestreut haben.“ Noch deutlicher hatte er sich zwei Tage vorher in einer Proklamation ausgedrückt, in der es unter Bezugnahme auf die Regierung seines Bruders heißt: „Es hängt nur von euch ab, daß diese Konstitution fortan euer Gesetz sei. Sind aber alle meine Bemühungen vergebens und rechtfertigt ihr nicht mein Vertrauen, dann bleibt mir nur übrig, euch auch fortan als eroberte Provinz zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu verschaffen. Dann werde ich selbst die Krone von Spanien auf mein Haupt setzen und die Böswilligen Respekt vor ihr lehren, denn Gott hat mir hinreichend Kraft und Willen verliehen, um alle Hindernisse zu besiegen.“

Es blieb ihm noch die Aufgabe, das englische Landungskorps zurückzuschlagen, das, jetzt unter General Moore stehend, sich inzwischen bei Salamanca gesammelt hatte und am 11. Dezember in Richtung auf Valladolid aufgebrochen war. Er schickte ihm den Marschall Soult entgegen und folgte selbst nach, aber Moore, der rechtzeitig Kenntnis von der drohenden Gefahr erhielt, konnte in nördlicher Richtung ausweichen, und es gelang ihm, nach mehreren Kämpfen mit dem ihn hart bedrängenden Soult seine Truppen am 16. Januar 1809 bei Coruña einzuschiffen.

„Von der zwiefachen Absicht, die Napoleon mit dem Feldzug in Spanien verfolgt hatte“, sagt Fournier, „war nur eine erreicht: er hatte mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Bailén besiegt und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wiederhergestellt. Die zweite aber war nicht erfüllt: Spaniens Widerstand war nicht gebrochen. Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen. Noch konnten sich im Süden die Trümmer der besiegten Heere sammeln und zu neuen Kämpfen stärken, die Eng-

länder mit ihrer Flotte in Portugal oder anderwärts an Land gehen. Es hätte — urteilt der große Kriegskritiker Jomini — eines systematischen Feldzuges von der Dauer zweier Jahre bedurft und der Ausgabe von 300 bis 400 Millionen, die man zur Ernährung der Armee benötigte, um die Unterjochung durchzusetzen. Aber wir wissen, wie gedrängt Napoleon in der Zeit war, auf welch schwankender Basis sein europäisches Übergewicht beruhte. Denn es war eine der Folgen seiner weltumfassenden Politik, daß sie ihm neue Aufgaben zuwies, noch ehe er die alten zu lösen imstande war.“

Am 18. Januar 1809 riefen den Kaiser alarmierende Nachrichten seines Außenministers Champagny nach Paris zurück; Österreich hatte die Zeit, in der Napoleon durch die Verwicklungen in Spanien gefesselt war, nicht nutzlos verstreichen lassen. Die Rüstungen, die dort schon vor dem Erfurter Kongreß im Gange waren, hatte es emsig weiter betrieben und jetzt hielt es die Zeit für gekommen, für die erlittenen Niederlagen Rache an dem Imperator zu nehmen und die alten Verhältnisse wiederherzustellen. Man rechnete hiebei mit der in Rußland mehr und mehr zuungunsten Napoleons umschlagenden Stimmung und mit der nationalen Bewegung in Preußen, die weiter um sich griff, obwohl der König den Freiherrn vom Stein dem Drängen des Kaisers geopfert hatte. Aber sehr bald mußte die österreichische Kriegspartei einsehen, daß sie sich in beiderlei Hinsicht verrechnet hatte. Denn weder Alexander, der zu klug war, schon jetzt seinen Einsatz zu wagen, noch Friedrich Wilhelm III. waren zu gemeinsamem Handeln zu bewegen. Dagegen schien den Österreichern ein mächtiger Bundesgenosse im Lager Napoleons selbst zu erstehen. Zwei der einflußreichsten Männer in Paris, beide ebenso fähig wie skrupellos und bar jeden Treuegefühls, hatten mit feinem Instinkt die Blöße gewittert, welche ihr Gebieter in der gegenwärtigen verwickel-

ten politischen Situation bot. Talleyrand und Fouché, zu jeder Schandtats und zu jedem Verrat bereit, wenn es ihre eigenen Interessen galt, hatten sich in dem Wunsche gefunden, sich das Erbe der Macht Napoleons zu sichern, sobald sich der Stern seines Glückes neigen sollte. Man zählte dabei — offenbar nicht ohne Grund — auf des Kaisers Schwager Murat, dessen Ehrgeiz wegen seiner Ausschaltung in Spanien schwer verletzt war. Schon in Erfurt, und auch da nicht zum ersten Male, hatte Talleyrand seinen Herrn verraten, als er, der eigentliche Inspirator der spanischen Einmischungs-politik des Kaisers, den Zaren gegen ihn aufzuwiegeln versuchte, und seine Intrigen und seine Konspiration mit Metternich waren der Anlaß, der diesen in seiner Denkschrift vom 4. Dezember 1808 die Worte niederlegen ließ: „Wir sind also endlich an einem Zeitpunkt angelangt, wo sich im Innern des französischen Kaiserreiches selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriganten, sondern Männer, die imstande sind, die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenes Interesse und zugleich das der Nachwelt.“

Aber auch diese Hoffnungen Österreichs erwiesen sich als verfrüht. Denn Napoleon wurde von den Umtrieben unterrichtet, das Ungewitter seines Zornes entlud sich über Talleyrand — ohne daß er freilich die allein möglichen Konsequenzen gegenüber dem Verräter gezogen hätte —, und die Gefahr war fürs erste gebannt.

Wieder war es der Erzherzog Karl, der seinen kaiserlichen Bruder vor der optimistischen Einschätzung der Lage durch den Minister Stadion und seine Anhänger warnte. Er wurde nicht gehört. Am 9. April erklärte Österreich den lange beschlossenen Krieg an Napoleon, und zwar richtete sich der Hauptstoß auf Bayern, das man zum Abfall von dem Franzosenkaiser zu bewegen hoffte. Vergebens suchte der Erz-

herzog Karl, der bald nach der Kriegserklärung das östliche Bayern besetzt hielt, schon jetzt eine deutsche Einheitsfront gegen den Erbfeind aufzurichten, indem er proklamierte: „Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet!“ und: „Österreich kämpft nicht allein für seine Selbständigkeit, sondern auch für die Unabhängigkeit Deutschlands. Unsere Sache ist die Deutschlands!“ Die Zeit war noch nicht reif für die große deutsche Erhebung, und der bayrische König, der München verlassen hatte, hielt an seinem Bündnis mit Napoleon fest.

Dieser hatte umsonst versucht, dem ihm gerade jetzt unbequemen Kampfe mit Österreich aus dem Wege zu gehen. „Ich will den Krieg nicht“, erklärte er, „ich habe kein Interesse daran, und ganz Europa ist Zeuge, daß alle meine Anstrengungen und meine ganze Aufmerksamkeit auf das von England gewählte Schlachtfeld, nämlich auf Spanien, gerichtet waren. Österreich, das schon im Jahre 1805 die Engländer gerettet hat, als ich eben den Kanal überschreiten wollte, rettet sie noch einmal, indem es mich in dem Augenblicke aufhält, wo ich dabei war, sie bis nach Coruña zu verfolgen.“ Und unverhohlen ist seine Drohung: „Rüstet es so weit ab, daß ich keine Zweifel mehr über seine zukünftigen Absichten habe, so will ich selbst das Schwert in die Scheide stecken, denn ich habe nur Lust, es in Spanien gegen die Engländer zu ziehen. Andernfalls soll der Entscheidungskampf sofort beginnen, und dann wird England auf dem Festlande keinen Verbündeten mehr haben.“

Nach Beginn der Feindseligkeiten eilte der Kaiser „mit der Geschwindigkeit des Blitzes“, wie er in seinem Armeebefehl vom 17. April sagt, zu seiner im Aufmarsch befindlichen Armee nach Bayern und erkannte sofort bei seinem Eintreffen in Donauwörth die Fehlerhaftigkeit der von seinem Generalstabschef Berthier inzwischen getroffenen Anordnungen.

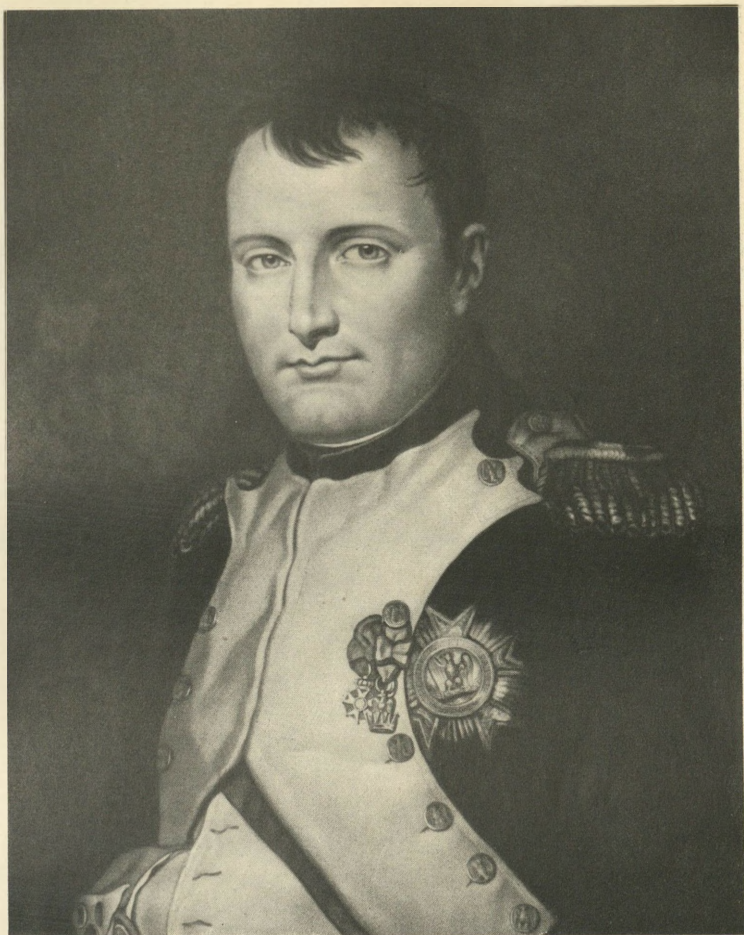
Denn anstatt befehlsgemäß entweder, „wenn die Österreicher vor dem 10. April angreifen“, die Armee hinter dem Lech zwischen Augsburg und Donauwörth aufzustellen oder, falls der Angriff nicht vor dem 15. April erfolgen sollte, sie bei Regensburg zu versammeln, zerriß dieser das französische Heer in zwei Teile, indem er den Marschall Davout bei Regensburg, Masséna dagegen um Augsburg aufmarschieren ließ. Indem er, zwischen den beiden für ganz klar bezeichnete Umstände bestimmten Befehlen hin und her schwankend, dauernd sich widersprechende Anordnungen getroffen hatte, steigerte er die Verwirrung und brachte die beiden Heeres- teile in Gefahr, von dem bei Landshut vereinigten Gegner einzeln aufgerieben zu werden. Blitzschnell traf Napoleon seine Gegenmaßnahmen. Indem er Davout auf dem rechten Donau-Ufer gegen Ingolstadt zurückgehen und gleichzeitig seinen rechten Flügel mit außerordentlicher Schnelligkeit gegen die Isar vorrücken ließ, gelang ihm die Vereinigung seiner Armee. Hatte das Zaudern des Erzherzogs, der die schweren Fehler Berthiers nicht zu benutzen verstand, die Franzosen aus einer mehr als gefährlichen Lage gerettet, so wurden sie jetzt dank der zielbewußten, mit unerhörter Schnelligkeit durchgeführten Maßnahmen ihres Kaisers sehr schnell Herr der Situation. Nach mehreren siegreichen Gefechten, bei Thann am 19., bei Abensberg am 20. und bei Landshut am 21. April, konnte Napoleon am 22. bei Eggmühl einen entscheidenden Sieg über die Österreicher davontragen. Diese Niederlagen und am 23. der Verlust des bereits eroberten Regensburg zwangen den Erzherzog, über die Donau zurückzuweichen, um durch einen Gewaltmarsch durch Böhmen Wien zu gewinnen.

Die Operationen Napoleons im April 1809 sind deshalb kriegsgeschichtlich von so besonderer Bedeutung, weil hier verhängnisvolle, zu Beginn eines Feldzuges getroffene Maßnahmen im

letzten Augenblick durch das Eingreifen eines genialen Feldherrn so korrigiert wurden, daß ein glänzender Sieg an Stelle einer zu erwartenden und verdienten Niederlage trat⁴². Und der Kaiser selbst war sich des Wertes seiner damaligen Erfolge bewußt, als er auf St. Helena zu O'Meara äußerte: „Die größten militärischen Manöver, welche ich jemals gemacht habe und für welche ich mich am höchsten schätze, haben bei Eggmühl stattgefunden und waren denen von Marengo und anderen Aktionen, welche diesen vorhergingen oder folgten, unendlich überlegen.“ Selbst Fournier, der oftmals eine harte Kritik an Napoleon übt, muß zugeben: „Wenn man bedenkt, daß er kaum eine Woche zuvor die größte Verwirrung und eine zerrissene Armee einem konzentrierten Feinde gegenüber vorgefunden und binnen weniger Tage diese Armee zu vereinigen, die des Gegners zu trennen und dann getrennt zu besiegen verstanden hat, wer möchte ihm da den Preis versagen?“

Während dieser Ereignisse waren auch anderwärts heftige Kämpfe entbrannt, die indes die in Bayern gefallene Entscheidung nicht zu beeinflussen vermochten. Zugleich mit dem Vormarsch des Erzherzogs Karl über den Inn waren Angriffe der Erzherzöge Ferdinand und Johann gegen Warschau und Tirol erfolgt. Ferdinand konnte am 20. April in Warschau einziehen, und Johann drang, unterstützt durch

⁴² Siehe auch Yorck von Wartenburg: „Besonders interessant ist uns die Feldzugseröffnung von 1809 auch noch deshalb, weil hier das seltene Schauspiel schlecht eingeleiteter und dann rasch verbesserter und zu glücklichem Ende durchgeführter Operationen zu erblicken ist. Selten ist dieses Schauspiel in der Kriegsgeschichte, denn nur ein sehr tüchtiger Feldherr vermag dieses zu leisten, steht aber ein solcher an der Spitze einer Armee, so werden eben die Operationen auch nicht schlecht eingeleitet werden, und wir können die schwerwiegende Beobachtung des gewaltigen Wertes, den in der Kriegführung das Eingreifen einer einzigen Persönlichkeit hat, nur bei plötzlichem und noch rechtzeitigem Wechsel des Feldherrn anstellen.“



David: Napoleon



Vernet: Napoleon in der Schlacht von Wagram

einen Aufstand der Tiroler Bauern, gegen Italien vor. Die im Frieden von Preßburg (1805) erfolgte Abtretung Tirols an Bayern hatte im Herzen der österreichtreuen Bewohner einen Stachel hinterlassen. Ungeschickte Verwaltungsmaßnahmen, die gerade damals von der bayrischen Regierung durchgeführt wurden, trugen wesentlich dazu bei, die heimliche Empörung zu offenem Aufruhr aufflammen zu lassen. Die schwachen bayrischen Besatzungen in Tirol waren wiederholt von den Aufständischen geschlagen worden, und Erzherzog Johann hatte gegen den Vizekönig von Italien bei Pordenone Erfolge errungen. Aber Napoleons Siege bei Eggmühl und Regensburg wirkten sich auch auf den anderen Kriegsschauplätzen zum Vorteil der Franzosen aus. Erzherzog Ferdinand mußte Warschau räumen, und Johann wurde zum Rückzug über den Piave gezwungen und schließlich durch Kärnten und Steiermark nach Ungarn gedrängt. Auch die Bayern setzten sich in erbitterten Kämpfen mit den Tiroler Bauern, die von dem Sandwirt Andreas Hofer und von Speckbacher immer von neuem zum Freiheitskampf um die Heimat aufgerufen wurden, wieder in den Besitz Tirols.

Man hat geglaubt, dem Kaiser einen Vorwurf daraus machen zu müssen, daß er seinen Sieg bei Eggmühl nicht genügend ausgenutzt und die Österreicher, ohne sie zu verfolgen, auf das linke Donau-Ufer habe entkommen lassen⁴³. Aber wenn-

⁴³ Yorck von Wartenburg sagt im Hinblick auf den Entschluß des Kaisers, wegen der Übermüdung seiner Truppen auf eine Verfolgung des Erzherzogs Karl zu verzichten: „Freilich sind Truppen, welche 3 $\frac{1}{2}$ und 4 Meilen von 3 Uhr morgens bis 1 Uhr nachmittags zurücklegten und dann noch unter starkem Gefecht bis gegen 8 Uhr abends eine weitere Meile vordrangen, schwer ermüdet und ihre Verbände ernstlich gelockert; doch aber muß der Entschluß des Kaisers überraschen . . . Das Anhalten bei Alteglofsheim ist eine fremde Erscheinung in der napoleonischen Strategie, einer der seltenen Augenblicke, wo gerade in Sieg und Verfolgung der Kaiser uns nicht Vorbild ist.“

gleich er selbst auf St. Helena erklärt hat: „Wenn ich verfolgt hätte wie die Preußen bei Waterloo, so wäre die feindliche Armee in die Donau gedrückt worden und in höchste Verlegenheit geraten“, so war es dennoch in jenem Augenblicke für ihn von weit größerer Bedeutung, auf dem schnellsten und sichersten Wege — nämlich auf dem rechten Donau-Ufer —, und ohne seine Kräfte zu verzetteln, Wien zu gewinnen, als das Wagnis einer Schlacht in dem unwegsamen Gelände des Bayrischen und des Böhmer Waldes einzugehen, auch wenn diese unter Umständen die Vernichtung des Gegners herbeiführen konnte. Mit der von ihm getroffenen Entscheidung sicherte er sich zugleich die Möglichkeit, auch jetzt noch in Tirol einzugreifen, dem Heere des Erzherzogs Johann entgegenzutreten oder sich mit seiner eigenen italienischen Armee zu vereinigen.

Napoleon hatte nicht zuviel gesagt, als er in Regensburg seinen Truppen in einer Proklamation versprach: „Ehe ein Monat um ist, werden wir in Wien sein.“ In den letzten Apriltagen überschritt er den Inn und erklärte Passau zum Hauptdepot der Armee. Nur in Ebelsberg fand er noch Widerstand. Hier hatte sich General Hiller mit den Trümmern seines Korps den vorrückenden Franzosen entgegengeworfen, um die Traun-Linie zu halten. Er brachte dem Feind schwere Verluste bei, mußte aber, von allen Seiten angegriffen, weichen und überschritt mit einem Teil seiner Truppen die Donau, um sich mit dem Heere des Erzherzogs Karl zu vereinigen, während der andere zur Verstärkung der Besatzung Wiens abmarschierte.

Nach kurzem Aufenthalt im Kloster Melk erschien Napoleon am 10. April vor der Hauptstadt. Da der Erzherzog Maximilian der Aufforderung zur Übergabe nicht nachkam, ließ der Kaiser die Stadt mit Haubitzen beschießen und am 12. morgens Masséna vom Prater aus gegen die Leopoldstadt

vorrücken. Jetzt räumten die Österreicher Wien und brachen die Taborbrücken ab. Nachdem sich am 13. die als Besatzung in der Innenstadt zurückgelassenen 600 Mann ergeben hatten, war der Kaiser Herr der Hauptstadt.

Wiederum wie 1805 hatte er das Schloß Schönbrunn zu seinem Hoflager gewählt. Seine vordringlichste Aufgabe war es jetzt, über die Donau zu gehen und an deren linkem Ufer festen Fuß zu fassen, ehe der inzwischen von Böhmen aus vorrückende Erzherzog Karl, dessen Vereinigung mit Hiller unmittelbar bevorstand, seine Kräfte dort zur vollen Entwicklung kommen lassen konnte. Am 16. Mai versuchte Napoleon bei Nußdorf den Donauübergang zu erzwingen. Da die Versuche Lannes', hier eine Brücke zu schlagen, an Angriffen überlegener Kräfte scheiterten, wählte der Kaiser die unterhalb der Stadt liegende Insel Lobau für den Übergang, die vom rechten Ufer durch den 900 m breiten Hauptarm der Donau, vom linken durch einen 100 m breiten Nebenarm getrennt ist. Die Österreicher hatten eine Stellung zwischen Stammersdorf und Deutsch-Wagram bezogen und ihre Vorposten zwischen Aspern und Enzersdorf aufgestellt. Der Erzherzog war entschlossen, den Gegner über den Strom gehen zu lassen und ihn dann anzugreifen.

Am 18. und 19. setzte die Division Molitor auf die Insel Lobau mit Kähnen über. Der Kaiser traf am 19. bei Kaiser-Ebersdorf ein und trieb seine Leute zur eiligen Fertigstellung der vom General Bertrand konstruierten Brücken an. Sie konnten auch in kürzester Zeit geschlagen werden, aber das Hochwasser der Donau und mit Steinen beladene Kähne, welche die Österreicher antreiben ließen, machten ununterbrochen schwierige Ausbesserungsarbeiten notwendig. Inzwischen hatten die vordersten Divisionen von der Insel aus auch den linken Donau-Arm überquert und Aspern und Ebling von den österreichischen Vorposten gesäubert.

Am 21. nachmittags, als Napoleon infolge der dauernden Brückenbeschädigungen erst drei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen übergesetzt hatte, brach der Erzherzog Karl mit überlegenen Kräften in fünf Kolonnen gegen ihn vor. Den ganzen Nachmittag über wurde erbittert um den Besitz von Aspern und Eßling gekämpft. Nach einem mißlungenen Reiterangriff auf das österreichische Zentrum mußten die Franzosen am Abend Aspern räumen, doch konnten sie im übrigen ihre Stellung behaupten.

Nachdem der Kaiser während der Nacht bedeutende Verstärkungen über den Fluß geführt hatte, entbrannte beim Morgengrauen des 22. erneut der Kampf um Aspern, das den Franzosen in die Hände fiel. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens versuchte Napoleon, der stündlich auf das Eintreffen des Korps Davout wartete, erneut das feindliche Zentrum zu durchbrechen. Der Marschall Lannes warf sich mit drei Infanteriedivisionen und zahlreicher Kavallerie mit solchem Ungestüm gegen die österreichischen Linien, daß diese durchbrochen wurden, und der Erzherzog nur durch persönlichen Einsatz, und indem er alle verfügbaren Reserven in die entstandene Lücke warf, die drohende Katastrophe abwenden konnte⁴⁴.

Noch durfte Napoleon hoffen, mit den erwarteten Verstärkungen das Schicksal des Tages für sich zu entscheiden. Da kam die Meldung, daß frühmorgens abermals die große Brücke nach der Lobau eingestürzt war, und der ersehnte Davout daher nicht mehr in den Kampf eingreifen könne.

⁴⁴ „Diesem ungestümen Angriff neuer Truppen konnten die Österreicher, die schon durch die Kämpfe des vorigen Tages erschöpft waren, nicht lange widerstehen; die österreichische Linie wurde durchbrochen; schon hatte französische leichte Reiterei Breitenlee erreicht, da ergriff der Erzherzog die Fahne des Regiments Zach, führte dieses Regiment den Franzosen entgegen, hielt die Flüchtigen auf, zog die Grenadiere herbei und trieb die Franzosen in ihre Aufstellungslinie zurück.“ (Höfler, Der Feldzug vom Jahre 1809.)

Unter diesen Umständen war die Fortsetzung des Angriffes zwecklos, und der Kaiser befahl den Rückzug auf der Linie Aspern-Eßling, worauf die Österreicher ihrerseits auf der ganzen Front die Offensive ergriffen. Aber während sie zu wiederholten Malen Herren von Aspern waren, gelang es ihnen nie, in den restlosen Besitz von Eßling zu kommen, und dies ist wohl der Grund dafür, daß die Schlacht von den Franzosen die von Eßling, von den Österreichern die von Aspern genannt worden ist.

In der für ihn außerordentlich kritischen Lage faßte der Kaiser gleichwohl den kühnen Entschluß, nicht auf das rechte Donauufer zurückzuweichen, sondern die Insel Lobau unter allen Umständen zu halten. Bevor er aber die Anordnungen zur Zurückführung seiner Truppen nach der Insel traf, lief eine Nachricht bei ihm ein, die ihn gleicherweise als Feldherrn und Kaiser wie rein menschlich erschütterte: es war die Nachricht von der schweren Verwundung eines seiner wenigen persönlichen Freunde und eines seiner kühnsten und fähigsten Generale, des Herzogs von Montebello, Marschalls Lannes, der vierzehn Tage später seinen Verletzungen erlag. Was auch Napoleon in seinem Bulletin und später über den Ausgang der Schlacht behaupten mochte, eines steht fest: daß er bei Aspern eine Niederlage erlitten hat. Im übrigen war die Schlacht bei Aspern eine der blutigsten und seitens der Franzosen die verlustreichste Schlacht der neueren Kriegsgeschichte⁴⁵. Überschätzen darf man indessen die Be-

⁴⁵ Nach Otto Berndt, „Die Zahl im Kriege“, betrugen die Verluste der Franzosen in der Schlacht bei Aspern an Toten und Verwundeten 46,8%, die der Österreicher 30% ihrer Gesamtstärke. Höfler gibt die Verluste während des 36stündigen Kampfes wie folgt an:

Franzosen:	7300 Tote	Österreicher:	4286 Tote
	34773 Verwundete		16314 Verwundete
	2300 Gefangene und		2740 Gefangene und
	Vermißte		Vermißte
	44373		23340

deutung dieser Niederlage nicht. Denn die Kraft Napoleons war durch sie keineswegs gebrochen, und das um so weniger, als er eine der Hauptursachen seines Mißerfolges in der Störung seiner rückwärtigen Verbindungen durch den wiederholten Einsturz seiner Brücken, also in einer Einwirkung höherer Gewalt, sah. Erzherzog Karl nützte seinen Sieg nicht aus. Abgesehen von einem einmaligen, erfolglosen Versuch, die Insel Lobau anzugreifen, beschränkte er sich darauf, in seiner Stellung am Nordufer der Donau die weiteren Ereignisse abzuwarten. Er glaubte selbst wenig, daß ihm ein nochmaliger militärischer Erfolg gegen Napoleon beschieden sein könnte, und hielt den Augenblick für gekommen, sich unter dem Eindruck seines Sieges um einen vorteilhaften Frieden zu bemühen. „Diese Schlacht hat Napoleon milde gestimmt“, schrieb er am Tage nach der Schlacht an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „profitieren wir doch von diesem Glück, das sich schwerlich noch einmal bietet . . . Seit der Bataille von Regensburg und besonders der von Aspern predige ich immer Frieden, Frieden, Frieden! Lieber etwas opfern, als alles verlieren!“ Die österreichische Regierung aber wollte, wie schon so oft, nicht auf seinen Rat hören. Offenbar täuschte sie sich über die Gesamtlage und überschätzte vor allem auch die Anzeichen einer nationalen Erhebung, die sich allerorts in Deutschland bemerkbar machten. Denn nicht nur daß die bayrischen Truppen, von den aufständischen Bauern mehrfach geschlagen, nach dem Verlust der Schlacht am Berge Isel bei Innsbruck (29. Mai), ganz Tirol räumen mußten, nicht nur daß die Tiroler wiederholt in bayrisches und in württembergisches Gebiet einbrachen, auch im Norden Deutschlands begann es in zunehmendem Maße zu gären. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Carl von Nostitz hatten Freikorps aufgestellt, mit denen sie nach Franken und Sachsen

vorstießen; der Major Schill hatte, ein einzigartiger Fall in der Geschichte der preußischen Armee, mit seinem Husarenregiment auf eigene Faust Krieg gegen die Franzosen geführt, bis er am 31. Mai bei den Kämpfen in Stralsund den Heldentod starb⁴⁶; in Westfalen, in Württemberg war es zu offenem Aufruhr gekommen, und Scharnhorst und Gneisenau hatten ihren König beschworen, einen Entschluß zu fassen, „den die Notwendigkeit und Sicherheit und die Ehre der Krone gleich laut fordern“. Aber ehe der schwankende Monarch sich zu einem kühnen Schritt aufraffen konnte,

⁴⁶ Am 5. Mai ließ Schill im westfälischen Gebiet folgende Proklamation verlesen:

„An die Deutschen!

Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter der ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermessliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt euch, folgt meinem Wink, und wir sind, was wir ehemals waren. Zieheth die Sturmlocken! Dies schreckliche Zeichen des Brandes fache in euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an und sei für eure Unterdrücker das Zeichen des Unterganges. Alles greife zu den Waffen! Sensen und Piken mögen einstweilen die Stelle der Gewehre vertreten; bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführt wird auch die feindliche Sense zur tödlichen Waffe. Jeder greife zu den Waffen und nehme teil an dem Ruhme der Befreier des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt. Ein edles deutsches Mädchen reiche nie einem solchen Verräter die Hand. Fasset Mut! Gott ist mit uns und der gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erfliehen. Siegreich rücken Österreichs Heere vor, trotz der großprahlerischen Versicherung Frankreichs; die Tiroler haben schon rühmlich die Fesseln gebrochen, die braven Hessen haben sich gesammelt! An der Spitze geprüfter und im Kampf geübter Krieger eile ich zu euch, bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wird wiederhergestellt sein!

Schill.“

hatten die Ereignisse bei Wien die Sachlage mit einem Schlage geändert.

Napoleon zog nach der Schlacht bei Aspern alles, was er an Truppen im weiten Halbkreis stehen hatte, an sich: die italienische Armee unter dem Prinzen Eugen hatte schon Ende Mai den Semmering überschritten; sie wurde allerdings noch einmal gegen den Erzherzog Johann vorgeschickt und kehrte erst zurück nach Wien, nachdem sie am 14. Juni bei Raab über ihn einen Sieg erfochten hatte; Marmont kam mit 10000 Mann aus Dalmatien; die Divisionen Bernadotte und Vandamme rückten aus Linz, und der größte Teil des Korps Davout aus Preßburg ab; die bayrische Division Wrede hatte gleichfalls Befehl erhalten, gegen Wien zu marschieren.

So hatte der Kaiser anfangs Juli nicht nur seine Verluste von Aspern wieder ausgeglichen, sondern er verfügte gegenüber der 130000 Mann starken, auf dem Marchfelde stehenden Armee des Erzherzogs Karl über ein Heer von etwa 170000 Mann, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß sich, abgesehen von der Garde, seine besten und kriegserprobtesten Truppen zu diesem Zeitpunkte in Spanien befanden. Napoleon hatte im übrigen die von Masséna besetzte Lobau stark befestigt und den erforderlichen Brückenschlag vorbereitet.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli erließ der Kaiser seine Befehle für den Donau-Übergang, der sich dann, nachdem Oudinot gegen den Hanselgrund und von da gegen Groß-Enzersdorf vorgestoßen war, in der Nacht zum 5. programmäßig und ohne nennenswerte Störung vollzog. Als am Vormittag des 5. der französische Angriff von Groß-Enzersdorf aus fächerförmig vorgetragen wurde, erstreckte sich die Stellung der Österreicher vom Bisamberge über Deutsch-Wagram, hinter dem Rußbach entlang bis Markgrafneusiedl. Die weiter südlich stehenden Abteilungen zogen sich unter dem

Druck der vorgehenden Divisionen auf diese Linie zurück. Sobald Napoleon Klarheit darüber erlangt hatte, daß die Vereinigung des aus Ungarn anrückenden Erzherzogs Johann mit der Hauptarmee noch nicht erfolgt war, beschloß er, noch am Abend den Angriff auf Wagram zu eröffnen, um hier die feindliche Front zu durchbrechen. Dieser Angriff, von Eugen, Bernadotte und Oudinot gleichzeitig ausgeführt, wurde indes zurückgeschlagen, und der Kaiser mußte die Fortführung der geplanten Offensive auf den nächsten Tag verschieben.

Als der Angriff in aller Frühe des 6. Juli wiederholt wurde, stieß er jedoch auf eine offensive Gegenbewegung des Erzherzogs, die vom Zentrum und den beiden Flügeln aus umfassend gegen die französische Stellung ausgeführt werden sollte. Allerdings vereitelten Schwierigkeiten in der Befehlsübermittlung die Gleichzeitigkeit des Angriffs der drei österreichischen Heeresgruppen, und während das linke Flügelkorps des Fürsten Rosenberg auftragsgemäß um vier Uhr morgens vorrückte, griff im Zentrum das Grenadierkorps um sechs und der rechte Flügel erst um acht Uhr an. Diese Uneinheitlichkeit der Operationen und die Verspätung des Erzherzogs Johann, der erst nach Beendigung des Kampfes auf dem Schlachtfelde eintraf, waren wesentliche Ursachen für den österreichischen Mißerfolg. Und trotzdem hat es in der Schlacht bei Wagram eine Situation gegeben, in der für die Franzosen die Katastrophe unvermeidlich schien. Denn während Davout, durch starke Reserven unterstützt, den generischen linken Flügel über Markgrafneusiedl zurückwarf, sah sich Napoleons linker Flügel von den Österreichern umgangen, die die ihnen entgegengeworfenen Divisionen zurückschlugen⁴⁷ und unaufhaltsam entlang der Donau vorrückten.

⁴⁷ Darunter befand sich das Korps Bernadottes, das ohne Ordnung zurückflutete und deshalb von Napoleon aufgelöst wurde.

In diesem Augenblick entfaltete sich das ganze Feldherrn-
genie des Kaisers. Er ließ Masséna seine aufgelösten Truppen
nach Aspern zurückführen und die Brücken nach der Insel
Lobau decken; gleichzeitig stützte er die weit zurückgebo-
gene, gänzlich ins Wanken geratene linke Flanke mit allen
irgendwie verfügbaren Truppen. Eine Attacke seiner gesam-
ten Kavallerie zerbrach an dem Ungestüm der vorrückenden
Österreicher, aber als er eine Batterie von insgesamt 100 Ge-
schützen gegen das feindliche Zentrum massierte und zudem
noch das Korps des Generals Macdonald dagegen vorführte,
war die Kraft ihres Angriffs gebrochen. Sie verloren zuerst
die Orte Breitenlee und Aderklaa und, nach einem Vorstoß
Eugens auf Wagram, auch Süßenbrunn, in dem sie sich bis
zum Nachmittag hartnäckig gehalten hatten.

In der Zwischenzeit hatte Napoleon aber keinen Augenblick
die Gegend von Markgrafneusiedl aus den Augen verloren,
wo er die Entscheidung des Tages erwartete. Er täuschte sich
nicht. Oudinot und Davout hatten hier den Gegner weit
hinter den Rußbach zurückgedrängt. Dies war denn auch
der Grund, warum die ganze österreichische Linie ins Wan-
ken geriet, und Erzherzog Karl um zwei Uhr nachmittags
den Befehl zum allgemeinen Rückzug gab, nachdem er ein-
gesehen hatte, daß er das Eintreffen seines Bruders Johann
nicht erwarten konnte und die Schlacht für ihn verloren
war.

Der Rückzug erfolgte mit der Hauptmasse auf der Straße
von Korneuburg nach Znaim, nur ein Korps schlug die Straße
nach Brunn ein.

Thiers sieht die Bedeutung der Schlacht bei Wagram darin,
„daß man einen der größten Ströme Europas im Angesicht
des Feindes mit einer bewundernswerten Präzision, Überein-
stimmung und Sicherheit überschritten hatte; in der Reihe
von Gefechten, die man binnen 24 Stunden auf einer Linie

von drei Meilen mit jener gefährlichen Stellung im Rücken geliefert hatte, und darin, daß man die Position, durch welche der Generalissimus die Franzosen in Schach hielt, genommen, daß man die Armee, welche die österreichische Monarchie verteidigte, besiegt und außer Stand gesetzt hatte, sich im Felde zu behaupten. Vom Gesichtspunkt der Kunst aus betrachtet“, fährt Thiers fort, „hatte Napoleon in dem Donau-Übergang alles übertroffen, was man bis dahin in dieser Beziehung ausgeführt hatte. Auf dem Schlachtfeld hatte er mit seltener Gewandtheit die geschickt aufgesparte Reserve vom Zentrum nach der Linken geführt und die Frage durch eine jener entscheidenden Bewegungen gelöst, die nur großen Feldherrn eigentümlich sind.“ Und derselbe Historiker kommt zu dem Schlusse: „Wenn man an diesen erstaunlichen Ereignissen etwas zu tadeln vermag, so sind es die Folgen, die bereits aus der Politik Napoleons hervorgingen, wie z. B. die außerordentliche Jugend der Truppen, die übermäßige Ausdehnung der Operationen, die Mißgriffe, die aus der Verschmelzung von Nationen des verschiedensten Ursprungs entstanden, und endlich der Anfang von Verworrenheit, die nicht dem Geiste dessen, der kommandierte, sondern der Verschiedenheit und Menge von Elementen zuzuschreiben war, deren er sich bedienen mußte, um seiner unermesslichen Aufgabe zu genügen. Sein Genie war immer außerordentlich und um so außerordentlicher, als er gegen die Natur der Dinge kämpfte; aber schon konnte man sehen, daß, wenn dieser Kampf sich verlängerte, nicht die Natur der Dinge der besiegte Teil sein würde.“

Da die Niederlage von Wagram Österreich zwar geschwächt, aber noch keineswegs zu Boden gezwungen hatte — denn der Erzherzog Karl verfügte noch immer über eine starke, schlagkräftige Armee —, nahm Napoleon die Verfolgung auf und ließ nur die italienische Armee unter Eugen zur Deckung

Wiens zurück. Aber als seine Truppen am 11. Juli wieder Fühlung mit dem Gegner genommen hatten, erreichte den Kaiser ein Abgesandter des Erzherzogs, der um einen Waffenstillstand bat und gleichzeitig die sofortige Einleitung von Friedensverhandlungen zusagte. Gegen den Rat der Mehrzahl seiner Generale, welche die militärische Vernichtung des Gegners anstrebten, entschloß sich Napoleon gleichwohl, das Angebot anzunehmen. In der Nacht vom 11. zum 12. Juli kam der Waffenstillstandsvertrag von Znaim zustande, in dem sich die Österreicher bis zum endgültigen Friedensschluß zur Abtretung von 3775 Quadratmeilen sowie zur Räumung Tirols und Vorarlbergs verpflichteten und den Franzosen das vorläufige Recht der Besetzung eines beträchtlichen Teiles der Donau-Monarchie einräumten⁴⁸. Kaiser Franz entschloß sich zur Annahme der drückenden Bedingungen allerdings nur, um Zeit zu gewinnen, und weil er immer noch auf ein Eingreifen Rußlands und Preußens und damit auf eine Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen, hoffte. Erzherzog Karl sah sich außerstande, den Auffassungen seines kaiserlichen Bruders beizupflichten, und legte daher den Oberbefehl nieder, der an den Fürsten von Liechtenstein überging. Auf das Ersuchen Franz' II. um Einleitung von Friedensunterhandlungen antwortete Napoleon am 22. Juli zustimmend und schloß sein Schreiben mit den Worten: „Wenn

⁴⁸ Da sich die Tiroler der Abtretung ihres Landes an die Franzosen nicht fügen wollten, schritt Napoleon von neuem zur gewaltsamen Eroberung. Mit bayrischen, französischen und italienischen Truppen rückte Marschall Lefèvre in Tirol ein und besetzte am 30. Juli Innsbruck. Andreas Hofer aber gab den Kampf noch immer nicht verloren. Mit Speckbacher und Haspinger entfesselte er von neuem den Sturm. Noch einmal drangen die Tiroler auf der ganzen Linie siegreich vor. Endlich aber mußten sie der Übermacht weichen. Andreas Hofer mußte fliehen und fiel im Januar 1810 durch den Verrat Raffls in die Hände der feindlichen Soldaten. Er wurde in Mantua von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 20. Februar erschossen.

dieser vierte Friedensvertrag, der denen von Campo Formio, Lunéville und Preßburg folgt, endlich der letzte sein wird, wenn die Ruhe auf dem Kontinent auf dauerhafte Weise gegründet und vor den Schmähungen und Intrigen Englands bewahrt werden kann, so werde ich diesen Augenblick für sehr glücklich halten; denn von den vier Kriegen, die Ew. Majestät gegen Frankreich geführt haben, waren die drei letzten überflüssig und sind nur für England nützlich und vorteilhaft gewesen, wie sie denn auch nur von seinen Anhängern angeraten und hervorgerufen worden sind.“ Die am 18. August in Altenburg eingeleiteten und in Schönbrunn fortgesetzten Verhandlungen führten nach langem Hin und Her und vielen fruchtlosen Debatten endlich zum Frieden von Schönbrunn vom 14. Oktober 1809. Als Franz II., dem die Bedingungen zu hart erschienen, mit der Unterzeichnung zu lange zauderte, hatte Napoleon noch einen Trumpf mit der Drohung ausgespielt, er würde nur dann die Monarchie ungeschmälert lassen, wenn Franz zugunsten des Großherzogs von Würzburg auf den Thron verzichten wollte. Österreich verlor Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel an den Rheinbund, große Teile Galiziens an das Großherzogtum Warschau und an Rußland, und Villach, Krain sowie das rechte Save-Ufer bis zur türkischen Grenze an Frankreich. Außerdem verpflichtete es sich, seine Armee bis zum Abschluß eines Seefriedens mit England innerhalb einer Grenze bis zu 150 000 Mann zu belassen, dem System der Kontinentalsperre beizutreten und eine Kriegsentschädigung von 85 Millionen Franken zu bezahlen.

Aber so hart die Bedingungen auch waren, es blieb Österreich keine andere Wahl, als zu unterschreiben. Weder auf Rußland, das sich hinsichtlich Galiziens mit Napoleon geeinigt hatte, noch auf Preußen konnte es zählen, und die Expedition, welche England gegen Antwerpen unternommen

hatte, mußte als gescheitert angesehen werden. Hinzu kam, daß in der österreichischen Armee eine Seuche ausgebrochen war, welche die an sich geschwächten Truppen vollends erschütterte.

Doch auch Napoleon war im Grunde seines Herzens froh, als er den Krieg beendet und den Frieden unter Dach und Fach wußte. Denn wenn er auch als Sieger aus diesem Feldzug hervorgegangen war, so war er doch zugleich diesmal auf einen Widerstand gestoßen, der ihn mit Besorgnis erfüllen mußte. Wie sehr — ganz zu schweigen von den ungewohnten Schwierigkeiten, die ihm die österreichischen Truppen bereitet hatten — die Stimmung der Bevölkerung in Deutschland gegen ihn im Wachsen begriffen war, das zeigte ihm der Aufstand der Tiroler, das zeigten ihm die Ereignisse im Norden mit aller Deutlichkeit. Der Attentatsversuch des Pastorensohns Staps, der wenige Tage vor Unterzeichnung des Friedensvertrages mit einem offenen Messer unter dem Überrock in Schönbrunn ergriffen wurde und seine Mordabsicht offen zugab, mochte das Bild abrunden. Dazu kam, daß die Zuverlässigkeit seiner eigenen Truppen sichtlich abzunehmen begann. Das Korps Bernadottes hatte er auflösen müssen, weil es, ohne Widerstand zu leisten, zurückgegangen war, und, als die Schlacht bei Wagram bereits gewonnen war, hatte das Erscheinen einiger streifender Abteilungen des Erzherzogs Johann genügt, eine Panik im französischen Heere ausbrechen zu lassen⁴⁹. Auch über die un-

⁴⁹ Marmont schreibt hiezu in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Solche panische Schrecken sind ein trauriges Symptom von dem moralischen Zustand einer Armee. Sie sind zuweilen bei der französischen Armee vorgekommen, aber nie fanden sie zu ihrer guten Zeit statt. Die Armee von Austerlitz und die von Jena haben kein Beispiel davon aufzuweisen. Stets sind diese panischen Schrecken der Beweis einer großen Auflockerung der Disziplin, eines Mangels an Vertrauen und einer Verschlechterung der militärischen Tugenden.“

sichere Haltung Preußens und Rußlands konnte sich der Kaiser nicht im unklaren sein, und neue Intrigen Fouchés sowie die Umtriebe des Philadelphénbundes⁵⁰ mahnten ihn zur Rückkehr. Vor allem aber hatten die Kämpfe in Spanien noch immer keine Entscheidung gebracht. Napoleon hoffte, durch Entsendung nun frei werdender Truppen eine solche zu Beginn des kommenden Jahres zu erzwingen.

Als der Kaiser im Januar 1809 Spanien verlassen mußte, versäumte er es, einen Stellvertreter mit allen notwendigen Vollmachten dort zurückzulassen. Dieser schwere Fehler war zweifellos einer falschen Rücksichtnahme gegen seinen Bruder zuzuschreiben. Joseph war nicht der Mann, um der außerordentlichen Lage Herr zu werden; hätte Napoleon aber einem seiner Generale die gesamte militärische und politische Verantwortung über die Pyrenäenhalbinsel anvertraut, so hätte er dem König eine empfindliche Kränkung zugefügt. So mußte der Kaiser selbst die Leitung der Operationen in der Hand behalten, was bei der großen Entfernung den vorhandenen Schwierigkeiten eine neue hinzufügte. Denn es bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß seine in Spanien eingesetzten Marschälle Soult, Victor, Ney, Lefèbre, Bessières, Junot und Mortier häufig auf eigene Faust zu operieren gezwungen waren. Die Engländer hatten ein neues Lan-

⁵⁰ „Die Philadelphén“ nannte sich ein republikanischer Geheimbund, der in der Armee Napoleons Fuß gefaßt hatte und den Sturz des Kaisers mit dem Ziele der Wiederherstellung der Republik anstrebte. Es wurde — erstmals 1815 von dem Romanschriftsteller Charles Nodier — behauptet, der Führer des Bundes sei der Oberst Oudet gewesen, der als Kommandeur des 17. Linieninfanterieregimentes in der Schlacht bei Wagram gefallen ist. Nodier und später Gassicourt erzählen eine phantastische Geschichte über seinen und seiner Offiziere Tod. Sie behaupten, Napoleon habe, um die Verschwörer unschädlich zu machen, sie nach Beendigung der Schlacht von Wagram in eine Falle gelockt und bis auf den letzten Mann niedermachen lassen. Alles spricht dafür, daß diese Erzählung ins Reich der Fabel verwiesen werden muß.

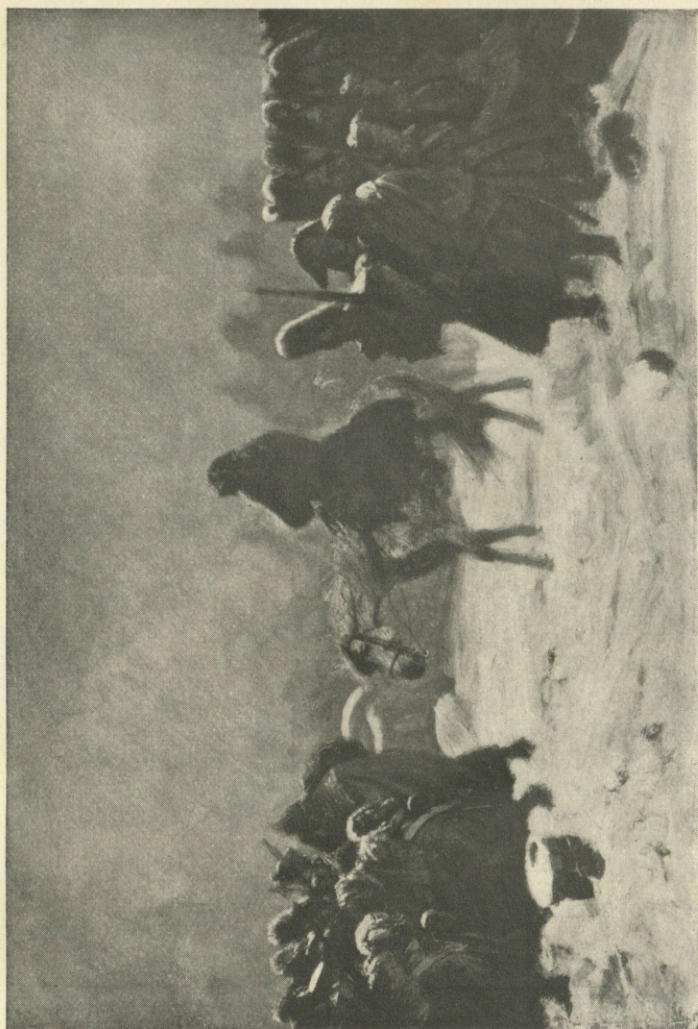
dungskorps nach Portugal entsandt, das jetzt unter dem Befehl des Generals Wellesley, des späteren Herzogs von Wellington, stand, und im ganzen Lande war der Guerillakrieg wieder aufgeflammt. Ende Januar 1809 hatte sich Saragossa nach heldenmütiger Verteidigung den Franzosen ergeben, die auch in einer Reihe von Schlachten und Gefechten die Oberhand behalten hatten. Dagegen hatten die Engländer am 28. Juli bei Talavera das Feld behauptet, ohne freilich einen dauernden Vorteil gewonnen zu haben. So konnte auch das Jahr 1809 in Spanien keine Entscheidung bringen.

Dagegen wurde der Konflikt mit dem Papste, der sich seit langem angebahnt hatte, noch im Laufe dieses Jahres offen ausgetragen und zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß gebracht.

Als sich Pius VII. 1805 herbeigelassen hatte, über die Alpen zu gehen, um persönlich die Krönung des Kaisers vorzunehmen, hatte er sich von diesem Schritt auch eine Stärkung seiner eigenen Machtposition versprochen. Er hoffte, den Kirchenstaat, den die Französische Revolution vorübergehend beseitigt und den Napoleon nach der Schlacht bei Marengo nur in bedeutend kleinerem Umfange wiederhergestellt hatte, wieder in alter Herrlichkeit erstrahlen zu sehen, und verlangte bald nach der Krönung die Rückgabe der seinerzeit verlorenen Gebiete. Napoleon aber, der inzwischen das Königreich Italien gegründet hatte, dachte nicht daran, dieser Forderung zu entsprechen. Der Papst seinerseits versagte unter Bruch des Konkordats den vom Kaiser ernannten Bischöfen die Bestätigung, und als er sich weigerte, mit Frankreich ein Bündnis gegen England einzugehen, und statt dessen fortfuhr, seine Häfen den Engländern offen zu halten, ließ Napoleon im Februar 1808 Rom besetzen und verfügte am 2. April des gleichen Jahres die Einverleibung der Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino in das Kö-



George Maile nach Nicolas-Toussaint Charlet: „Biwak“



Northen: Napoleons Rückzug aus Rußland

nigreich Italien. Da es bei der feindseligen Haltung des Papstes den Engländern jederzeit möglich war, die Verbindung zwischen Oberitalien und Neapel abzuschneiden, sah sich der Kaiser aus politischen und strategischen Erwägungen gezwungen, in zwei Dekreten vom 17. Mai 1809 „die Schenkung Karls des Großen zurückzunehmen“ und auch den Rest der päpstlichen Staaten zu einem Bestandteil des französischen Imperiums zu erklären. Seinen Höhepunkt erreichte der alte Machtkampf zwischen Kaiser und Papst, als Pius VII. am 11. Juni mit einer Bannbulle gegen Napoleon antwortete. Damit allerdings beging er einen „Datumsirrtum von tausend Jahren“, denn der Bannstrahl hatte — wenn man von einer gewissen Stärkung des Widerstandes der Tiroler und der Spanier in ihrem Kampfe gegen Napoleon absieht — keine andere Wirkung als die, daß der Papst festgenommen und bis zum Jahre 1813 in Frankreich gefangen gehalten wurde. Im übrigen gewährte man dem Papste alle erdenklichen persönlichen Freiheiten. Napoleon dachte auch nicht daran, die geistliche Macht zu beschränken, er wollte sie vielmehr erhalten und seiner Politik dienstbar machen. Daher stellte er auch dem Papste wiederholt die Rückkehr nach Rom frei, allerdings unter der Bedingung, daß er die dort eingesetzte weltliche Macht anerkenne, was der Papst jedoch ablehnte. Nachdem es dem Kaiser durch eine Reihe von Konzilen, die er in Frankreich hatte einberufen lassen, nicht gelungen war, den Papst seinen Wünschen gefügig zu machen, erzielte er wenigstens den einen Erfolg, daß der zuständige Metropolit die Einsetzung eines Bischofs in Frankreich oder Italien dann bestätigen konnte, wenn der Papst innerhalb von sechs Monaten die Investitur nicht selbst vorgenommen hätte.

Aber es gab noch ein anderes Problem, das den Kaiser seit langem beschäftigte und das er, Ende Oktober 1809 nach

Paris zurückgekehrt, nunmehr zu lösen entschlossen war. Seit Jahren bedrückte ihn die Kinderlosigkeit seiner Ehe mit Josephine. Das Empire, von seinem Genie aufgerichtet, ruhte auf zwei Augen. Starb er — und das Attentat des Staps hatte ihm die Möglichkeit seines baldigen Endes wiederum deutlich vor Augen geführt —, so gab es keinen, der stark genug gewesen wäre, aus eigener Kraft das ungeheure Gefüge zusammenzuhalten. Und es war kein Nachfolger vorhanden, dem die Magie seines Namens jenen Nimbus verliehen hätte, der nottat, um die Schatten der bourbonischen Tradition in ihre Schlupfwinkel zurückzuscheuchen. Einst hatte er vergebens mit seinem Bruder Louis um den Besitz jenes von ihm so sehr geliebten Knaben gerungen, der dann im zartesten Kindesalter von einer Krankheit hingerafft wurde. Schon damals, nach Tilsit, als er diese Hoffnung auf einen Thronerben schwinden sah, war der Gedanke an eine Scheidung von Josephine in ihm aufgetaucht. Jetzt nahm er greifbare Form an. Zugegeben, daß dabei auch eine entscheidende Rolle die Berechnung spielte, er könne durch eine Heirat mit einer Prinzessin aus altem Fürstengeschlecht der eigenen, nur auf sein Genie begründeten Dynastie in den Augen der übrigen Monarchen einen Anstrich von „Legitimität“ geben, die sie ihm bei aller erzwungenen äußeren Anerkennung innerlich stets abgesprochen hatten; zugegeben auch, daß Kabale und Intrigen an seinem Hofe mit im Spiele waren: es ist dennoch als sicher anzunehmen, daß, als er den folgeschweren Entschluß faßte, nicht der Wunsch, die eigene Position zu stärken, sondern vielmehr die Sorge um die Zukunft des von ihm geschaffenen Reiches den Ausschlag gegeben hat. Am 30. November 1809 eröffnete der Kaiser seiner Gattin seinen unumstößlichen Entschluß, den sie oft schon, besonders in den letzten Tagen, geahnt haben mochte. „Der Kaiser und die Kaiserin“, schreibt Laurent, „hatten miteinander

gespeist, Napoleon düster und mit sich selbst beschäftigt, Josephine traurig und schweigsam. Nach der Tafel wurden alle Anwesenden verabschiedet. „Ich las in der Veränderung seiner Züge“, erzählte Josephine später, „den Kampf, der in seiner Seele vorging, sah aber endlich ein, daß meine Stunde gekommen sei. Er zitterte und mich überlief ein Schauer. Er näherte sich mir, faßte meine Hand, legte sie an sein Herz, sah mich einen Augenblick stumm an und sprach dann diese verhängnisvollen Worte: Josephine, meine gute Josephine, du weißt, ob ich dich geliebt habe! Dir, dir allein habe ich die einzigen Augenblicke Glück verdankt, die ich in dieser Welt genossen habe. Josephine, mein Schicksal ist stärker als mein Wille. Meine teuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs schweigen.“ Josephine wollte nicht mehr hören, sie unterbrach den Kaiser lebhaft mit den Worten: Sprechen Sie nicht weiter, ich war darauf gefaßt, ich verstehe Sie — hier unterbrach sie sich durch Schluchzen, das Wort erstarb auf ihren Lippen, sie fiel in Ohnmacht.“

In einer Familienversammlung, die am 15. Dezember in Gegenwart des Erzkanzlers Cambacé ès stattfand, willigte Josephine, welche nach dem Willen Napoleons Rang und Titel einer Kaiserin beibehielt, in aller Form in die Scheidung ein. Am folgenden Tage wurde die Ehe durch einen Senatsbeschluß als „in beiderseitigem Einvernehmen gelöst“ erklärt, und auch das bischöfliche Offizialat in Paris bescheinigte im Januar 1810 unter einem Vorwande die Nichtigkeit der seinerzeitigen kirchlichen Trauung.

Nach Lage der Dinge konnte für Napoleon als neue Gemahlin nur die jüngere Schwester des Zaren oder die Tochter des Kaisers von Österreich in Frage kommen. Er ließ bei beiden Höfen deswegen sondieren, doch scheint es, als ob er bereits in Schönbrunn zu der Verbindung mit Österreich entschlossen gewesen sei. Kaiser Franz verschloß sich nicht der Ein-

sicht in die Vorteile politischer Art, die ihm eine solche Verbindung bringen konnte, und auch Metternich unterstützte den Plan. Nachdem alle Wege geebnet waren, betrieb Berthier als „Großbotschafter“ offiziell für Napoleon in Wien die Werbung um die Hand der Erzherzogin Marie-Louise, die damals 18 Jahre alt war. Am 11. März fand in der Augustinerkirche in Wien die feierliche Einsegnung statt, wobei Erzherzog Karl den abwesenden Napoleon vertrat. Am 23. März traf der Kaiser in Compiègne mit seiner Gemahlin zusammen und am 1. April wurde in St. Cloud die Ziviltrauung gefeiert. Eine längere Hochzeitsreise durch Nordfrankreich und Belgien schloß sich an. Man erzählt, der Kaiser habe großen Gefallen an seiner Gemahlin gefunden, er habe die ersten drei Monate Tag und Nacht bei ihr verbracht und sich kaum Zeit für die Erledigung der wichtigsten Amtsgeschäfte gegönnt. „Der Kaiser ist ganz von ihr eingenommen“, schrieb Metternich am 16. April 1810 an Kaiser Franz, „und alles beweist mir, daß sie ihn vollkommen zu kennen anfängt. Er hat vielleicht mehr schwache Seiten als viele andere, und wenn die Kaiserin fortfährt, sie so zu benutzen, wie sie die Möglichkeit nun einzusehen anfängt, so kann sie sich und ganz Europa die größten Dienste erweisen. Er ist so bestimmt verliebt in sie, daß er dieses Gefühl gegen niemand verbirgt, und alle seine Gewohnheiten, Lebensweise usw. ganz den ihrigen unterwirft. Täglich überhäuft er sie mit Geschenken . . .“ Auch Marie-Louise, von ihrem Gemahl mit Aufmerksamkeiten aller Art bedacht, fühlte sich bald glücklich an seiner Seite. „Ich versichere Sie, liebster Papa“, schreibt sie ihrem Vater am 22. April, „daß man dem Kaiser viel aufbürdet, was er gar nicht getan hat, denn je näher man ihn kennenlernt, desto mehr lernt man ihn schätzen und lieben . . . Überall, wo ich mit ihm bin, bin ich recht glücklich.“ Und in einem Brief vom 5. Dezember 1810 heißt

es: „Ich kann Ihnen auch wiederholen, wie glücklich und zufrieden ich ständig bin, und ich bin versichert, daß ich es stets sein werde. Sie werden es erst ganz begreifen, wenn Sie den Kaiser persönlich kennen würden, Sie würden dann sehen, wie gut und liebevoll er in seiner Familie ist und was er für ein edeldenkendes Herz hat, und ich bin überzeugt, daß Sie ihn auch lieb gewinnen werden.“ Freilich fiel auch ein dunkler Schatten über das Glück dieser Tage. Bei einem Empfang, den der österreichische Botschafter Schwarzenberg am 1. Juli zu Ehren des Kaiserpaares gab, brach im Ballsaal Feuer aus, das zahlreiche Todesopfer, darunter auch die Gattin des Botschafters, forderte.

Bald sollte der heiße Wunsch Napoleons nach einem Thronerben in Erfüllung gehen. Am 20. März 1811 verkündeten die große Glocke von Notre-Dame und der Donner von 101 Kanonenschüssen das freudige Ereignis, die Geburt des Königs von Rom. Die Entbindung war sehr schwer, und schon hatte der Kaiser in großer Aufregung erklärt, man solle vor allem die Mutter retten, wenn das Kind nicht gut zur Welt gebracht werden könne. Und auch, als er freudestrahlend den Thronerben auf seinen Armen hielt, sagte er: „Das teure Weib, was hat sie gelitten! Um diesen Preis wünsche ich mir keine Kinder mehr“⁵¹!

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Napoleon das Glück der Familie mit der ganzen Inbrunst genossen hat, deren seine glühende Seele fähig war. Insbesondere war die Zärtlichkeit, die er seinem Sohne gegenüber empfand, beinahe grenzenlos. Méneval berichtet, der Kaiser

⁵¹ „Im Übermaß der Freude“, schreibt Méneval, „verkündete der Kaiser selbst dem ganzen Hofe die Geburt seines Sohnes. Noch vollkommen im Banne des schmerzlichen Anblicks der Entbindung sagte er, daß er lieber einer Schlacht beiwohnen, als das noch einmal mit ansehen wolle.“

habe stets, auch wenn er mit dem Lesen wichtiger Berichte oder mit der Unterzeichnung einer Depesche beschäftigt gewesen sei, „bei der jedes Wort abgewogen werden mußte“, seinen Sohn bei sich gehabt; „er hatte ihn auf seinen Knien oder trug ihn gegen seine Brust gedrückt mit sich herum. Mit der bewunderungswürdigen Gabe ausgestattet, seine Aufmerksamkeit vielen Dingen zu gleicher Zeit zu schenken, verstand er es, während er den ernstesten Geschäften oblag, auf die Einfälle eines Kindes einzugehen. Manchmal auch gebot er den großen Gedanken, die seinen Geist beschäftigten, Stillstand und ließ sich an der Seite dieses geliebten Sohnes nieder, um mit ihm wie ein sorgloses Kind zu spielen“⁵².

⁵² Méneval erzählt in diesem Zusammenhang auch folgende nette Geschichte: „Er (der Kaiser) hatte sich aus Mahagoniholz längliche Klötzchen von verschiedener Größe und Farbe machen lassen, deren obere Fläche ausgezackt war. Sie dienten ihm als Bataillone, Regimenter und Divisionen, mit denen er manövrierte. Wollte er z. B. einige neue Truppenkombinationen oder Evolutionen versuchen, so bediente er sich dieser Holzklötzchen, die er, um eine ausgedehntere Fläche zur Verfügung zu haben, auf dem Teppich seines Zimmers aufstellte. Manchmal überraschte ihn sein Sohn gerade dabei, wenn er aufs ernsteste mit der Anordnung dieser Manövrierstücke beschäftigt war, um irgendeine seiner geschickten Bewegungen, die ihm so großen Erfolg in seinen Schlachten sicherten, zu improvisieren. Sein Sohn, der an seiner Seite kniete, von der Farbe und Form der Holzklötzchen, die ihn an sein Spielzeug erinnerten, entzückt, faßte jeden Augenblick danach und zerstörte die Schlachtordnung oft im entscheidenden Augenblick. Aber die Willfährigkeit des Kaisers gegen seinen Sohn war so groß, daß er sich nicht im geringsten durch die seinen Truppenbewegungen zugefügte Unordnung beirren ließ und von neuem die Aufstellung seiner Regimenter begann, ohne sich darüber zu ärgern. Seine Geduld und seine Nachsicht mit diesem Kinde waren unerschöpflich.“ Und die Generalin Durot schreibt in ihren Memoiren: „Der Kaiser nahm den Jungen jedesmal auf den Arm, wenn er ihn sah; er liebte ihn, neckte ihn, trug ihn vor einen Spiegel und schnitt ihm die drolligsten Gesichter. Wenn Napoleon frühstückte, nahm er ihn auf seinen Schoß, tauchte einen Finger in die Soße, ließ den Kleinen daran lecken und schmierte ihm dann das ganze Gesicht damit voll.“

Inzwischen schien des Kaisers Idee von einem paneuropäischen Reich unter seiner Führung sich zu verwirklichen.

Die Entwicklung, die in Schweden in diesem Sinne vor sich ging, sollte freilich für Napoleon nicht halten, was sie zunächst zu versprechen schien. Hier hatte man im Jahre 1809 den regierungsunfähigen Gustav IV. entthront und wollte, um das Haus Wasa auch für die Zukunft bei der Thronfolge auszuschalten, dem kinderlosen Karl XIII. einen Kronprinzen erwählen, der ein Garant für ein gutes Verhältnis zu Frankreich sein sollte. Die Wahl fiel auf den mit Napoleon verschwägerten Marschall Bernadotte, der 1810 nach Schweden ging und später als Karl XIV. den schwedischen Thron bestieg. Trotz begründeter Bedenken stimmte Napoleon der Wahl zu⁵³, und zunächst hatte dieser Schritt auch zur Folge, daß Schweden, das sich dem Kontinentalsystem angeschlossen hatte, im Dezember 1810 an England den Krieg erklärte. Diese politische Haltung hatte allerdings keinen Bestand.

Auch Dänemark, das den brutalen englischen Überfall auf Kopenhagen im Jahre 1807 nicht vergessen hatte, bekannte sich zur Politik der Kontinentalsperre. Nach der Annexion des schweizerischen Kantons Wallis verleibte Napoleon auch weite deutsche Gebiete, so Oldenburg, Lauenburg, einen Teil von Hannover sowie die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, willkürlich und mit der zynischen Begründung,

⁵³ Der Kaiser äußerte sich darüber später: „Bernadotte hing das Schild großer Abhängigkeit aus und kam, um mich um meine Einwilligung zu bitten, indem er mit nur zu sichtbarer Unruhe beteuerte, daß er die Wahl nur, sofern sie mir angenehm wäre, annehmen würde. Ich konnte nur antworten, daß es nicht meine Sache wäre, mich den Wahlen anderer Völker zu widersetzen . . . Ich fügte hinzu, daß ich durch das Wohlwollen, dessen Gegenstand er wäre, nur gewinnen könnte, daß ich zu seiner Wahl nicht beigetragen, daß sie aber meine Einwilligung und meine besten Wünsche hätte. Indessen muß ich gestehen, daß ich einen geheimen Instinkt empfand, der mir die Sache mißfällig und widerwärtig machte.“

diese Maßregel sei „durch die Umstände geboten“, durch ein kaiserliches Dekret vom 10. Dezember 1810 dem französischen Empire ein. Übrigens war die Réunion der deutschen Kanalküste, wie Fournier dartut, ebenso wie das gegen England gerichtete Kontinentalsystem bereits ein Ziel der Direktorialpolitik gewesen.

Ebenso war am 9. Juli 1810 mit Holland verfahren worden, nachdem Napoleons Bruder Louis wenige Tage vorher vom Throne zurückgetreten war. Das Verhältnis des holländischen Königs zu Napoleon war seit langem ein äußerst gespanntes gewesen. Der Kaiser warf seinem Bruder — von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht — vor, daß er mit der Besteigung des holländischen Thrones im Jahre 1806 Holländer geworden sei, anstatt Franzose zu bleiben und die Interessen des Imperators zu vertreten. Louis durchkreuzte tatsächlich dauernd die Politik Napoleons, indem er sich von merkantilen holländischen Rücksichten leiten ließ, die ihn auf den Weg eines Warenaustausches mit England hinwiesen, während der Kaiser mit der Einsetzung seines Bruders gerade die völlige Eingliederung Hollands in sein Kontinentalsystem bezweckt hatte. „Frankreich ist es“, antwortet Napoleon von Schönbrunn aus auf die Beschwerde des Königs über Angriffe im „Moniteur“, „welches Grund hat, sich über den schlechten Geist, der bei Ihnen herrscht, zu beklagen. Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen alle holländischen Häuser namhaft mache, welche die Werkzeuge Englands sind, so kann dies leicht geschehen. Ihre Douanenreglements werden so schlecht gehandhabt, daß der ganze Briefwechsel Englands mit dem Kontinent durch Holland geschieht. Holland ist eine englische Provinz.“

In einem langen Schreiben vom 21. Dezember 1809 setzte sich der Kaiser noch einmal ausführlich mit seinem Bruder auseinander. In scharfen Worten gab er der Enttäuschung

über das Verhalten des Königs Ausdruck. „Die Holländer“, heißt es hier, „die zu Frankreich hinneigten, wurden kaltgestellt und belästigt, diejenigen, die England gedient haben, dagegen vorgezogen. Die Franzosen, vom Offizier bis zum Soldaten herab, sind verfolgt und geächtet worden, und ich mußte zu meinem Schmerze erkennen, daß in Holland, unter einem Fürsten meines Stammes, der französische Name der Schande preisgegeben wurde.“ Ja, der Kaiser geht noch weiter, er wirft dem Bruder offenen Verrat vor, wenn er sagt: „Eure Majestät hat den Augenblick meiner Verlegenheit auf dem Kontinent benutzt, um mit England anzuknüpfen, das Gesetz der Blockade zu verletzen, die doch das einzige Mittel ist, um diese Macht wirksam zu schädigen.“ Er drohte, „Holland mit Frankreich als Ergänzungsterritorium zu vereinigen, weil dies der härteste Schlag wäre, den ich England versetzen könnte“, und stellte folgende Bedingungen: „1. Verbot jedes Handels und jedes Verkehrs mit England; 2. eine Flotte von 14 Linienschiffen, 7 Fregatten und 7 Briggs oder bewaffneten Korvetten; 3. eine Landarmee von 25 000 Mann; 4. Abschaffung der Marschallwürde; 5. Aufhebung aller falschen Privilegien des Adels, die nicht im Einklang mit der Verfassung stehen, die ich gegeben und garantiert habe.“

Als eine fühlbare Änderung nicht eintrat und als vollends ein Versuch des Kaisers, durch Vermittlung Hollands zu einem Frieden mit England zu kommen, gescheitert war, vereinigte Napoleon im März 1810 das gesamte linksrheinische Gebiet Hollands — eine militärische Besetzung des Gebietes zwischen Maas und Schelde war bereits im Januar erfolgt — mit Frankreich. Der Kaiser bezeugte eine unendliche Langmut gegenüber dem Bruder, der nun, als er den Ernst der Lage erkannte, ihn beschwor, alles zu vergessen, und ihm versprach, alle Verpflichtungen getreulich zu erfüllen, nur um seinen brüchig gewordenen Thron zu behalten, und schrieb

ihm am 13. März: „Meine ganze Politik drängt mich zur Vereinigung Hollands mit Frankreich. Da ich aber sehe, daß Ihnen dies so großen Kummer verursacht, so beuge ich zum ersten Male meine Politik vor dem Wunsche, Ihnen einen Gefallen zu erweisen.“ Da sich aber kurze Zeit darauf Napoleon gezwungen sah, die holländischen Küsten mit französischen Soldaten und Zollbeamten zu besetzen, um dem englischen Schleichhandel Einhalt zu gebieten, zog Louis endlich die einzig richtige Folgerung: er entsagte dem Thron. Allerdings tat er es in einer Form, die seinen Bruder mit Recht maßlos erregte, denn er verschwand sang- und klanglos bei Nacht und Nebel. Nun wurde die Einverleibung ganz Hollands in das Empire Tatsache. Festgehalten zu werden verdient dabei die Begründung des Vereinigungsdekretes, das Holland als „Anschwemmungsland französischer Flüsse“ (!) bezeichnet.

Jetzt erstreckte sich in der Tat das französische Imperium vom Ebro bis zur Elbe, denn am 8. Februar 1810 hatte Napoleon durch ein Dekret auch die nördlich vom Ebro gelegenen Provinzen Biscaya, Navarra, Aragón und Katalonien der spanischen Staatsverwaltung entzogen und in französische Militärgouvernements umgewandelt. Das Grand Empire hatte seine größte räumliche Ausdehnung erlangt.

Es ist einleuchtend, daß Napoleon die innere Ordnung in seinem Riesenreiche nur aufrechterhalten konnte, wenn er der demokratischen Rede- und Pressefreiheit gewisse Schranken auferlegte. Daß er sich jedoch jetzt zu strengeren Zensurmaßnahmen entschließen mußte, mag immerhin als ein Symptom wachsender Unzufriedenheit im Innern angesehen werden. Die nun mit kurzen Unterbrechungen schon zwei Jahrzehnte währenden Kriege, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließen; die damit verbundenen dauernden Konstriktionen, die sich auf immer jüngere Jahrgänge er-

streckten; die Einschränkungen, denen der einzelne durch die Kontinentalperre unterworfen war; gegnerische Strömungen mißvergnügter Adeliger, die Wühlarbeit englischer Agenten, endlich die Auseinandersetzung mit der Kurie: all das konnte nicht ohne Einwirkung auf die Gesamtstimmung bleiben. Schon 1808 war man in Paris einer republikanischen Verschwörung eines entlassenen Generals, Malet — der einige Jahre später noch einmal von sich reden machte —, auf die Spur gekommen. Kurz darauf hatte der Kaiser Veranlassung, sich mit Chateaubriand auseinanderzusetzen, der als neues Mitglied des Institut de France, der amtlichen Körperschaft für Wissenschaft und Kunst, dort eine äußerst reaktionäre Rede halten wollte⁵⁴, und 1811 sah er sich gezwungen, einen hohen Beamten des Reichs, den Direktor des Buchhandels, der die Verbreitung eines päpstlichen Pamphlets gefördert hatte, mit folgenden Worten aus dem Staatsrat zu entfernen: „Was hat Ihr Beweggrund dazu sein können? Etwa Ihre religiösen Meinungen? Warum sind Sie aber dann hier? Ich tue dem Gewissen keines Menschen Gewalt an. Habe ich Sie etwa beim Kragen genommen, um Sie zu einem Staatsrat zu ma-

⁵⁴ Bei einer Hofgesellschaft herrschte der Kaiser einen akademischen Würdenträger, der sich mit dieser Rede identifiziert hatte, an: „Sie also, mein Herr, sind es, der eine solche Schmähschrift gutgeheißen wissen wollte! Seit wann erlaubt sich denn das Institut, eine politische Versammlung zu werden? Es möge Verse machen, möge Sprachfehler tadeln, es hüte sich aber, aus dem Reiche der Musen herauszutreten, sonst würde ich es auf dasselbe schon zu beschränken wissen. Wenn Herr von Chateaubriand Wahnsinn oder Bosheit spricht, so gibt es für ihn Narrenhäuser oder Strafen. Übrigens mag es seine Überzeugung sein, und er braucht sie meiner Politik, die er nicht kennt, nicht aufzuopfern wie Sie, der Sie sie so gut kennen. Für ihn mag daher eine Entschuldigung sprechen, aber Sie haben keine, Sie, der Sie in meiner Nähe leben, der Sie wissen, was ich tue und was ich will. Mein Herr, ich erachte Sie als einen Schuldigen, als einen Verbrecher; Sie zielen auf nichts Geringeres ab, als die Unordnung, die Verwirrung, die Anarchie, die Metzeleien wieder herbeizuführen!“

chen? Dies ist eine ausgezeichnete Gunst, um die Sie gebeten haben. Die Pflichten eines Staatsrates gegen mich sind unermesslich; Sie haben sie verletzt; Sie sind es nicht mehr. Entfernen Sie sich und erscheinen Sie nicht wieder hier!“

Auf außenpolitischem Gebiet waren es um diese Zeit drei Faktoren, die dem Kaiser zu ernster Besorgnis Anlaß gaben. Indessen sind die Probleme, die sich um Spanien, England und Rußland gruppieren, so eng miteinander verflochten, daß man wiederum, wie schon des öfteren hervorgehoben worden ist, England als den eigentlichen Gegenspieler Napoleons ansehen kann. Es war daher der unentschieden hin und her wogende Kampf auf der Pyrenäenhalbinsel im Grunde ein englisches Problem, ebenso wie der sich anbahnende russische Konflikt, bei dem die Frage der Kontinental-sperre, jenes Instruments, das Napoleon zur Niederringung der Engländer dienen sollte, eine Hauptrolle spielte.

Wohl herrschte in Spanien noch immer der Guerillakrieg, und er forderte zahlreiche und blutige Opfer unter den französischen Truppen. Von entscheidender Bedeutung aber war es hier, daß es den Franzosen nicht gelang, die Engländer aus Portugal zu vertreiben. Trotz des Sieges bei Ocaña, mit dem die Franzosen am 19. November 1809 Andalusien erobert hatten, und trotz des Vorstoßes Massénas auf Portugal behauptete sich Wellington bei Torres Vedras und verfolgte die Franzosen bis auf spanischen Boden. Auch Marmont, der Masséna im Kommando ablöste, konnte eine nachhaltige Wendung nicht herbeiführen, und am 12. August 1812 zog Wellington in Madrid ein.

Der Kaiser, der Spanien zu Beginn des Jahres 1809 verlassen hatte, war nicht mehr dorthin zurückgekehrt, obwohl seine Anwesenheit an Ort und Stelle die Vorbedingung für einen entscheidenden militärischen Erfolg gewesen wäre. Vielleicht unterschätzte er die Bedeutung des spanischen Kriegsschau-

platzes gegenüber seinen Gesamtoperationen, jedenfalls aber hoffte er, die Engländer mit den Mitteln seiner wirtschaftlichen Kriegsführung niederzuwerfen und damit gleichzeitig auch die spanische Frage zu lösen.

Der Gedanke der Kontinentalsperre war, um es noch einmal zu wiederholen, der einer passiven Blockade. Sie sollte den Kontinent den englischen Produkten verschließen, eine Schwächung des englischen Handels herbeiführen und so die politische Widerstandskraft des britischen Weltreiches brechen. Es kann nun kein Zweifel darüber bestehen, daß es Napoleon bereits gelungen war, durch seine Maßnahmen eine empfindliche englische Handelskrise herbeizuführen. Dieser Erfolg bestärkte den Kaiser nur in der Überzeugung, daß die Kontinentalsperre, kompromißlos durchgeführt, ihn an das ersehnte Ziel bringen würde. Er sah sich daher, um die noch zahlreichen Möglichkeiten einer Durchbrechung seiner Blockadebestimmungen zu verhindern, im Laufe des Jahres 1810 zu verschiedenen neuen Maßnahmen genötigt. Einmal ließ er nunmehr auch die Schiffe der Neutralen einer Untersuchung nach englischen Waren unterwerfen, zum andern ordnete er die Vernichtung aller britischen Erzeugnisse, die in Frankreich oder in den verbündeten Ländern aufgefunden werden konnten, an, wobei er den Eifer der Soldaten und Zöllner, denen die Aufgabe der Fahndung oblag, durch entsprechende Prämien anreizte. Dagegen hob er das Einfuhrverbot für Baumwolle, Zucker und andere Kolonialwaren, da sie sämtlich englischen Ursprungs seien, auf und belegte diese Produkte mit einem Einfuhrzoll von mindestens 50%. Mit dieser Maßregel erreichte er zweierlei: er steuerte dem üppig sprießenden Schleichhandel und füllte gleichzeitig seine Staatskasse.

Da indes die verschärfte Durchführung der Kontinentalsperre auch für den Handel und die Industrie des eigenen Landes

nicht ohne nachtheilige Folgen blieb, entschloß sich der Kaiser zur Einführung von „Lizenzen“. Indem er gegen entsprechende Gebühren bestimmten französischen Firmen die beschränkte Einfuhr gewisser wichtiger Artikel und einen entsprechenden Export gestattete, durchbrach er selbst zugunsten Frankreichs sein eigenes System, und diese Maßnahme konnte nicht dazu beitragen, in den übrigen europäischen Ländern die an sich als drückend genug empfundene Kontinentalsperre populärer zu machen.

Dies trifft vor allem auf jenes Riesenreich zu, dessen uneingeschränkte Mitwirkung bei dem Kontinentalsystem unerläßlich schien, und das durch die kommende Entwicklung in den Mittelpunkt der Ereignisse gerückt wurde: Rußland.

In Erfurt war das in Tilsit abgeschlossene russisch-französische Bündnis besiegelt worden. Der Gewinner war in erster Linie der Zar, der von Napoleon freie Hand im Norden und im Südosten erhalten hatte und der zunächst von Schweden Finnland erbt und dann als Frucht des russisch-türkischen Krieges — allerdings erst am 28. Mai 1812 im Frieden von Bukarest — den Erwerb Bessarabiens für sich buchen konnte. Demgegenüber hatte Napoleon die Anerkennung seiner Landwerbungen seitens Rußlands erreicht. Am bedeutungsvollsten aber war ihm die Zusage Alexanders erschienen, durch den Beitritt zum Kontinentalsystem sein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe gegen England zu werden. Diese Kompromißlösung war auf die Dauer für Rußland kaum erträglich, weil der Warenaustausch mit England einen beträchtlichen Teil des russischen Gesamthandels ausmachte. Hatte Napoleon schon bisher wiederholt Anlaß gehabt, sich über die laxen Handhabung des Kontinentalsystems durch Rußland zu beklagen, so mußte er in Alexanders Dekreten vom 19. und 29. Dezember 1810, welche die ungehinderte Einfuhr englischer Waren auf neutralen Schiffen nach Ruß-

land und das Einfuhrverbot für französische Produkte aussprachen, einen offenen Bruch der Vereinbarungen von Tilsit und Erfurt erblicken.

Der einzige Grund für die Wandlung, welche die Dinge einer Entscheidung und einer Katastrophe entgegentrieb, war dies indessen nicht. Wie meistens bei der Entwicklung kriegerischer Auseinandersetzungen wirkten auch hier eine ganze Reihe von Anlässen zusammen, um den Bruch herbeizuführen. Wenn man von der persönlichen Rivalität absehen will, die den Zaren angesichts der immer größer werdenden Machtstellung seines Verbündeten mit Besorgnis erfüllen mußte, so war es vor allem die polnische Frage, die wie ein Damoklesschwert über der Erhaltung des Friedens zwischen Frankreich und Rußland schwebte. Wir erinnern uns, daß die Wiederaufrichtung Polens in den Jahren 1806 und 1807 in den Gedankengängen Napoleons und bei seinen Beziehungen zur Gräfin Walewska eine Rolle gespielt hatte; die Gründung des Herzogtums Warschau im Jahre 1807 hatte die Hoffnungen der Polen in dieser Richtung genährt. Und als nach der Erweiterung des Herzogtums durch den Frieden von Schönbrunn Alexander wiederholt auf eine eindeutige Erklärung Napoleons im Sinne der Nichtwiederherstellung des alten Königreichs drängte, da blieb es bei vagen, nichts-sagenden Äußerungen.

Die Denkwürdigkeiten Caulaincourts, der als französischer Botschafter am russischen Hofe im Sinne einer französisch-russischen Verständigung tätig war, berichten von verschiedenen Unterredungen, bei denen der Kaiser sogar dem Herzog von Vicenza gegenüber ausweichend antwortete. Bei einer dieser Besprechungen — sie fand am 5. Juni 1811 in St. Cloud statt — sah Caulaincourt „nur zwei Möglichkeiten: Polen wiederherzustellen und es offiziell zu proklamieren, um die Polen für sich zu gewinnen, was einen politischen Vorteil

bedeuten kann — oder das Bündnis mit Rußland zu erhalten, wodurch der Friede mit England herbeigeführt wird und Ihre spanische Angelegenheit beendet würde“. Er riet, den Weg der Erhaltung der russischen Allianz zu wählen, weil dies der Weg der Vernunft und des Friedens sei. „Sie sprechen immer von Frieden“, fuhr Napoleon auf. „Der Friede bedeutet nur etwas, wenn er von Dauer und ehrenvoll ist. Ich will keinen Frieden, der meinen Handel ruiniert. Damit der Friede annehmbar und von Dauer ist, muß England überzeugt sein, daß es keine Verbündeten mehr auf dem Kontinent findet.“ Und als Caulaincourt warnend sagte, es „gehöre ein großer Wagemut dazu, das gleichzeitig mit den Kriegen in Spanien und gegen England zu betreiben“, erwiderte der Kaiser heftig, als fürchte er, durchschaut zu sein: „Ich will keinen Krieg, ich will kein Polen! Aber ich will, daß das Bündnis mir von Nutzen sei, und das ist es nicht mehr, seitdem man die Neutralen zuläßt; das ist es mir nie gewesen, denn die Russen sind in dem österreichischen Kriege kaum marschiert.“

Diese Auslassungen beweisen, daß Napoleon im Frühjahr 1811 bereits zum Kriege entschlossen war.

Alexander war es gleichfalls. Hatte ihn schon die Heirat Napoleons mit Marie-Louise und die damit verbundene Annäherung Frankreichs an Österreich verstimmt — obgleich er in Erfurt, als Napoleon die Frage einer Verheiratung mit des Zaren Schwester im Falle seiner Scheidung von Josephine anschnitt, höflich ausweichend beantwortet hatte —, so brachte ihn die im gleichen Jahre (1810) erfolgte Besitzergreifung Hollands und der deutschen Nordseeküste durch Napoleon in Harnisch, und dies um so mehr, als einer der hievon betroffenen deutschen Fürsten, der Herzog von Oldenburg, vor kurzem sein Schwager geworden war. Er setzte daher nicht nur die bereits im Januar 1810 begonnenen Rüstungen

nach Kräften fort, sondern er stellte auch in Paris überspitzte Forderungen, die Napoleon nicht annehmen konnte⁵⁵.

Mit Beginn des Jahres 1811 begann nunmehr auch Napoleon mit seinen Rüstungen, und im Sommer desselben Jahres

⁵⁵ Unter anderem verlangte er die Räumung Preußens und der preußischen Festungen von den französischen Truppen. Die Zuversicht des Zaren geht übrigens aus Äußerungen hervor, die er Caulaincourt gegenüber machte, als dieser im Februar 1811 Rußland verließ, um seinen Botschafterposten an den Grafen Lauriston abzutreten. Diese Auslassungen sind deshalb bemerkenswert, weil sie eine Beurteilung der Lage verraten, der die Entwicklung der Ereignisse Recht gibt. „Wenn der Kaiser Napoleon mir den Krieg erklärt“, sagte der Zar, „so ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß er uns schlagen wird; aber das wird ihm nicht den Frieden verschaffen. Die Spanier sind oft geschlagen worden, und doch sind sie weder besiegt noch unterworfen. Dabei sind sie nicht so weit von Paris entfernt wie wir. Sie haben weder unser Klima noch unsere Hilfsquellen. Wir werden nicht leichtsinnig alles auf eine Karte setzen. Wir haben Raum und werden uns eine gut organisierte Armee bewahren. Wenn man das hat, so braucht man — das gibt auch der Kaiser Napoleon zu — sich niemals zu unterwerfen. Man kann sogar seinen Besieger zum Frieden zwingen. Der Kaiser hat selbst Tschernischew gegenüber in Wien diese Betrachtung angestellt nach der Schlacht bei Wagram. Er hätte damals nicht Frieden geschlossen, wenn nicht Österreich sich ein Heer bewahrt hätte. Er braucht schnelle Erfolge, so schnell, wie seine Gedanken sind; denn da er oft von seinem Lande entfernt ist, drängt es ihn notwendig einmal, dorthin zurückzukehren. Seine Lehren sind die eines Meisters. Ich werde nicht als erster das Schwert ziehen, aber ich werde es als letzter in die Scheide stecken. Die Spanier liefern den Beweis, daß nur der Mangel an Beharrlichkeit alle jene Staaten hat scheitern lassen, mit denen Ihr Gebieter Krieg geführt hat. Die Bemerkung des Kaisers zu Tschernischew beweist zur Genüge, daß auch die Österreicher im letzten Kriege bei größerer Ausdauer bessere Bedingungen erlangt hätten. Man versteht nicht durchzuhalten. Wenn das Waffenglück gegen mich sein sollte, zöge ich mich lieber bis nach Kamtschatka zurück, als daß ich Provinzen abträte und in meiner Hauptstadt einen Vertrag abschlosse, der nur ein Waffenstillstand wäre. Der Franzose ist tapfer: aber lange Entbehrungen und ein hartes Klima entmutigen ihn. Unser Klima, unser Winter werden für uns kämpfen. Wunder geschehen bei euch nur dort, wo der Kaiser steht. Er kann aber nicht überall sein, er kann nicht jahrelang von Paris fernbleiben.“

setzte er sich als Termin für den Beginn der Feindseligkeiten den Juni 1812. Da er den Krieg diesmal mit einer Armee zu führen entschlossen war, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte, so mußte er in weitgehendem Ausmaße mit dem Einsatz der Truppen von Hilfsvölkern und Verbündeten rechnen. Er hatte sich daher zunächst die erforderlichen Bündnisse zu sichern. Seine verlockenden Angebote wie seine Einschüchterungsversuche bei der Werbung von Bundesgenossen hatten — zwei Fälle, die Türkei und Schweden, ausgenommen — vollen Erfolg. Den Versuchen des Kaisers, die Türkei, die sich seit drei Jahren mit Rußland im Kriege befand, auf seine Seite herüberzuziehen, kam der Zar durch den Abschluß des Friedens von Bukarest zuvor⁵⁶. Daß das Bündnis mit Schweden nicht zustande kam, lag nicht zuletzt an den gespannten persönlichen Beziehungen zwischen Napoleon und Bernadotte. Vielleicht hat der Kaiser, der sich nicht daran gewöhnen konnte, in seinem einstigen Marschall einen gleichberechtigten Fürsten zu sehen, den Stolz Bernadottes verletzt; vielleicht gaben bei diesem, obgleich ihm Napoleon die Rückgewinnung Finnlands versprochen hatte, national-schwedische Erwägungen den Ausschlag; vielleicht auch wirkte beides zusammen: jedenfalls wählte Schweden die russische Allianz, die am 5. April 1812 gegen die Zusage, Schweden zum Erwerb Norwegens zu verhelfen, zustandekam.

Dagegen erklärten sich die Fürsten des Rheinbunds, ohne lange zu überlegen, für Frankreich. Sie konnten, im Falle sie sich weigerten, über ihr Schicksal auch kaum im unklaren sein. „Wenn die Bundesfürsten“, hatte Napoleon im April 1812 an den König von Württemberg geschrieben, „über ihre Neigung zur gemeinsamen Abwehr auch nur den lei-

⁵⁶ Die Haltung der Pforte ist schwer verständlich, da sie im Frieden von Bukarest Bessarabien an Rußland verlor.

sesten Zweifel in mir entstehen lassen, sind sie, ich gestehe es frei, verloren. Denn ich ziehe Feinde unsicheren Freunden vor.“ Was Österreich anbelangt, so befand es sich zu jener Zeit uneingeschränkt im Fahrwasser der französischen Politik. Metternich, der maßgebliche Berater des Kaisers Franz, der ja auch am Zustandekommen der Heirat Napoleons mit Marie-Louise erheblich mitgewirkt hatte, rechnete mit einer baldigen Zerstückelung Preußens und hoffte für Österreich auf den Gewinn Schlesiens. Außerdem hatte ihm Napoleon den Erwerb Illyriens in Aussicht gestellt. Am 14. März 1812 unterzeichnete Schwarzenberg in Paris ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, das auf der Basis des französisch-österreichischen Allianzvertrages vom Jahre 1756 abgeschlossen wurde.

Preußen schwankte zunächst, ja Friedrich Wilhelm raffte sich unter dem Druck der patriotischen Partei sogar dazu auf, Scharnhorst insgeheim nach Petersburg zu entsenden. Die Konvention, die dieser am 17. Oktober 1811 mit Rußland abschloß, bot Preußen allerdings wenig Rückhalt. Die Versprechungen des Zaren, Preußen im Kampfe gegen Napoleon zu unterstützen, waren sehr vager Natur, um so mehr, als Alexander bereits entschlossen war, den Gegner auf eigenem Boden defensiv zu erwarten. Inzwischen hatte Napoleon kategorische Forderungen gestellt, und als endlich auch die Haltung Österreichs feststand, schlug der schwache König die beschwörenden Ratschläge der Patrioten in den Wind. In der Tat befand sich Preußen, dem es an einer starken Führung gebrach, „in der hoffnungslosen Lage, in jeder zu ergreifenden Partei seine nur zu wahrscheinliche Auflösung besorgen zu müssen“, wie sich Metternich seinem Souverän gegenüber gelegentlich eines Vortrages ausdrückte. So kam am 24. Februar 1812 der für Preußen in höchstem Grade drückende und demütigende Bündnisvertrag mit Frankreich

zustande, der u. a. den Franzosen freies Durchmarschrecht durch Preußen einräumte und ein preußisches Hilfskorps von 20000 Mann sowie eine Reihe preußischer Festungen unter französisches Kommando stellte.

Angesichts der vorgeschrittenen Rüstungen und des beiderseitigen Willens, den Konflikt mit den Waffen auszutragen, ist den Schritten, die Napoleon im Frühjahr 1812 in London und in Petersburg unternahm, wohl kaum mehr als diplomatische Bedeutung beizumessen. Maret, Herzog von Bassano, der Champagny als Außenminister ersetzt hatte, schrieb am 17. April 1812 an den Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten in London, Lord Castlereagh — den Brief hatte Napoleon selbst diktiert — u. a.: „Der gegenwärtige Augenblick vereinigt alle Verhältnisse der verschiedenen Zeiten, in denen Se. Majestät die Friedensliebe zeigte, welche er mir heute nochmals auszudrücken befiehlt. Das Elend, welches die Halbinsel und die unermesslichen Länder des spanischen Amerika verheert, muß die Teilnahme aller Nationen erregen und sie mit dem nämlichen Wunsche erfüllen, es beendigt zu sehen. Ich drücke mich auf eine Weise aus, von der Ew. Exzellenz finden wird, daß sie der Aufrichtigkeit des Schrittes entspricht, den ich zu tun beauftragt bin, und nichts wird dessen Größe und Loyalität besser beweisen als die Bestimmtheit der Sprache, die zu führen mir erlaubt ist . . . Die Angelegenheiten der Halbinsel und der beiden Sizilien sind die Streitpunkte, über die man sich am schwersten einigen zu können scheint; ich bin ermächtigt, Ihnen vorzuschlagen, sie auf den folgenden Grundlagen zu ordnen: die Integrität Spaniens würde gewährleistet werden, Frankreich würde auf jede Erweiterung seines Gebietes gegen die Pyrenäen verzichten; die gegenwärtige Dynastie würde für unabhängig erklärt und Spanien von einer nationalen Verfassung der Cortes regiert werden. Die Unabhängigkeit

Portugals würde ebenfalls gewährleistet werden, und das Haus Braganza würde daselbst herrschen. Das Königreich Neapel würde dem König von Neapel verbleiben. Das Königreich Sizilien würde dem gegenwärtigen Haus von Sizilien gewährleistet werden. Infolge dieser Bestimmungen würden Spanien, Portugal und Sizilien von den französischen und englischen Land- und Seestreitkräften geräumt werden. Was die andern Streitpunkte betrifft, so könnte man auf der Grundlage unterhandeln, daß jede Macht das behalten würde, was ihr die andere im Kriege nicht wegnehmen kann. Dies sind, mein Herr, die Grundlagen zur Versöhnung und Annäherung . . .“

Etwa um die gleiche Zeit schickte Napoleon den Grafen Narbonne mit neuen Vorschlägen zum Zaren. In beiden Fällen erfolgte eine Antwort, deren kalter Hohn eine Weiterführung der Verhandlungen von vornherein ausschloß.

Am 9. Mai verließ Napoleon Paris, um sich nach Dresden zu begeben. Während ihn dort die Fürsten des Rheinbundes huldigend umgaben, und auch der Preußenkönig und selbst der österreichische Kaiser vor ihm erschienen, wälzte sich die „Große Armee“, ein Heer von fast einer halben Million Soldaten, darunter etwa 170 000, die nicht dem französischen Heere angehörten, mit mehr als 1200 Geschützen der russischen Grenze entgegen. Aber gerade die ungefüge Maschinerie dieses Kolosses sollte Napoleon zum Verhängnis werden, obwohl er alle erdenkliche Sorgfalt für die Verpflegung der Truppen und die Organisation des Nachschubs angewandt hatte. Denn in einem Zeitalter, das weder Funk und Telegraph, noch Eisenbahn und Motor kannte, stellten das Bewegen großer Armeen und die Aufrechterhaltung ihrer Verbindungen, vor allem aber die Nachschubfrage ein Problem dar, das in dem unermesslichen russischen Raum mit den damaligen Mitteln kaum zu lösen war.

Es hatte in dieser Zeit nicht an Äußerungen gefehlt, die den Kaiser von dem Wagnis des ungeheuren Unternehmens zurückzuhalten suchten. Duroc, Caulaincourt, Ségur, Jomini, selbst Poniatowski, dem dieser Krieg die Aussicht auf den polnischen Thron eröffnete, hatten ihre warnende Stimme erhoben, ja Napoleon selbst war nicht frei von trüben Ahnungen über den Ausgang dieses Kriegszuges. Aber er schlug alle Warnungen in den Wind, er blieb taub gegen die innere Stimme. Er wollte keine Zweifel hören, weil er sie nicht hören durfte. Denn er konnte nicht mehr zurück. Sein Schicksal mußte sich erfüllen⁵⁷.

Als Napoleon am 31. Mai in Posen eintraf, stand seine Armee in drei großen Gruppen unter seinem eigenen, Eugens und Jérômes Oberbefehl längs der Weichsel, den linken Flügel bildete das preußische Hilfskorps bei Königsberg, den äußersten rechten das österreichische unter Schwarzenberg. Ihm gegenüber waren, in weit auseinandergezogener Aufstellung und vom Sumpfgelände des oberen Pripet getrennt, zwei russische Armeen aufmarschiert: im Norden Barclay de Tolly mit 127 000 Mann, im Süden, in Wolhynien, Bagration mit 66 000 Mann.

Napoleons Plan war in großen Zügen der, mit der Hauptmacht über Kowno und Wilna vorstoßend, den rechten Flügel der Russen zu durchbrechen⁵⁸ und sie von der Flanke her

⁵⁷ Dem Marschall Davout, der ihm am 28. November 1811 eine bedrohliche Stimmung in Deutschland meldete, schrieb er: „Ich bitte Sie, mir nicht wieder dergleichen Dichtungen zu unterbreiten. Meine Zeit ist zu kostbar, als daß ich sie mit der Beschäftigung mit solchen Albernheiten verlieren könnte . . . Alles das dient nur dazu, mich meine Zeit verlieren zu lassen und meine Einbildungskraft mit sinnlosen Bildern und Annahmen zu beflecken.“

⁵⁸ Zunächst, als er noch keine genügende Kenntnis von der Ausdehnung der russischen Linien hatte, dachte sich Napoleon diese Bewegung als eine strategische Umgehung und nicht als ein Durchbrechen des russischen rechten Flügels.

aufzurollen, während Jérôme zur Ablenkung einen Scheinangriff gegen Wolhynien unternehmen, jedoch zur Defensive übergehen und dem Vizekönig Eugen, der zwischen ihm und dem Kaiser stand, einen Vorstoß in die Flanke des Gegners ermöglichen sollte, falls die Russen offensiv werden sollten. Am 10. Juni schreibt Napoleon an Berthier: „Während der Feind sich so in Operationen einlassen würde, welche zu nichts führen würden, da am letzten Ende er die Weichsel vorfände, würde er viele Märsche verloren haben, und der linke Flügel unserer Armee, der über den Niemen gegangen wäre, erschiene in seiner Flanke und in seinem Rücken, ehe er zurückgelangen könnte.“ Ähnlich dem Manöver Friedrichs des Großen bei Leuthen war der Marsch seiner Armee, wie er sich am gleichen Tage in einem Schreiben an Eugen ausdrückt, „eine Bewegung, welche ich mit meinem linken Flügel mache, indem ich beständig meinen rechten Flügel verweigere“.

In der Nacht zum 24. Juni begann der Übergang über den Niemen, nachdem Napoleon am frühen Morgen persönlich, in den Mantel eines polnischen Lanzenreiters gehüllt, die hiefür geeignetste Stelle erkundet hatte, und am 28. zog er in das vom Zaren geräumte Wilna ein. In der Erwartung, irgendeinen nennenswerten Widerstand zu finden, hatte er sich bisher getäuscht gesehen, wie er überhaupt die Stärke der gegen ihn stehenden russischen Kräfte überschätzte. Das fortgesetzte Zurückgehen der Russen, die, sei es aus Berechnung, sei es in der Absicht, ihre beiden Armeen weiter rückwärts zu vereinigen, einem Kampf ausweichen, warf seine ganzen Berechnungen über den Haufen. Denn zunächst dachte er keineswegs daran, noch im Jahre 1812 weit nach Rußland vorzustößen. Er beabsichtigte vielmehr, nicht weiter wie bis Minsk oder höchstens bis Smolensk zu operieren, in Wilna Winterquartier zu nehmen und im folgenden

Jahre durch einen neuen Feldzug den Krieg zu beendigen, falls es ihm nicht gelänge, noch im Winter die Russen zum Frieden zu zwingen⁵⁹.

Barclay hatte sich inzwischen in Befolgung eines Kriegsplanes des Generals Phull, der 1807 aus preußischen in russische Dienste übergetreten war, nach dem befestigten Lager in Drissa an der Düna zurückgezogen und erwartete, allerdings vergebens, das Eintreffen Bagrations.

Die Hoffnungen Napoleons, in Litauen eine seiner Sache förderliche allgemeine Begeisterung vorzufinden, erfüllten sich nicht in dem erwarteten Umfang. Einer der Hauptgründe hiefür war wohl der, daß der Kaiser auch jetzt auf die dringliche Bitte einer Deputation der Warschauer polnischen Generalföderation, die Wiederherstellung Polens auszusprechen, ausweichend antwortete. Er suchte zwar den patriotischen Eifer der Polen anzustacheln, doch konnte die von ihnen erwartete verbindliche Zusage nicht in seiner Absicht liegen, um so mehr, als beträchtliche Teile des ehemaligen Königreichs sich im Besitze Österreichs befanden, dessen Integrität er vor kurzem noch Franz I. ausdrücklich zugesichert hatte. Die sich schon jetzt bedenklich mehrenden Plünderungen seitens seiner Truppen, die ihren Grund vor allem in den unüberwindlichen Schwierigkeiten des Nachschubs hatten, trugen nicht dazu bei, die Stimmung zu seinen Gunsten zu verbessern. Schon hatte die „Große Armee“ ganz beträcht-

⁵⁹ Noch in Wilna sagte der Kaiser, wie Jomini berichtet, nachdem er die Entfernung nach Moskau auf 40 Tagesmärsche berechnet hatte, lächelnd: „Ja, ja, so leicht ist es, Entfernungen zu überwinden, wenn man nach der Karte marschiert! Ich will lieber zwei Jahre brauchen. Wenn die Herren Russen meinen, daß ich ihnen nachlaufe, dann irren sie sich. Wir werden bis Smolensk gehen und an der Düna Winterquartiere beziehen. In Smolensk werde ich mein Hauptquartier aufschlagen; das Théâtre français soll den Winter über hinkommen — und im Frühjahr erledigen wir dann alles Nötige.“

liche Einbußen erlitten, zahlreiche Rinder, die zu Verpflegungszwecken der Truppe mitgeführt wurden, und eine große Menge der Artillerie- und Kavalleriepferde waren zugrunde gegangen, die Zahl der Deserteure nahm in erschreckendem Maße zu. Trotzdem entschloß sich Napoleon, den Vormarsch fortzusetzen.

Die Taktik der Russen hatte eine Änderung seines Kriegsplanes zur Folge. Da der erwartete Angriff der russischen Südarmee auf Napoleons rechten Flügel ausgeblieben war, diese dagegen in nordöstlicher Richtung marschierte, um sich mit Barclay zu vereinigen, schob der Kaiser Davout bis Minsk vor, um Bagration den Weg zu verlegen, während Jérôme die Aufgabe zufiel, die Russen von Westen her gegen Minsk zu treiben und sie, sobald sie mit der Hauptmacht des Kaisers zusammenstießen und nach Süden ausweichen wollten, abzuriegeln. War Bagration auf solche Weise eingekreist, so wollte Napoleon Barclay an der Düna — am 11. Juli hatte dieser dort das befestigte Lager von Drissa bezogen — von Süden her angreifen und ihn gleichzeitig durch Vorstöße auf Polozk und Witebsk von seiner Verbindung mit Petersburg und Moskau abschneiden.

Beide Operationen mißlangen. Jérôme war am 30. Juni in Grodno eingetroffen, von wo aus er entscheidend an der Einkreisung Bagrations mitwirken sollte. Allein der König von Westfalen war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Weit entfernt, das Gebot der Stunde zu begreifen, blieb er trotz der eindeutigen Weisungen seines Bruders mehrere Tage in Grodno stehen und versäumte kostbarste Zeit, die nicht mehr eingeholt werden konnte. Was nützte es, daß Napoleon, durch die Erfahrung gewitzigt, durch einen Befehl vom 6. Juli Jérôme mit seiner Armee dem Oberbefehl des Marshalls Davout unterstellte, was zur Folge hatte, daß der König von Westfalen den Befehl niederlegte — was der

Kaiser befürchtet hatte, trat ein: Bagration entkam nach Süden⁶⁰.

Als es für Barclay feststand, daß Bagration ihn an der Düna nicht erreichen werde, brach er aus dem befestigten Lager von Drissa auf und erreichte am 7. Juli Polozk, nur das Korps Wittgenstein zur Sicherung seiner Rückzugslinie zurücklassend. Der Kaiser, noch im ungewissen, ob Barclay ihn von Bjeschenkowitschi aus angreifen oder sich gleich nach Witebsk wenden würde, behielt beides im Auge und schob seine Hauptkräfte gegen den Dünaübergang bei Bjeschenkowitschi vor, während Oudinot von Dißna aus Wittgenstein zu beobachten hatte. Aber es kam wiederum nicht zu der von Napoleon ersehnten Schlacht, denn Barclay marschierte direkt auf Witebsk und stand am 23. Juli westlich dieser Stadt. In der Hoffnung, Barclay werde sich ihm hier doch noch stellen, sah der Kaiser zunächst von einer stärkeren Bedrängung des Gegners ab, um ihn nicht zu einem vorzeitigen Abmarsch anzureizen. „Entweder will der Feind sich schlagen“, schrieb er am 26. Juli von Bjeschenkowitschi aus an Eugen, „oder er will sich nicht schlagen. Wenn der Feind sich schlagen will, so ist das sehr glücklich für uns. Er könnte daran verhindert werden durch das Nichteintreffen eines oder zweier seiner Korps, es ist also kein Nachteil dabei, ihn seine Versammlung ausführen zu lassen, da andernfalls es ein Anlaß für ihn sein könnte, sich nicht zu schlagen.“

Am 26. Juli fanden nur kleinere Gefechte statt und am folgenden Tage standen die beiden entwickelten Heere an der Lutschessa einander gegenüber. Napoleon aber, der sonst stets im richtigen Augenblick zum entscheidenden Schlage ausgeholt hatte, zögerte noch mit dem Angriff, weil er noch

⁶⁰ „Die zwei oder drei Tage, welche die Truppen Ew. Majestät verloren haben, können Bagration retten“, hatte Berthier am 7. Juli im Auftrage des Kaisers an Jérôme geschrieben.

nicht alle seine verfügbaren Korps an sich herangezogen hatte, „und da er meinte, Barclay werde, einmal zur Schlacht entschlossen, auch noch morgen an derselben Stelle zu finden sein“ (Yorck von Wartenburg).

Dem war aber nicht so. Als Bagration sich bei Minsk vor Davout nach Süden zurückzog, hatte er die Absicht, von Bobruisk, wo er am 18. Juli eintraf, sich nach Nordosten zu wenden, um über Mohilew den Anschluß an Barclay zu gewinnen. Hier aber war er am 23. Juli erneut auf Davout gestoßen, und da er einen Durchbruchversuch nicht wagen wollte, wichen er abermals in nordöstlicher Richtung aus, um die Vereinigung nunmehr in der Gegend von Smolensk zu suchen.

Diese Nachricht Bagrations erreichte Barclay am 27. Juli in dem Augenblick, als er, noch in Erwartung Bagrations, im Begriffe war, sich Napoleon zu stellen. Sie enthob ihn der unangenehmen Aufgabe, mit unterlegenen Kräften die Schlacht gegen Napoleon zu wagen, und er marschierte in östlicher Richtung ab.

Während Napoleon in Witebsk seinen Truppen einige Ruhe gönnte, kam es an den beiden äußersten Flügeln zu verschiedenen Zusammenstößen, die jedoch für die Gesamtoperationen von geringerer Bedeutung waren. Im Norden operierte Oudinot mit wechselndem Erfolg gegen das Korps Wittgenstein, im Süden war eine neue russische Armee unter Tormassow aufgetreten, die Reynier und Schwarzenberg in Schach hielt.

Mit der vor Witebsk versäumten Gelegenheit einer blutigen Entscheidung war der Krieg in ein neues Stadium getreten. Bisher stand Napoleon die Möglichkeit offen, die russischen Armeen getrennt zu vernichten, jetzt befand er sich mit seiner zahlenmäßig und moralisch bereits bedeutend geschwächten Armee dem vereinigten russischen Heere gegen-

über. Trotzdem hoffte der Kaiser noch immer, zu der seit langem ersehnten Schlacht zu kommen und mit ihr den Sieg und den Frieden zu erringen. Die Haltung der Russen selbst berechtigte ihn zu dieser Hoffnung. Hier trug man sich, seitdem am 3. August die Vereinigung der Armeen von Barclay und Bagration Tatsache geworden war und bei Smolensk nun etwa 120 000 Mann standen, mit dem Gedanken, jetzt seinerseits die Offensive zu ergreifen. Am 7. August brach Barclay in Richtung auf Rudnja auf. „Ich rechne“, schrieb der Kaiser am 9. August an Maret, „auf Smolensk zu marschieren, um zu sehen, ob der Feind uns erwarten will, wie es ziemlich wahrscheinlich ist, da seine Vereinigung mit Bagration geschehen ist.“ Er dirigierte seine Truppen nach Rossasna, ließ also den vorrückenden Barclay links von sich und überschritt am 13. und 14. August auf drei Brücken den Dnjepr, um sich im Rücken Barclays der Stadt Smolensk zu bemächtigen. Auf die Nachricht von der drohenden Gefahr kehrten Barclay und Bagration wieder um und kamen im Laufe des 16. gerade noch rechtzeitig in Smolensk an, um die Angriffe der Franzosen auf die Stadt abzuweisen. Auch an den beiden folgenden Tagen gelang es den Russen, dem Ansturm des Gegners standzuhalten, und als die brennende Stadt in die Hand Napoleons fiel, war der Abzug der Armee bereits gesichert. Die Russen lieferten einige glückliche Nachhutgefechte und entgingen wiederum ihrem Schicksal, weil Junot, der den Dnjepr wieder überschritten hatte mit dem Auftrag, dem Feind auf der Moskauer Straße den Rückzug abzuschneiden, völlig versagte.

Um die gleiche Zeit stand die Sache an den beiden äußersten Flügeln gut. Am 18. August hatte Saint-Cyr, der an Stelle des verwundeten Oudinot jetzt dessen Korps kommandierte, bei Polozk Wittgenstein geschlagen, Schwarzenberg hatte über Tormassow einen Erfolg errungen, aber das änderte

nichts an der Tatsache, daß die Hauptmacht der Russen abermals entschlüpft war.

In dem völlig zerstörten Smolensk konnte der Kaiser nicht bleiben. Wollte er, der sich militärisch noch immer als der Überlegene betrachten konnte, nicht umkehren und sich damit in den Augen der ganzen Welt geschlagen geben, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Weg zu Ende zu gehen, den Weg nach Moskau. Er war sich jetzt völlig über die Schwierigkeit seiner Lage im klaren, er wußte, daß, obwohl noch kaum gekämpft worden war, die „Große Armee“ bereits auf ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes zusammengeschrumpft war, daß Strapazen, Hunger und Seuchen ihre Reihen weiter lichten würden; er selbst war seit längerer Zeit leidend, und vor allem das Reiten verursachte ihm arge Beschwerden. Trotzdem mußte er weitermarschieren. Wie ein Leitstern schwebte vor ihm noch immer die Hoffnung auf die rettende Schlacht.

Und Barclay war jetzt, nach seinem Übergang über den Dnjepr, wirklich entschlossen, standzuhalten. Da erreichte ihn die Nachricht von seiner Absetzung. Obgleich kein überragender Feldherr, hatte Barclay dennoch den Verhältnissen entsprechend glücklich operiert und trotz seines beständigen Zurückweichens den Auftrag des Zaren, das Heer zusammenzuhalten, erfüllt. Ja, mehr als das: die Preisgabe von Land und Städten, die den Eroberer immer weiter in das Herz von Rußland lockte, wirkte sich für diesen unheilvoll aus, und so trug Barclay, bewußt oder unbewußt, wesentlich zur Katastrophe Napoleons bei. Die Russen aber sahen die Notwendigkeit der Maßregeln Barclays nicht ein. Vor allem war man im Heere gegen den gebürtigen Livländer aufgebracht, auch am Hofe hatte er Feinde, und als der Zar am 20. August den Oberbefehl — zugleich auch über Wittgenstein und Tormassow — an den 67jährigen Fürsten Kutusow, einen er-

probten und beliebten General, übertrug, gab er einem allgemeinen Drängen nach.

Als Kutusow am 29. August beim Heere eintraf, setzte er zunächst den Rückzug fort, allerdings in der Absicht, zur Verteidigung Moskaus die große Entscheidungsschlacht an der Moskwa zu wagen. Er ging in den ersten Septembertagen bei dem Dorfe Borodino hinter dem Kalotschaflüßchen zu beiden Seiten der Straße nach Moshaisk in Stellung und ließ in aller Eile vor der Front mehrere befestigte Schanzen aufwerfen.

Am 5. September kam es zu den ersten Zusammenstößen, die nach wechselvollen Kämpfen die Schanze von Schiwardino in die Hand der Franzosen brachte. „Soldaten! die Schlacht ist da, die ihr so lange ersehnt habt“, schrieb der Kaiser am 6. in seinem Tagesbefehl an die Truppen, und am Morgen des folgenden Tages, als die Sonne gleich einem Vorboten des Sieges im Osten aufging, sprach er das klassische Wort: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“

Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie, von einer heftigen Kanonade eingeleitet. Die Russen leisteten erbitterten Widerstand, aber es gelang Eugen bald, sich Borodinos zu bemächtigen. Der Hauptstoß ging auf das Zentrum und den linken Flügel der Russen. Besonders blutig wurde um die Schanze nördlich Ssemjonowskajas, die sogenannte Bagration-Schanze, gekämpft, die endlich von französischen und deutschen Truppen erstürmt wurde, wobei Bagration eine tödliche Verwundung erlitt. Marschall Ney, dem hiebei das Hauptverdienst zufiel, wurde deshalb von Napoleon mit dem Titel eines Fürsten von der Moskwa ausgezeichnet. Der Verlust dieser Schanze und ein Umgehungsmanöver Poniatowskis gegen ihren linken Flügel hatten zur Folge, daß die russische Front nach Nordosten aufgerollt wurde. Jetzt war der Augenblick da, wo ein kräftiges Nach-

stoßen den Sieg vollendet haben würde. Aber Napoleon weigerte sich, auch auf die dringendsten Vorstellungen seiner Generale, die Garde, die bisher nicht in den Kampf eingegriffen hatte, einzusetzen. 20 000 Mann frischer Truppen standen bereit, aber der Kaiser glaubte sie angesichts der ungewissen Zukunft, der er entgegenging, aufsparen zu müssen, und handelte damit gegen seine eigene, einst zu Marmont⁶¹ geäußerte Auffassung, „daß die Generale, welche Truppen aufbewahren für den Tag nach der Schlacht, immer geschlagen werden“. Es will überhaupt scheinen, als sei der Kaiser, der an einer heftigen Erkältung litt, an diesem Tage nicht auf der vollen Höhe seiner Spannkraft gewesen. Dies geht schon daraus hervor, daß der sonst so Tätige, der gewohnt war, überall selbst einzugreifen, während der Schlacht seinen Standort nicht verlassen hat, was ohne Zweifel seinem Gesamtüberblick über die Lage erheblich schadete.

Als Kutusow sich mit einem zwar stark geschwächten, aber doch noch in guter Ordnung befindlichen Heere noch in der Nacht zum 8. September zum Rückzug entschloß, tat er, wie Clausewitz urteilt, „unstreitig nur was die Klugheit gebot“.

So hatte die Schlacht bei Borodino, nach Chambray „die blutigste aller Schlachten seit Erfindung des Schießpulvers“, Napoleon zwar den Weg nach Moskau geöffnet, die Entscheidung aber und damit den für ihn so notwendigen Frieden nicht gebracht.

Am 9. September nahmen die Franzosen nach Kämpfen mit der russischen Nachhut Moshaisk, am 13. begann Kutusow mit seiner Armee mit dem Durchmarsch durch Moskau, am 14. ließ der Gouverneur von Moskau, Rostoptschin, die Stadt räumen, und am 15. zog Napoleon dort ein.

⁶¹ „Und wenn es morgen eine zweite Schlacht gibt“, soll der Kaiser ausgerufen haben, „womit soll ich sie liefern?“

Die Nachricht von der Preisgabe der Stadt wirkte in ganz Rußland niederschmetternd. „Der Verlust von Moskau ist schrecklich“, schrieb der Zar an den Kronprinzen von Schweden, „jedoch mehr in moralischer und politischer Beziehung als in militärischer. Wenigstens bietet er mir die Gelegenheit, Europa den größten Beweis zu liefern, den ich von meiner Beharrlichkeit, den Krieg gegen den Unterdrücker der Staaten fortzusetzen, nur geben konnte. Nach dieser Wunde sind alle übrigen nur unbedeutend. Ich wiederhole Ew. Königlichen Hoheit die feierliche Versicherung, daß ich und mein Volk jetzt mehr denn je zum Widerstande entschlossen sind und uns eher unter den Trümmern des Reiches begraben lassen, als mit dem Attila der neuesten Zeiten einen Frieden einzugehen.“

Bei dieser Entschlossenheit des Zaren war die Lage Napoleons, obgleich er jetzt als Sieger im Kreml saß, wenig beneidenswert. „Der Kaiser“, schreibt Yorck von Wartenburg, „überschritt mit 363 000 Mann den Niemen auf der Linie Kowno-Grodno; er kam mit 229 000 Mann nach Witebsk; er eröffnete mit 185 000 Mann die Operation auf Smolensk; er verließ mit 156 000 Mann diese Stadt; er traf mit 134 000 Mann vor Borodino ein; er erreichte mit 95 000 Mann Moskau, den Endpunkt einer jetzt 115 Meilen langen Verbindungslinie. Es ist also klar, daß, wenn irgendeine Bedrohung oder Unterbrechung dieser Verbindungslinie ihn zwingen sollte, zu ihrem Schutze kehrtzumachen und herbeizukommen, er an keinem Punkte derselben mit genügenden Kräften eintreffen wird, um des taktischen Sieges gewiß zu sein.“

Zwar traf Ende September eine französische Reservearmee von 30 000 Mann unter dem Marschall Victor in Smolensk ein, aber die Bedrohung der Rückzugslinie war von Norden wie von Süden her bereits in erheblichem Umfang vorhanden.

An der Düna war es Wittgenstein, der durch herangezogene Verstärkungen Saint-Cyr gegenüber beträchtlich überlegen war. Die russische Südmarmee aber war durch den Zuzug der Moldauarmee Tschitschagows, die durch den Frieden mit der Pforte freigeworden war, auf 64 000 Mann angewachsen und begann in der Folgezeit erfolgreich gegen den unterlegenen Schwarzenberg zu operieren.

Um das Unglück vollzumachen, trat ein Ereignis ein, das den Kaiser nicht nur der letzten Hilfsquellen, sondern auch der letzten Möglichkeit einer Verständigung beraubte: der Brand von Moskau. Schon bei seinem Einzug in die Stadt waren da und dort Flammen emporgezüngelt, am nächsten Tage loderte der Brand hell empor und ergriff sogar den Kreml, und als er durch den Einsatz aller Truppen endlich am 20. September zum Stehen kam, lagen neun Zehntel von Moskau in Schutt und Asche. Die Behauptung, Napoleon habe selbst Feuer anlegen lassen, ist ein ebenso böswilliges wie dummes Märchen, dagegen darf mit ziemlicher Sicherheit Rostoptschin als der Urheber der Zerstörung angesehen werden. Von seiner Seite aus war es eine patriotische Tat, ein Opfer, das sich bezahlt machte, weil es die Katastrophe des Feindes besiegelte. Außerdem wurde, nachdem die erste Bestürzung der Russen gewichen war, durch dieses Ereignis ihre Widerstandskraft bis zum letzten aufgepeitscht. Das Volk schaltete sich, von vaterländischen und religiösen Beschwörungen aufgestachelt, in diesen Kampf ein und fügte den Franzosen, die ihren Unterhalt außerhalb der Ruinen zu suchen gezwungen waren, empfindliche Verluste zu.

Napoleon aber konnte und wollte es immer noch nicht glauben, daß der Zar auch angesichts des Verlustes von Moskau nicht zum Frieden bereit sein sollte. Dieser aber, durch die Ratschläge des Freiherrn vom Stein, der als Verbannter an seinem Hofe lebte, ebenso wie durch die Haltung des russi-

schen Adels in seiner Entschlossenheit bestärkt, lehnte Friedensverhandlungen kategorisch ab, obgleich der Kaiser sogar so weit ging, dreimal in einlenkendem Sinne an ihn heranzutreten.

So vergingen kostbare, für Napoleon unersetzliche Wochen, der russische Winter nahte mit Riesenschritten heran, und als sich Napoleon nach hartem innerem Kampfe entschloß, Moskau am 19. Oktober zu verlassen, da wußte er, daß er den russischen Krieg verloren hatte.

Viertes Kapitel

DER STERN VERSINKT

„Wenn auch sein Kaisertum zusammenbrach,
sein Feldherrntum bleibt dem Soldaten ein
hochragendes Vorbild.“

*(Yorck von Wartenburg, Napoleon
als Feldherr.)*

Am 19. Oktober rückte Napoleon, der nur Mortier mit 8000 Mann als Nachhut zurückließ, mit seiner Hauptmacht aus Moskau ab, nachdem die Russen tags zuvor ihrerseits die Offensive ergriffen und Murat bei Minkowa zurückgedrängt hatten. Der Rückmarsch ging in Richtung auf Smolensk, und wenn der Kaiser zunächst in südwestlicher Richtung auf der Straße nach Kaluga vorstieß, so geschah dies nur, um den Feind über seine eigentlichen Absichten zu täuschen. Er dachte übrigens vorerst noch nicht an einen völligen Abzug aus Rußland, sondern erwog, zwischen dem Borysthenes und der Düna Winterquartiere zu beziehen. Nach einem blutigen Gefecht bei Malojaroslawez am 24. Oktober, bei welchem Napoleon mit Mühe der Gefangennahme durch Kosaken entging, schwenkte die französische Armee nach rechts ab, um bei Moshaisk die Rückzugsstraße nach Smolensk zu gewinnen. Mortier hatte am 24. Moskau geräumt, nicht ohne vorher den Versuch zu machen, den Kreml in die Luft zu sprengen.

Jetzt begann jener Rückzug der Franzosen, der einzigartig in der Geschichte dasteht als ein Marsch des Elends und des Grauens. Anfangs hatten die Kolonnen denen einer Völkerwanderung geglichen. Jeder Soldat hatte an Lebensmitteln und Wertgegenständen mitgenommen, wessen er habhaft werden konnte; Flüchtlinge mit ihren ganzen Familien, mit Weibern und Kindern hatten sich angeschlossen, Viehherden wurden mitgetrieben. Bald aber begann es an allem zu feh-

len. Das Vieh und vor allem die Reit- und Zugpferde mußten geschlachtet werden, weil man sie nicht mehr ernähren konnte; die Vorräte waren erschöpft, und man mußte seinen Unterhalt vornehmlich mit Pferdefleisch bestreiten; mehr und mehr Gepäckwagen, aber auch bereits Geschütze mußten zurückgelassen werden. Mehr und mehr auch lockerten sich die Bande der Disziplin und Ordnung; Plünderung und Raub waren an der Tagesordnung. Der ganze Zug aber wurde begleitet von Kosakenschwärmen, die keine Gelegenheit zu Überfällen vorbegehen ließen und denen insbesondere die Nachzügler ohne Erbarmen zum Opfer fielen.

Der Winter 1812 brach für russische Verhältnisse spät herein und war nicht über den Durchschnitt streng. Der erste Schnee fiel am 4. November, die Temperatur sank am 9. auf minus 12, am 12. auf minus 17 Grad; am 18. November setzte bereits Tauwetter ein, doch brachte der Dezember eine neue Kältewelle mit Temperaturen bis zu minus 26 Grad. Die Darstellung der französischen Geschichtsschreibung, als hätte allein die russische Kälte die Katastrophe der „Großen Armee“ herbeigeführt, ist daher reichlich tendenziös. Trotzdem haben die Unbilden des russischen Winters, haben Frost und Schnee und Eis das ihrige getan, um die Auflösung des zurückflutenden Heeres zu beschleunigen und zu vollenden.

Anfang November gingen alarmierende Nachrichten von den beiden Flügelarmeen beim Kaiser ein. Vom Norden her war seine Rückzugslinie durch den inzwischen verstärkten Wittgenstein bedroht, vom Süden her war Tschitschagow, der Schwarzenberg durch eine Armeeabteilung in Schach hielt, in der Richtung auf Minsk im Anmarsch. Die größte Gefahr aber drohte dem Heere Mitte November durch Kutusow, der, wenige Meilen südlich der Rückzugsstraße marschierend, mit seiner Übermacht die Franzosen hätte abschneiden können, hätte ihn nicht die Furcht vor Napoleon von einer entschlos-

senen Offensive zurückgehalten. Der Kaiser blieb am 16. in Krasnoi stehen und setzte den Weitermarsch erst fort, nachdem Eugen und Davout den Anschluß an ihn gefunden hatten. Ney freilich, der seine Nachhut befehligte, konnte er nicht mehr erwarten. Das kleine Häuflein mußte sich in verlustreichen Kämpfen auf Umwegen nach der Hauptstraße durchschlagen⁶².

„Das Stehenbleiben des Kaisers bei Krasnoi“, schreibt Yorck von Wartenburg, „angesichts der zum Vernichtungsstoß auf ihn bereiten Übermacht Kutusows möchte als Tollkühnheit erscheinen, doch aber werden wir dem Feldherrn Recht geben müssen. Griff freilich Kutusow entschlossen mit ganzer Macht an, so war ein günstiger Ausgang kaum noch denkbar. Der Kaiser aber wußte und fühlte sehr wohl, was sein sieggekrönter Name, was der Ruf seiner Garden bedeutete, und darauf fußend blieb er kühn oder auch, wenn man will, tollkühn bei Krasnoi stehen, und das Ergebnis wird sein, daß er wirklich noch Eugens und Davouts Herankommen ermöglicht. So gefährlich der Entschluß war, er war doch der einzige, der überhaupt noch eine Möglichkeit des Entkommens bot; in solcher Bedrängnis aber trotz des tollkühnen Anscheines das Richtige zu treffen, das anscheinend Klügere zu vermeiden, zwingt zur Bewunderung.“

Der Erfolg von Krasnoi erfüllte den Kaiser mit neuer Zuversicht. Wenn es ihm gelang, in dem grauenhaft dezimierten, zerlumpten Haufen seines Heeres wieder Ordnung zu schaffen, konnte er hoffen, noch mit heiler Haut aus Rußland herauszukommen. Nach dem Abmarsch aus Dubrowno trat er vor seine Garde und hielt, wie Chambray be-

⁶² Marschall Ney, „der tapferste der Tapfern“, deckte den Rückzug mit einer beispiellosen Bravour. „Wäre Ney für mich verloren“, soll Napoleon nach Krasnoi gesagt haben, „so würde ich die 300 Millionen, die ich in den Tuileries habe, hergeben, um ihn wieder zu bekommen!“

richtet, eine Ansprache, in der er auf die Zerrüttung des Heeres hinwies. „In einer unglücklichen Verblendung“, sagte er, „haben die meisten Soldaten ihre Waffen weggeworfen. Solltet ihr diesem schändlichen Beispiele folgen, so wäre jede Hoffnung verloren. Die Rettung des Heeres ist euch anvertraut; ihr werdet die gute Meinung, welche ich von euch habe, rechtfertigen. Es müssen nicht allein die Offiziere eine strenge Disziplin handhaben, sondern auch die Soldaten eine genaue Aufsicht übereinander führen und selbst jene strafen, die sich aus den Reihen entfernen.“ Die Tatsache, daß es im wesentlichen nur die Garde war, auf die er sich noch in vollem Umfang verlassen konnte, rechtfertigt den von vielen getadelten Entschluß des Kaisers, seine Garde bei Borodino nicht einzusetzen. Denn das Schlimmste stand dem Heere noch bevor.

Am 22. kam die niederschmetternde Meldung, daß Tschitschagow bereits an die Beresina vorgestoßen und Herr des Brückenkopfes von Borissow sei. Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die vollkommene Einkreisung.

In dieser hoffnungslosen Lage bewies der Kaiser die alte Kaltblütigkeit, Umsicht und Energie. Er ließ alles überflüssige Gepäck verbrennen und ermächtigte die Artillerieoffiziere, um die Geschütze fortzubringen, alle Pferde, deren sie habhaft werden könnten, wegzunehmen, und wenn es seine eigenen wären. Sodann ließ er Borissow durch Oudinot nehmen, zog Victor an sich heran, täuschte die Russen durch Scheinmanöver über den Punkt seines Flußüberganges und ließ, da die weichenden Russen die Brücke von Borissow zerstört hatten, in aller Eile zwei Brücken schlagen — für die beabsichtigte dritte reichte das Material nicht aus. Am 27. November ging Napoleon, nachdem Oudinot und Ney mit etwa 12 000 Mann die Brücken überschritten hatten und Herren des jenseitigen Geländes waren, mit den Resten

seiner Garde, die jetzt auf 7000 Mann zusammengeschmolzen war, über den Fluß. Ihm folgten die Trümmer der Truppen Eugens und Davouts, während Victor die Nachhut gegen den nachdrängenden Wittgenstein bildete. Am 28. waren erbitterte Kämpfe zu bestehen, jenseits der Beresina mit den Truppen Tschitschagows, diesseits mit denen Wittgensteins. Neben einer großen Zahl von Marodeuren und Einzelgängern, den sogenannten Isolierten, die aber für einen Einsatz nicht in Betracht kamen, zählte das französische Heer kaum noch mehr als 30 000 Mann. Es wäre hier schon durch militärische Einwirkung aufgerieben worden, hätte Tschitschagow nicht versagt, und vor allem Kutusow die Verfolgung zielbewußter betrieben. Trotzdem waren die Verluste bei dem Flußübergang beträchtlich. Unter dem Eindruck des feindlichen Beschusses entstanden unter den Flüchtigen auf den Brücken ein wildes Gedränge und eine Panik, und wiederholt brachen die überlasteten Brücken zusammen, und Tausende versanken in den eiskalten Fluten des Flusses oder in dessen Uferstümpfen. Karl Christian Bouhler, der Urgroßvater des Verfassers, der den russischen Feldzug als Offizier der westfälischen Garde mitmachte, schildert in seinem Tagebuch diese dramatische Episode: „Beim Beginn des Brückenübergangs, als die ersten Kanonenschüsse fielen und eine Masse von Menschen und Pferden tot oder verwundet niederstürzte, über die hinweg der Weg der Nachdrängenden ging, hatte sich ein schrecklicher Kampf der am Boden Liegenden mit den über sie Hinweggehenden entsponnen. Mit Zähnen und verkrampten Fingern suchten sie sich zu befreien, während verwundete Pferde fürchterlich um sich schlugen und viele in ihrer Nähe verstümmelten. Es wäre ein gräßlicher Anblick gewesen, wenn das allgemeine Elend nicht alles Gefühl abgestumpft hätte und nicht jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht gewesen wäre.“

Da die Zeit drängte, mußte auch Victor am Abend des 28. übersetzen, unbekümmert um die zurückgebliebenen Nachzügler, und am nächsten Tage wurden die Brücken verbrannt. „Dort“, schreibt Chambray, „endeten die Geschicke dieser großen Armee, welche Europa hatte erzittern lassen; sie hörte in militärischer Beziehung auf zu bestehen; es blieb ihr kein anderer Weg des Heils als die Flucht.“

Am 5. Dezember verließ der Kaiser, nachdem er in Smorgon das bekannte 29. Bulletin⁶³ diktiert und den Oberbefehl über die Trümmer der „Großen Armee“ an Murat übertragen hatte, das Heer. Es begann jene vierzehntägige Reise über Dresden nach Paris, teilweise im Wagen und im Schlitten, wobei der Kaiser nur von Caulaincourt begleitet war. Bei diesem „tête-à-tête mit dem Allgewaltigen“ hatte der Großstallmeister genug Gelegenheit, die Auffassungen Napoleons über die verschiedensten Fragen aus seinem eigenen Munde kennenzulernen. Die Untätigkeit, in die er sich durch die lange Reise zwangsläufig versetzt sah, veranlaßte ihn auch, sich über begangene Fehler klar zu werden und darüber zu einem Dritten zu sprechen. „Vielleicht hätte man mir einen Dienst erwiesen“, sagte er, „wenn man mich damals zu einem Verzicht auf Spanien gezwungen hätte. Allerdings wäre das nach

⁶³ Das Bulletin gibt eine Schilderung des Rückzuges und schließt mit den Worten: „Unsere Reiterei hatte ihre Pferde in solchem Maße verloren, daß man die Offiziere, die noch ein Pferd hatten, vereinigen mußte, um daraus vier Kompanien von je 150 Mann zu bilden. Die Generale versahen in ihnen die Verrichtungen der Hauptleute, und die Obersten die der Unteroffiziere. Diese heilige Schwadron, die vom General Grouchy angeführt wurde und unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel stand, verlor in allen Bewegungen den Kaiser nicht aus den Augen. Die Gesundheit Sr. Majestät ist nie besser gewesen.“ Dieser letzte Satz ist häufig Anlaß zu scharfer Kritik gewesen. Man vergißt dabei zu leicht, daß in der schwierigen Lage, in der sich Frankreich damals befand, die Gesundheit des Kaisers für die Volksstimmung in der Tat von ausschlaggebender Bedeutung war.

den dortigen Mißerfolgen unangenehm gewesen, vor allem da man die Engländer dort stehenlassen mußte. Wäre ich damals von Österreich bedroht worden, so hätte ich einen großen Teil von Preußen geräumt und nur einen Platz an der Oder als Pfand für die Kontributionen behalten. Diese Konstellation hätte vielleicht vieles anders kommen lassen. Wir wären jetzt nicht hier. Es wären andere Pläne nötig geworden, um einen Zwischenstaat zu schaffen. Wenn Preußen befreit, wiederhergestellt, neu aufgebaut wurde, mußten alle politischen Berechnungen sich verändern. Die Dinge stünden jetzt vielleicht besser und wären weiter gediehen. Wenn ich gezwungen war, meinen spanischen Angelegenheiten mehr Aufmerksamkeit zu schenken, so hätte ich Rußland geschont, um es im Bündnis und im Kontinentalsystem zu erhalten. So haben die unbedeutendsten Umstände Einfluß auf die Geschehnisse der Welt, wie auch die Fehler unserer Feinde ihnen oft mehr nützen als ihre Talente und uns verleiten, noch größere zu begehen als sie selbst!

Im übrigen, mein Fehler ist, daß ich nicht in Witebsk stehengeblieben bin, um von dort aus das Land in Verwaltung zu nehmen, oder daß ich nicht acht Tage nach dem Einzug aus Moskau abgerückt bin. Meine Mißerfolge rühren nur daher. Ich habe geglaubt, Frieden schließen zu können, geglaubt, daß die Russen ihn wünschten. Man hat mich getäuscht, und ich habe mich selbst getäuscht.“

Auch über seinen Streit mit der Kirche machte er bemerkenswerte Ausführungen. Er bedauerte, nicht durch Einrichtung einer Gallikanischen Kirche Frankreich der geistlichen Abhängigkeit von Rom entzogen zu haben. „Ich habe mich durch die Vorurteile meiner Jugendzeit hinreißen lassen oder vielmehr: mich verführte die Hoffnung, dadurch die Befriedung des Westens, die Aussöhnung aller Geister vollenden zu können. Ich habe geglaubt, der Klerus, den ich unter Ge-

fahr meines Lebens wieder eingesetzt hatte, würde mir ergeben sein. Ich habe geglaubt, die Römische Kurie, über ihre wahren Interessen im 18. Jahrhundert zur Genüge belehrt, würde mich unterstützen. Ich habe mich getäuscht . . . Mein Irrtum hat mir schwere Verlegenheiten bereitet. Die Zeit, ein vernünftiges Nachdenken können über große Widerstände triumphieren; sie bringen die widerspenstigsten Menschen zur Vernunft; aber nichts vermag etwas über einen landfremden Klerus. In Rom kümmert man sich wenig um die Interessen Frankreichs. Die Geistlichkeit ist römisch gesinnt, weil ihr Oberhaupt in Rom sitzt; es ist eine Nation für sich mitten unter den Völkern. Für die Priester liegt das Vaterland in Rom: wir können uns also nicht verstehen.“

Am 18. Dezember traf Napoleon überraschend in Paris ein. Wer ihm aus seiner Abreise von der Armee, für die militärische Operationen nicht mehr in Frage kamen, den Vorwurf einer „Flucht“ macht, beweist, daß er dem großen Mann Gerechtigkeit nicht widerfahren lassen will. In der Lage, in der er sich befand, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als so bald wie möglich sich in seiner Hauptstadt zu zeigen und dort den Gang der Dinge zu meistern, ehe das Gerücht von den Geschehnissen in Rußland Panik und Aufruhr verursachen konnte. „Sollte Napoleon“, schreibt Laurent, „inmitten dieser schrecklichen Trümmer der ‚Großen Armee‘ länger verweilen und sich der Gefahr aussetzen, daß der Kopf und der Arm, die noch fortwährend die Hoffnung Frankreichs bildeten, auf ähnliche Weise einem finstern Schicksal verfielen?“

Es war in der Tat Zeit, daß der Kaiser die Zügel der Regierung wieder mit fester Hand ergriff. Zu lange war er weit weg von Paris gewesen. Schon am 23. Oktober — die Kunde hievon erreichte Napoleon am 6. November in Dorogobusch — konnte ein Vermessener es wagen, in Paris die Nachricht

vom Tode des Kaisers in Umlauf zu setzen und mittels gefälschter Senatskonsulte eine provisorische Regierung zu proklamieren. Malet, ein republikanisch gesinnter General, der, halbverrückt, seit der 1808 aufgedeckten Verschwörung als Staatsgefangener in einem Krankenhaus inhaftiert war, entwich von dort, ließ sich eine Abteilung der Nationalgarde übergeben, befreite ihm nahestehende politische Gefangene und verhaftete den Polizeipräfekten und den Polizeiminister. Erst durch das tatkräftige Eingreifen eines Generalinspektors der Polizei wurde Malet verhaftet, und die Köpenikiade war zu Ende. Malet und mehrere Komplizen wurden erschossen.

Dieser Umstand gab Napoleon sehr zu denken und war ein wesentlicher Grund für seinen Entschluß, in die Hauptstadt zurückzukehren. Auch sonst war seine Anwesenheit in Paris dringend vonnöten. Vor allem hatte er auch alle Hände voll zu tun, um für die zu erwartenden Ereignisse des kommenden Jahres gerüstet zu sein.

Seit der Abreise Napoleons von Smorgon hatten keinerlei militärische Operationen mehr stattgefunden, die Verfolgung der Russen hatte vor der preußischen Grenze haltgemacht. Die nochmals einsetzende Kälte und der Hunger aber hatten noch furchtbar unter den Trümmern der „Großen Armee“ gehaust. Kaum einige Tausend mögen es gewesen sein, die über den Niemen zurückgekommen sind. Schon am 12. Dezember berichtete Berthier aus Kowno dem Kaiser: „Ich muß es Ew. Majestät sagen, die ganze Armee ist völlig aufgelöst, selbst Ihre Garde, welche kaum 400 oder 500 Mann bilden. Generale, Offiziere haben alles verloren, was sie hatten, fast alle haben verschiedene Körperteile erfroren. Die Straßen sind mit Leichnamen bedeckt und die Häuser davon angefüllt. Die Armee bildet nur eine Kolonne von mehreren Stunden Länge, welche morgens aufbricht und abends ohne Ord-

nung ankommt.“ Dem österreichischen Korps unter Schwarzenberg war es rechtzeitig gelungen, sich ohne beträchtliche Verluste zurückzuziehen; auf dem nördlichen Flügel aber schloß Yorck mit dem russischen General Diebitsch am 30. Dezember den Vertrag von Tauroggen ab, ein Ereignis, das sich für Napoleon als weit folgenschwerer erweisen sollte, als es im Augenblick aussehen mochte.

Der russische Feldzug hatte Napoleons „Große Armee“, eine Armee von nahezu einer halben Million Soldaten, vollständig aufgerieben. Trotzdem war diese Katastrophe, so groß sie auch war, noch nicht solcher Art, daß sie die Machtstellung des Imperators bereits völlig erschüttert hätte. Noch standen dem Kaiser Reserven und Hilfsmittel die Menge zur Verfügung, und er war entschlossen, sie restlos einzusetzen, um im Frühjahr 1813 den Russen noch einmal entgegenzutreten. Diesem Ziele diente auch das am 25. Januar 1813 abgeschlossene Konkordat mit dem Papste, das eine Befriedung im Innern Frankreichs herbeiführen sollte.

In der Zwischenzeit aber vollzog sich in Deutschland der große Umbruch. Lange schon hatten die Patrioten in Preußen ihre Stimme erhoben, hatten versucht, ihren König für einen Widerstand gegen Napoleon zu gewinnen. Vergebens. Scharnhorst war ausgeschaltet worden, Blücher hatte sein Kommando verloren, und mancher mußte, wie Stein, am Zarenhofe eine Zuflucht suchen. Da tat General Yorck, als er auf eigene Faust mit den Russen Unterhandlungen anknüpfte, die zunächst eine Neutralitätserklärung des preußischen Korps ergaben, einen entscheidenden Schritt. In seinem Schreiben vom 30. Dezember 1812 an den König legte er die zwingenden Gründe seines Handelns dar und schloß mit den Worten: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn Sie mein Verfahren tadelnswert finden sollten. Ich werde dann noch in dem letzten

Augenblick die süße Beruhigung haben, zu denken, daß ich als treuer Untertan sterbe, als wahrer Preuße, als ein Mann endlich, der nur das Beste des Vaterlandes wollte. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgnis erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.“ Es war ein Glück, daß die Russen den Kurier des Königs nicht durchließen mit jenem Dekret, das Yorck seines Postens entsetzen sollte und ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen befahl.

Gerade der König war es, der nicht gerufen hatte, und erst als trotzdem alle, alle kamen, sah auch er sich von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen. Freilich hatten inzwischen die französischen Truppen, die bisher Preußen besetzt hielten, nahezu das ganze Land geräumt und sich auf eine Linie, die von Bremen über Magdeburg nach Dresden reichte, zurückgezogen; der ostpreußische Generallandtag hatte aus eigenem Antrieb den Landsturm aufgerufen, und endlich hatte der Zar Preußen, falls es das Bündnis mit Napoleon löse, seine Hilfe für einen Wiedererwerb der verlorenen Gebiete angeboten, im andern Falle jedoch mit seiner Mitwirkung an einer künftigen Teilung des preußischen Landes gedroht.

Für alle Fälle hatte der König am 22. Januar Berlin verlassen, das damals noch von den Franzosen besetzt war. Am 3. Februar erließ eine Rüstungskommission, in der Scharnhorst maßgebend tätig war, die allgemeine Wehrpflicht, und am 12. wurden die schlesischen und pommerischen Linientruppen mobil gemacht. Am 27. Februar kam in Kalisch ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Rußland und Preußen zustande, und am 17. März 1813 sprach endlich

der König mit dem Erlaß über das Aufgebot der Landwehr und seinem „Aufruf an mein Volk“ das erlösende Wort. Am 27. März erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich. Durch den englisch-schwedischen Vertrag vom 3. März gehörten diese beiden Mächte praktisch auch zur Koalition. Unter diesen Umständen schien es Österreich nicht mehr geraten, an seiner französischen Allianz festzuhalten. Da es andererseits zunächst keine Neigung verspürte, der Koalition beizutreten, behauptete es seine Neutralität — ebenso wie Sachsen — und versuchte sich in London in einer Vermittlerrolle, die indessen scheiterte. Österreich setzte aber trotzdem seine Vermittleraktion auch in Frankreich fort mit dem Ziele, im Verhandlungswege eine Einschränkung der französischen Vormachtstellung auf dem Kontinent herbeizuführen. Dagegen blieben die Rheinbundfürsten, mit Ausnahme des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, den Befehlen des Kaisers gegenüber gefügig.

Die allgemeine Unsicherheit der Lage zwang Napoleon, früher, als er beabsichtigt hatte, mit den militärischen Operationen zu beginnen, um durch einen möglichst raschen Schlag das Vertrauen in seine militärische Überlegenheit wiederherzustellen.

Als Napoleon am 24. April aus Mainz aufbrach, um sein Hauptquartier in Erfurt aufzuschlagen, hatte er zwischen Rhein und Elbe etwa 200 000 Mann stehen, die zum größten Teil aus jungen Konskribierten bestanden und deren hauptsächlichste Schwäche der Mangel an Kavallerie — es waren nicht mehr wie 10 000 Reiter unter ihnen — bildete. Angesichts dieser Unzulänglichkeit seines Heeres wußte der Kaiser wohl, was er sagte, als er die Äußerung von sich gab, er werde „diesen Krieg als General Bonaparte und nicht als Kaiser führen“. Und es bedurfte in der Tat des ganzen Feldherrn-genies Napoleons, um diese offensichtlichen Mängel seines

Instrumente auszugleichen. Zwar waren ihm die Alliierten anfangs noch zahlenmäßig weit unterlegen, wenn sie auch eine doppelt so starke Kavallerie aufzuweisen hatten. Aber ihnen standen noch weit größere Reserven zur Verfügung und, was besonders ins Gewicht fällt, das Scharnhorstsche System der preußischen Heeresreform begann seine Früchte zu tragen.

Eine russische Armee unter Kutusow — die nach dessen Tod kurz darauf von Tormassow kommandiert wurde — und die preußische unter Blücher, der in Gneisenau einen Stabschef von überragendem Geist besaß, waren Ende März in Sachsen eingedrungen. Inzwischen hatte Wittgenstein, von Berlin in südlicher Richtung vorstoßend, mit preußischen und russischen Truppen die Armee des Vizekönigs Eugen geschlagen und nach Magdeburg zurückgeworfen. Der Kaiser marschierte indessen von Westen her in Richtung Leipzig, und das erste Ziel seiner Operationen war, „den Feind auf das rechte Ufer der Saale, der Mulde und selbst der Elbe zu werfen“. Wittgenstein, unter dessen Oberbefehl die Heere der Alliierten inzwischen vereinigt worden waren, beschloß, dem vorrückenden Gegner in die rechte Flanke zu fallen, und dieser Vorstoß führte am 2. Mai zur Schlacht von Großgörschen oder Lützen. Während die Spitze der französischen Marschkolonne auf der Leipziger Straße von schwächeren preußischen Kräften in ein Gefecht verwickelt wurde, erfolgte der Hauptstoß in die Flanke des zwischen Groß- und Kleingörschen befindlichen Korps Ney. Napoleon erfaßte blitzschnell die Lage. Er warf Eugen, der, von Magdeburg kommend, sich bei Lützen mit ihm vereinigt hatte, in Blüchers rechte Flanke und ließ diesen gleichzeitig von Marmont in der linken Flanke angreifen. Trotz des Heldenmutes der preußischen Truppen, und obgleich die französischen Verluste erheblich höher waren, konnte der Kaiser den Sieg an seine Fahnen heften. Der

Flankenangriff der Alliierten wurde abgeschlagen, und die Spitze der Kolonne zog in Leipzig ein. Napoleon, der sich der entscheidenden Bedeutung dieses ersten großen Waffenganges nach der Katastrophe in Rußland in vollem Umfange bewußt war, hatte die Schlacht unter unerhörtem Einsatz der eigenen Person⁶⁴ geleitet, und er konnte mit Recht das Ergebnis des Tages einen „unerwarteten Sieg“ nennen, „der die Lage unserer Angelegenheiten umgestaltet hat“. Abgesehen von dem moralischen Erfolg, dessen er dringend bedurfte, war für Napoleon mit dem Siege von Großgörschen zweierlei erreicht: die Verbündeten wichen über Dresden und Meissen hinter die Elbe zurück, und Sachsen stand wiederum auf Seite der Franzosen. Dagegen konnte der Kaiser seinen Sieg nicht ausnützen, weil es ihm an Kavallerie zu einer systematischen Verfolgung des Gegners gebrach. Was aber für ihn noch schwerer ins Gewicht fiel, war die Tatsache, daß es ihm auch jetzt nicht gelang, das schwankende Österreich wieder zu sich herüberzuziehen. Wiederum trat Österreich als Vermittler auf, und es unterstrich seine Forderungen, die es freilich unter dem Eindruck von Lützen zurückschraubte, durch weitere Rüstungen. Napoleon beantwortete den österreichischen Vorstoß mit dem Versuch, sich mit dem Zaren zu verständigen, und traf Maßnahmen zur Aufstellung einer italienischen Armee, um die Österreicher nötigenfalls in Schach halten zu können. Zu gleicher Zeit aber bereitete er einen entscheidenden Schlag gegen die Verbündeten vor. Diese hatten sich in der Gegend von Bautzen verschanzt und waren entschlossen, sich dem Gegner zu einer Schlacht zu stellen. Während der Kaiser am 20. und 21. Mai ihren linken Flügel und ihr Zentrum angriff, dirigierte er Ney von Nord-

⁶⁴ Marmont schreibt von dem Kaiser: „Dieses ist wahrscheinlich der Tag gewesen, wo er in seiner ganzen Laufbahn die meiste persönliche Gefahr gelaufen ist.“



Yvon: Marschall Ney deckt den Rückzug aus Rußland



Charlet: Am Vorabend von Belle-Alliance

westen her in Richtung auf Hochkirch, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Der Plan scheiterte an dem Zaudern Neys. Die Alliierten verloren zwar die Schlacht bei Bautzen, doch konnten sie sich durch einen Rückzug nach Schlesien der drohenden Einkreisung entziehen. Eine nachhaltige Verfolgung machte den Franzosen — wie bei Lützen — ihr Mangel an Reiterei unmöglich. Unter diesen Umständen lehnte der Zar eine Sonderverständigung mit Napoleon ab, dagegen ließen ihm die Verbündeten durch Vermittlung Österreichs ihre grundsätzliche Bereitschaft zu einem Waffenstillstand erklären.

Napoleon, der inzwischen bis Breslau vorgedrungen war, entschloß sich zum Waffenstillstand, und am 4. Juni 1813 kam dieser in Pläswitz bei Striegau zustande. Er wurde zunächst auf die Dauer von sieben Wochen abgeschlossen und später bis zum 10. August verlängert. Da ihm im wesentlichen der augenblickliche Besitzstand der beiden Parteien zugrunde gelegt wurde, lief die Demarkationslinie von der böhmischen Grenze über die Katzbach zur mittleren Oder, dann der sächsischen Landesgrenze und endlich der Elbe entlang bis zur Nordsee.

Den Verbündeten kam der Waffenstillstand sehr gelegen, denn sie befanden sich zweifellos in einer äußerst kritischen Lage. Da Barclay, der an Stelle Wittgensteins den Oberbefehl übernommen hatte, das russische Heer in Polen reorganisieren wollte, die Preußen aber mit Rücksicht auf die Haltung Österreichs die Fühlung mit diesem Lande um jeden Preis aufrechtzuerhalten wünschten, schien eine Trennung der beiden Armeen unvermeidbar. Daß sie sich aber bei einem weiteren Vorstoß Napoleons für die Verbündeten verhängnisvoll ausgewirkt haben würde, ist klar ersichtlich. Und tatsächlich hat der Kaiser später im Abschluß des Waffenstillstandes einen schweren Fehler erblickt. Ebenso sicher

aber ist, daß ihm, der von der zwiespältigen Auffassung im Lager der Alliierten nichts ahnen konnte, der Waffenstillstand so viele Vorteile brachte, daß sein Entschluß vollauf gerechtfertigt erscheint. Zunächst war es der Zustand seiner Armee, der ihm ihre Auffüllung mit frischen Reserven dringend geboten erscheinen ließ. Der zweite wichtige Grund, welcher sein Handeln bestimmte, war in der feindlichen Haltung Österreichs zu erblicken. Und endlich mochten die dauernde Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen durch Einzelaktionen feindlicher Streifen sowie die Stimmung in Frankreich ihm geraten haben, eine Kampfpause eintreten zu lassen.

Was freilich Napoleon auch durch den Waffenstillstand nicht verhindern konnte, war das immer engere diplomatische Zusammenspiel zwischen den Verbündeten und Österreich, das jetzt zwangsläufig der Koalition zusteuerte. Schon am 27. Juni kam in Reichenbach ein Geheimvertrag zwischen Österreich, Preußen und Rußland zustande, in dem sich ersteres verpflichtete, am Kriege gegen Frankreich teilzunehmen, falls Napoleon nicht in die Auflösung des Herzogtums Warschau, eine Erweiterung Preußens, an das auch Danzig fallen sollte, die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich und die Unabhängigkeit der Hansestädte⁶⁵ einwilligen sollte. Tags zuvor hatte in Dresden jene denkwürdige, neun Stunden währende Unterredung zwischen Napoleon und Metternich stattgefunden, in der sich auf seiten des Kaisers „abwechselnde Freundlichkeit mit den heftigsten Ausbrüchen mischte“ und die kein anderes Ergebnis zeitigte, als

⁶⁵ Wenige Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes war Hamburg in die Hände der Franzosen gefallen, nicht zuletzt durch die hinterhältige Politik Bernadottes, der absichtlich nicht eingriff, um damit Dänemark auf seiten Napoleons zu drängen. Er hoffte auf Grund dieser Entwicklung den Dänen beim kommenden Friedensschluß Norwegen abjagen zu können.

daß Napoleon die bewaffnete Vermittlung Österreichs annahm. Am 30. Juni wurde zwischen Frankreich und Österreich gleichzeitig mit dem Vorschlag einer Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August die Beschickung eines Kongresses zu Prag zum Zwecke der Einleitung von Friedensverhandlungen vereinbart, und Napoleon verband mit der Entsendung Caulaincourts dorthin zugleich die Hoffnung, mit dem Zaren doch noch zu einem Sonderfrieden zu gelangen.

Diese Hoffnung freilich zerschlug sich rasch, und bald konnte sich Napoleon nicht mehr im unklaren darüber sein, daß weder die Verbündeten noch Metternich ernsthaft an eine Verständigung mit ihm dachten.

So waren mit dem Ablauf des Waffenstillstandes auch die Friedensaussichten vorüber, und wiederum begannen die Kanonen zu sprechen. Der Ring um Napoleon aber hatte sich geschlossen. Denn am 12. August war ihm, wie zu erwarten stand, auch seitens Österreichs die Kriegserklärung übermittelt worden. Gewiß war der Kaiser in den zurückliegenden Wochen nicht untätig geblieben, vor allem hatte er die empfindlichen Lücken seines Heeres und den Mangel an Pferden ausgeglichen. Im ganzen aber hatte sich seine Lage keineswegs gebessert, sondern durch den Eintritt Österreichs in den Krieg zu seinen Ungunsten verändert, um so mehr, als er seit Wellingtons Sieg bei Vittoria am 21. Juni auch in Spanien keine feste Position mehr besaß.

Bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten stand der Kaiser mit der aus den Garden sowie dem I., II., VIII. und XIV. Korps und zwei Kavalleriekorps bestehenden, etwa 180 000 Mann zählenden Hauptarmee im Raume zwischen Dresden und Görlitz; Ney verfügte an der Katzbach und am Bober mit dem III., V., VI. und XI. Korps und einem Kavalleriekorps über die 130 000 Mann starke Bober-Armee, während Oudinot

mit dem IV., VII. und XII. Korps sowie mit einem Kavalleriekorps, etwa 70 000 Mann stark, südlich von Berlin aufgestellt war. Außerdem blieben Hamburg, Magdeburg und Wittenberg von größeren Abteilungen besetzt.

Auch die Verbündeten waren — das Ergebnis des sogenannten Trachenberger Kriegsplanes — in drei Armeen gegliedert. Napoleon gegenüber war die Hauptarmee unter Schwarzenberg, 230 000 Österreicher, Preußen und Russen, nordwärts Prag in Stellung gegangen; bei ihr befanden sich auch die drei verbündeten Monarchen, ein Umstand, der die Durchführung der militärischen Operationen in bemerkenswerter Weise erschwerte. Die schlesische Armee, 95 000 Preußen und Russen unter Blücher, die schon zwei Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes in die neutrale Zone vorgestoßen war, stand in einer Linie, die nordwestlich von Breslau über Striegau bis Freiberg führte. Die Nordarmee endlich, welche Truppen der verschiedensten verbündeten Nationen umfaßte, stand unter dem Oberbefehl Bernadottes, des schwedischen Kronprinzen, mit etwa 150 000 Mann in der Umgegend von Berlin. In Polen organisierte außerdem Bennigsen eine russische Reservearmee. Das zahlenmäßige Verhältnis hatte sich also dank der außerordentlichen Rüstungen der Alliierten bereits merklich zuungunsten Napoleons verschoben. Vor allem hatte Preußen ein für seine Verhältnisse unwahrscheinlich starkes Heer — es zählte 160 000 Mann, die etwa 100 000 Mann Landwehren nicht eingerechnet — auf die Beine gebracht, was von der außerordentlichen Energie seiner militärischen Führung zeugt. Aber auch Österreich trieb, unterstützt von englischem Gelde, seine Rüstungen gewaltig vorwärts.

Napoleon gedachte, zunächst mit der Armee Oudinots, die Davout von Hamburg aus unterstützen sollte, einen Hauptschlag gegen Berlin zu führen und so nach Norden durchzu-

brechen. Fast schien es, als sollte dieser Vorstoß von Erfolg begleitet sein, denn Bernadotte, der einen Angriff des Kaisers selbst befürchtete, zeigte sich trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit alles andere eher als kampfentschlossen, ja er dachte vorübergehend sogar an eine Preisgabe Berlins. Daß dennoch am 23. August bei Großbeeren das VII. französische Korps von den Preußen empfindlich geschlagen und damit der Stoß Oudinots aufgehalten wurde, war daher nicht das Verdienst des schwedischen Kronprinzen, sondern ausschließlich der Tatkraft des Generals Bülow und der Tapferkeit seiner preußischen Truppen zuzuschreiben.

Von entscheidender Bedeutung war allerdings diese Schlacht nicht. Denn inzwischen hatte sich der Schwerpunkt der militärischen Operationen auf einen ganz anderen Teil des Kriegstheaters verlagert. Sobald Napoleon Klarheit darüber erlangt hatte, daß ein Teil der russischen Truppen von der schlesischen Armee zur Hauptarmee abmarschiert war, beschloß er, in Dresden nur schwache Kräfte zurückzulassen und im Zusammenwirken mit Ney mit voller Wucht gegen den jetzt geschwächten Blücher vorzugehen, der in seiner Offensive gegen Ney am 20. August bis zum linken Boberufer vorgedrungen war. Dieser zog sich, nicht nur weil ihm der Kriegsplan der Alliierten dies vorschrieb, sondern auch in der Erkenntnis, daß ihm bei einem Zusammenstoß mit dem überlegenen Kaiser sicherer Untergang drohe, kämpfend hinter die Katzbach zurück, während gleichzeitig die Hauptarmee in nördlicher Richtung gegen das schwach verteidigte Dresden zum Angriff vorging. Zunächst hielt Napoleon den Rückzug Blüchers für eine Flucht, und als er am 23. erkannte, daß es sich in Wahrheit um ein strategisches Manöver handle, das ihn weiter nach Schlesien hineinlocken und damit von Dresden entfernen solle, ließ er Macdonald mit einigen Korps gegen Blücher und zur Deckung der Dresdener

Straße zurück und eilte mit allen übrigen Truppen in Gewaltmärschen über Görlitz nach Dresden. Dabei behielt er zunächst noch die beiden sich bietenden Möglichkeiten im Auge, nämlich entweder sich Pirnas zu bemächtigen und so den vor Dresden kämpfenden Gegner abzuschneiden oder aber sich mit all seinen Kräften in das nur schwach befestigte Dresden hineinzuwerfen und von dort aus dem Feinde entgegenzutreten. Mit Rücksicht auf die schwache Besatzung dieser Stadt, die aller Wahrscheinlichkeit nach einem energischen Angriff nicht lange standhalten konnte, sah er sich gezwungen, den letzteren Weg zu wählen. Er ließ nur das I. Korps (Vandamme) in Richtung auf Königstein und Pirna weitermarschieren, während er selbst mit größeren Truppenteilen am 26. August in Dresden eintraf.

Im Lager der Verbündeten hatte man mit endlosen Beratungen⁶⁶ kostbarste Zeit vergeudet, und als endlich — am Nachmittag des 26. — der eigentliche Angriff auf Dresden begann, war die günstige Gelegenheit bereits verpaßt. Aber die Verbündeten setzten, obwohl sie sich durch das Eintreffen Napoleons einer gänzlich veränderten Sachlage gegenüber sahen, dennoch ihre Anstrengungen, in den Besitz der Stadt zu gelangen, fort, und als noch am gleichen sowie am folgenden Tage der Kaiser aus der Defensive die Offensive ergriff, mußte die Armee der Alliierten, nach einer Umgehung ihres linken Flügels empfindlich geschlagen, noch in der Nacht einen verlustreichen Rückzug antreten.

Wie durch ein Wunder entging sie der Vernichtung. Napoleon hatte sich am Abend des 27., von den Strapazen der Schlacht erschöpft — es hatte den ganzen Tag über in

⁶⁶ Auch Moreau, der alte Rivale Napoleons, nahm an diesen Beratungen teil. Seit 1812 befand er sich als Emigrant im russischen Hauptquartier. Er büßte seinen Verrat mit seinem Leben. In der Schlacht von Dresden traf ihn eine Kanonenkugel.

Strömen gerechnet — ins Schloß zurückbegeben. Am nächsten Tag ritt er gegen Pirna vor, kehrte aber kurz darauf nach Dresden zurück. Es ist niemals ganz klar geworden, aus welchem Grunde der Kaiser es unterlassen hat, die Verfolgung des geschlagenen Gegners mit der sonst an ihm gewohnten Energie zu betreiben⁶⁷. Nicht nur, daß er selbst die Leitung aus der Hand gab, er ließ auch die Garden wieder umkehren, die er zunächst als Unterstützung Vandammes bestimmt hatte, und änderte den Marschbefehl für das Korps Saint-Cyr nachträglich ab. So mußte General Vandamme, der mit dieser Verstärkung rechnete, allein den Kampf gegen die durch das Erzgebirge zurückflutenden feindlichen Kolonnen aufnehmen, die er mit starken Kräften wahrscheinlich aufgerieben hätte. Er sah sich aber nun am 29. August bei Kulm einer ständig wachsenden Truppenmacht gegenüber, und als am 30. früh der preußische General Kleist — mehr der Not gehorchend, weil die vor ihm liegenden Gebirgsstraßen von Bagagen verstopft waren — den Weg über Nollendorf nahm und nun plötzlich im Rücken Vandammes erschien, da erlitt dessen Korps gewaltige Verluste; die Reste wurden zersprengt, er selbst geriet in Gefangenschaft.

Der Sieg bei Kulm stellte das moralische Gleichgewicht der Kämpfenden wieder her. Der Sieger von Dresden hatte einen fühlbaren Rückschlag erlitten. Aber nicht nur das. Der Wendepunkt im Kampfe der Verbündeten wider Napoleon schien überhaupt gekommen zu sein. Denn schon in dem Augenblick, in dem der Kaiser dank seines überragenden Feldherrngenies bei Dresden gegen eine Übermacht Sieger

⁶⁷ Die Lesart, der Grund dafür sei lediglich in persönlicher Bequemlichkeit zu suchen, muß als töricht verworfen werden. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Kunde von Blüchers Sieg an der Katzbach es dem Kaiser nicht mehr geraten erscheinen ließ, größere Truppenmassen nach Böhmen abziehen zu lassen.

blieb, wurden seine beiden anderen Armeen empfindlich geschlagen.

Als Napoleon am 23. August in Eilmärschen in Richtung Dresden abrückte, ließ er Macdonald mit drei Korps gegen Blücher zurück. Kaum war der alte Haudegen den Abzug des Kaisers gewahr geworden, als er auch schon kehrtmachte und seine Offensivbewegung wieder aufnahm. Am 26. kam es auf dem rechten Ufer der Katzbach zu einem heftigen Zusammenstoß, der nach einem anfänglichen Vorteil für die Franzosen mit einer vernichtenden Niederlage endete. Sie wurden von dem heftig nachdrängenden Blücher in die Lausitz zurückgeworfen und verloren allein 18000 Gefangene und 103 Geschütze.

Ein ähnliches Schicksal ereilte an der Nordfront das Korps des Generals Girard, der von Magdeburg herbeigeeilt war, um das Vorgehen Oudinots gegen Berlin zu unterstützen. Im Gefecht von Hagelsberg, das gleichfalls am 26. August stattfand, wurde seine Abteilung — hauptsächlich von preussischer Landwehr, die hier ihre Feuerprobe bestand — nahezu aufgerieben. Auch Davout, der von Hamburg aus gegen die verbündete Nordarmee vorzustößen suchte, wurde zurückgedrängt. In einem dieser Gefechte — bei Gadebusch am 26. August, wo die Lützower fochten, starb Theodor Körner den Heldentod.

Trotzdem hielt Napoleon an seinem ursprünglichen Plan, die Entscheidung im Norden zu suchen, fest, in der Hauptsache wohl deshalb, weil ihm die Persönlichkeit des Führers der verbündeten Nordarmee, Bernadottes, die meisten Erfolgsaussichten zu bieten schien⁶⁸. Außerdem hatte eine solche

⁶⁸ Auch durch sein Verhalten nach der Schlacht bei Großbeeren hatte Bernadotte bewiesen, daß er einen Erfolg nicht auszunützen verstand. Seine Haltung führte im übrigen zu dauernden Zusammenstößen mit seinen preussischen Unterführern.

Operation, wenn sie gelang, für ihn den Vorteil einer zentralen Stellung, die ihm auch die Erhaltung der noch von französischen Truppen besetzten Oderfestungen zu gewährleisten schien. Er sandte daher am 1. September den Marschall Ney nach Wittenberg, übertrug ihm den Oberbefehl über die Armee Oudinots und gab ihm zugleich Weisung, den Angriff gegen Berlin von neuem vorzutragen. Seine ursprüngliche Absicht, mit starken Reserven nachzustoßen und selbst die Leitung der Operationen zu übernehmen, konnte er indes nicht ausführen, weil das bedrohliche Vorrücken der schlesischen Armee, die sich bereits Bautzen näherte, sein Eingreifen zur Unterstützung des bedrängten Macdonald erforderlich machte.

Er brach also in Richtung Bautzen auf, gelangte am 4. September bis Hochkirch und hoffte, eine Entscheidung gegen Blücher herbeiführen zu können. Aber es wiederholte sich, was ihm zu seiner Enttäuschung bereits im August an der Katzbach widerfahren war: getreu den Abmachungen des Trachenberger Kriegsplanes, der ein taktisches Zurückweichen immer dann vorsah, wenn der Kaiser persönlich als Gegner in Erscheinung trat, zog sich Blücher kämpfend zurück. Als Napoleon die gegnerische Taktik begriff, blieb ihm nichts anderes übrig, als am 6. September wieder nach Dresden zurückzukehren. Jetzt aber hielten ihn alarmierende Nachrichten über eine abermalige Bedrohung Dresdens durch die böhmische Armee erneut von dem geplanten Vormarsch nach Norden ab. Er hätte ihm übrigens jetzt auch nichts mehr nützen können, denn am nämlichen Tage war Neys Schicksal bei Dennewitz besiegelt worden. Hier konnte die Nordarmee der Verbündeten — in der Hauptsache waren es die preußischen Korps Bülow und Tauentzien —, einen Fehler des Marschalls klug benutzend, eine anfängliche Schlappe in einen glänzenden Sieg umwandeln.

Der Kaiser, der den Angriff Schwarzenbergs gegen Dresden noch einmal abgeschlagen hatte und bis über Peterswalde vorgestoßen war, mußte am 12. September auf die Kunde von Neys Niederlage hin wieder nach Dresden zurückmarschieren, weil jetzt seine linke Flanke durch die Nordarmee bedroht war.

In der Folge wendeten die Verbündeten mit Erfolg die Taktik an, den Kaiser durch Vorstöße zu ermüden, die er zwar zurückschlagen konnte, die jedoch, ohne daß er eine Entscheidung hätte herbeiführen können, in dem völlig ausgesogenen Gebiete eine dauernde Schwächung seiner Truppen mit sich brachten. Auch gelegentliche eigene Vorstöße Napoleons — am 17. September auf Kulm, am 22. auf Bischofswerda — endeten, weil er eine Überflügelung befürchten mußte, mit einem Rückmarsch, diesmal auf das linke Elbe-Ufer. Die Verbündeten errangen zudem einige kleinere Erfolge, so bei Zeitz und bei Wartenberg, und erreichten vor allem, daß sich langsam der Ring um den Gefürchteten immer enger schloß.

Die verschiedenen Niederlagen, die außerordentlichen Verpflegungsschwierigkeiten, die Kreuzundquermärsche ohne sichtbaren Erfolg und ihre unabsehbare, immer hoffnungsloser werdende Lage — all das schwächte den Geist und den inneren Halt der französischen Truppen. Plünderung und Desertion waren an der Tagesordnung.

In demselben Maße aber, in dem die Moral des Heeres Napoleons sank, stieg die Siegeszuversicht bei den Verbündeten, zu deren Gunsten sich auch mehr und mehr das zahlenmäßige Verhältnis verschob. Auch konnten sie ihre Geschlossenheit durch den Vertrag von Teplitz vom 9. September, der Österreich noch fester als bisher an die Koalition band, und durch die Abmachungen vom 3. Oktober verstärken, in denen Franz I. auch mit England eine Allianz abschloß.

Diese Entwicklung konnte auf die Dauer nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung der übrigen deutschen Länder bleiben. Die Rheinbundpolitik Napoleons gründete sich in erster Linie auf die Fürsten, die ihm ihre Kronen verdankten und von ihm abhängig waren. Daß auch die Truppen dieser Staaten zum Teil mit großer Verehrung und Liebe an dem Soldatenkaiser hingen, kann nicht geleugnet werden, ihre Völker aber blieben ihm gegenüber gleichgültig. Ebenso wenig aber kannten sie bisher eine die gesamtdeutschen Interessen berücksichtigende Einstellung, was ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden kann, schon weil ihre dynastische Führung ihnen ein schlechtes Beispiel gab. Angesichts der allgemeinen politischen Zersplitterung hatte der Gedanke an eine große deutsche Schicksalsgemeinschaft und an die Einheit aller Deutschen nur in den Herzen weniger einzelner Wurzeln geschlagen. Jetzt unter dem Eindruck der wachsenden Erfolge der Verbündeten und der schwindenden Macht des Franzosenkaisers begann sich auch das nationale Gefühl der bisher Gleichgültigen zu regen. Schon bei Beginn der Schlacht von Dresden waren mehrere westfälische Bataillone zu den Alliierten übergegangen, sächsische Truppen waren ihnen im Verlaufe des Feldzuges gefolgt. Nun war die Reihe an Bayern, Napoleon die Gefolgschaft aufzusagen. Es war auch die Stimmung in seinem Lande — nicht nur eigene Opportunitäts-erwägungen — welcher der König von Bayern Rechnung trug, als er am 8. Oktober im Vertrag von Ried den Anschluß Bayerns an die Koalition unterzeichnen und ihm 6 Tage später eine förmliche Kriegserklärung an Frankreich nachfolgen ließ.

Ihre wachsende Überlegenheit ließ die Verbündeten nunmehr eine allgemeine Angriffsbewegung ins Auge fassen. Während Schwarzenberg anfangs Oktober gegen Leipzig aufbrach, und die Nordarmee die Elbe in südlicher Richtung überschritt,

hatte Blücher eine Rechtsschwenkung gemacht und war bei Wartenburg über die Elbe gegangen. Dies zwang den Kaiser, sein Schwergewicht nach dem Norden zu verlagern. Er ließ in Dresden nur zwei Korps zurück, übertrug dem König von Neapel drei Korps samt zwei Kavalleriekorps mit der Weisung, das Vordringen Schwarzenbergs auf Leipzig zu hindern, und marschierte selbst nach Düben. Dort brachte er durch sein überraschendes Erscheinen an der Mulde das Vordringen der Gegner zum Stehen, und er hoffte jetzt, durch einen plötzlichen Marsch auf Leipzig sich von Bernadotte und Blücher lösen und im Zusammenwirken mit Murat durch einen schnellen Schlag die Armee Schwarzenbergs zermalmen zu können.

Wäre dieser Plan gelungen, so hätte der Oberfeldherr der Verbündeten schwer gebüßt für den unverzeihlichen Fehler, die Abwesenheit Napoleons nicht benützt zu haben, um mit seiner überlegenen Streitmacht das Häuflein Murats anzugreifen und zu erdrücken.

Viel zu spät — erst am 14. Oktober, und da nur mit unzulänglichen Kräften — erfolgte bei Liebertwolkwitz ein Vorstoß der Verbündeten gegen Murat, der sich indes behaupten konnte. Aber da Napoleon am 15. noch nicht alle seine Truppen um Leipzig versammelt hatte — unverständlicherweise ließ er auch Saint-Cyr und Lobau bei Dresden stehen —, so mußte er die geplante Schlacht auf den 16. verschieben. Gerade in der Schnelligkeit des Zugreifens aber lag seine Erfolgsaussicht begründet.

Am Morgen des 16. begannen die Verbündeten zwischen Markkleeberg und Liebertwolkwitz die Hauptarmee des Kaisers in vier Heeressäulen anzugreifen, während gleichzeitig das Korps Giulay gegen den bei Lindenberg stehenden Bertrand vorstieß. Auf beiden Fronten wurde mit größter Erbitterung und Zähigkeit gefochten, die gegnerischen Stel-

lungen wurden wiederholt genommen und wieder verloren, und als der Kaiser am Nachmittag mit einem massierten Kavallerieangriff unter Führung des Königs von Neapel bei Wachau gegen das Zentrum der Verbündeten losbrach, da schien ihm der Sieg gewiß zu sein. Buchstäblich in letzter Minute gelang es den Verbündeten, welche alle verfügbaren Reserven, darunter die Gardereiter des Zaren, der französischen Eisenwalze entgegenwarfen, den Angriff zum Stehen zu bringen. Damit aber war nicht nur das Schicksal des Tages, sondern das der im Gange befindlichen großen Völkerschlacht bei Leipzig entschieden. Denn Napoleon hatte es jetzt nicht mehr mit der böhmischen Armee allein zu tun, sondern er sah sich den weit überlegenen Streitkräften der Verbündeten gegenüber.

Zwar die Nordarmee unter Bernadotte, dessen zwiespältige und zaudernde Haltung bereits wiederholt Anlaß zu ernststen Zerwürfnissen mit den verbündeten Mächten und vor allem mit den ihm unterstellten preußischen Generalen gegeben hatte, war nicht auf dem Schlachtfelde erschienen. Der unverwüstliche Blücher jedoch mit seiner schlesischen Armee war am 16. auf der Straße von Halle gegen Leipzig vorgeückt und hatte damit die im Anmarsch auf Wachau begriffenen Truppen Marmonts und Neys zur Umkehr gezwungen. Bei Möckern lieferte er den Franzosen ein blutiges Gefecht, aus dem er als Sieger hervorging. Er fand damit den Anschluß an die linke Flanke der Verbündeten, und unerbittlich schloß sich so der eiserne Ring um den Kaiser.

Aber noch jetzt dachte Napoleon nicht an den Rückzug, den er in diesem Augenblick noch — allerdings mit einem empfindlichen Prestigeverlust — hätte erzwingen können. Durfte er in seiner Lage ernsthaft auf die Gewährung eines Waffenstillstandes hoffen, als er den gefangenen österreichischen General Meerveldt mit Vorschlägen, die weitgehende poli-

tische Zugeständnisse enthielten, an Kaiser Franz entsandte? Oder wollte er nur Zeit gewinnen, um den geordneten Rückzug vorzubereiten?

Tatsächlich verlor er unwiederbringliche vierundzwanzig Stunden. Denn als der Morgen des 18. Oktober anbrach und die Verbündeten den Angriff begannen, war das russische Ersatzheer unter Bennigsen im Südosten von Leipzig eingetroffen, und auch die Nordarmee hatte Breitenfeld erreicht, so daß die Verbündeten nunmehr 300 000 Mann, fast das Doppelte der Streitkräfte Napoleons, um Leipzig versammelt hatten.

Den ganzen 18. über tobte rings um Leipzig ein erbitterter Kampf, in den diesmal auch Teile der Nordarmee eingegriffen hatten. Die Franzosen konnten zwar Konnewitz, Probstheida und Stötteritz halten, an den übrigen Punkten jedoch mußten sie weichen, und in der Nacht zum 19. sah sich Napoleon gezwungen, den allgemeinen Rückzug anzuordnen⁶⁹. Dieser vollzog sich in Anbetracht des nachdrängenden Gegners in größter Unordnung, und kurz nachdem der Kaiser — am 19. Oktober um die Mittagszeit — die Stadt verlassen hatte, fiel sie den Verbündeten, die noch heftige Kämpfe mit der französischen Nachhut zu bestehen hatten, in die Hände. Drei Monarchen zogen feierlich an der Spitze ihrer siegreichen Truppen in Leipzig ein, ein vierter, der König von Sachsen, mußte seine Bündnistreue gegenüber Napoleon mit der Gefangenschaft büßen.

Um das Unglück für den geschlagenen Kaiser voll zu machen, ereignete sich an der Elsterbrücke ein Zwischenfall, der den Franzosen nahezu ihre ganze Nachhut kosten sollte. Wäh-

⁶⁹ Der Übergang sächsischer und württembergischer Truppen zu den Verbündeten war zwar nicht, wie die Franzosen behaupteten, entscheidend für den Ausgang der Schlacht, hat aber trotzdem die Operationen des linken Flügels Napoleons beeinträchtigt.

rend des Rückzugs war Befehl zur Sprengung der einzigen vorhandenen Brücke ergangen, sobald die französischen Kolonnen den Fluß überquert hätten. Aber der für die Sprengung vorgesehene Sappeur — er wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt — verlor beim Erscheinen russischer Jäger den Kopf und legte vorzeitig die Lunte an die Pulverfässer. Die Brücke flog in die Luft, und die drei Armeekorps der Arrièregarde waren abgeschnitten. Während es Macdonald, dem Führer der Nachhut, gelang, schwimmend das andere Ufer zu erreichen, fand Poniatowski, der polnische Reiterführer, mit Tausenden von Soldaten den Tod in den Fluten, Reynier und Lauriston gerieten in Gefangenschaft. Auf beiden Seiten waren die Verluste während der Kämpfe um Leipzig furchtbare, und Gneisenau greift nicht zu hoch, wenn er sie auf mindestens 100 000 Mann an Toten und Verwundeten beider Heere schätzt.

Die Völkerschlacht bei Leipzig hat die Herrschaft Napoleons über Deutschland zertrümmert und der französischen Vormachtstellung auf dem europäischen Kontinent auf Jahrzehnte hinaus ein Ende bereitet. Daß sie nicht die vollständige Vernichtung der französischen Armee herbeiführte, liegt ebensosehr in der Genialität begründet, mit welcher der Feldherr Napoleon trotz aller Schicksalsschläge seinen Rückzug bewerkstelligte, wie es andererseits eine Erklärung in der Unzulänglichkeit der Führung bei den Verbündeten findet. Denn wenn auch das Lager der Verbündeten eine Reihe stärkster militärischer Begabungen aufzuweisen hatte, so verband sich doch in der Spitze die Mittelmäßigkeit Schwarzenbergs mit all den grundsätzlichen Mängeln, denen eine Koalitions-Kriegführung mit ihren tausend Meinungen und Rücksichten ausgesetzt ist⁷⁰.

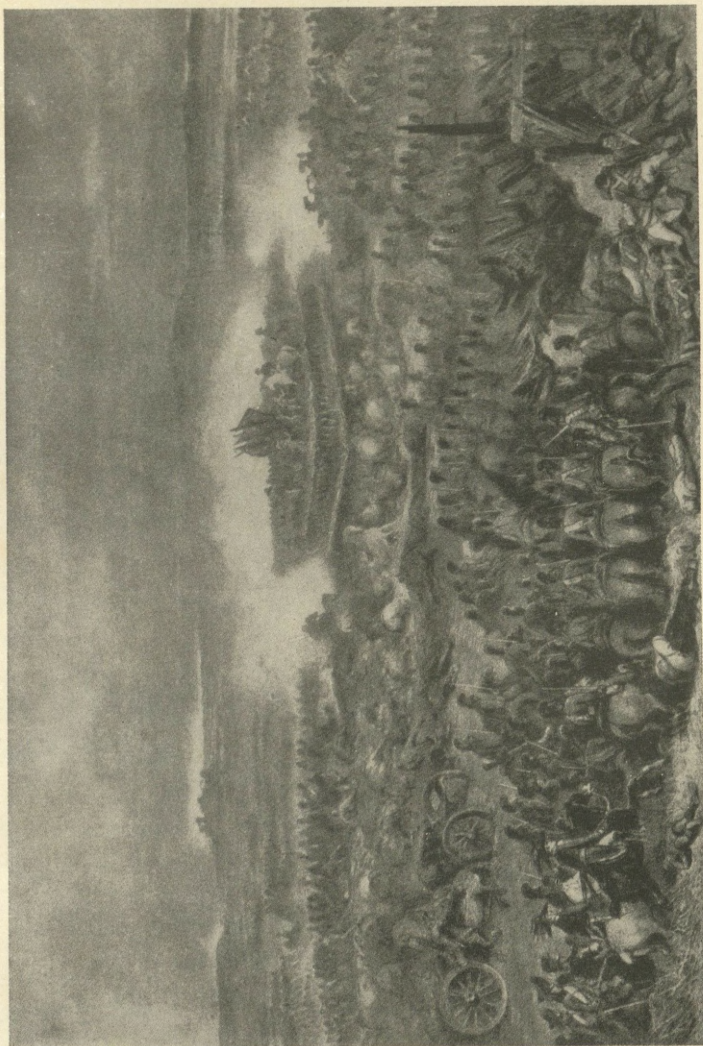
⁷⁰ Von der Haltung Bernadottes ist schon wiederholt die Rede gewesen. Aber auch die anderen Fürsten waren verständlicherweise dar-

So konnte der Kaiser noch ein Heer von etwa 90 000 Mann über den Rhein zurückführen. Er schlug sich bei Hanau durch ein österreichisch-bayrisches Heer durch, das ihm unter Führung Wredes den Weg verlegen wollte, und erreichte am 9. November St. Cloud. Aber die letzten Säulen seiner Macht in Deutschland barsten jetzt entzwei. Die von ihm noch besetzt gehaltenen Festungen mit insgesamt sehr beträchtlichen Besatzungsstärken öffneten den Verbündeten ihre Tore; Saint-Cyr, der noch mit mehr als 30 000 Mann in Dresden stand — jenes Korps, das dem Kaiser bei Leipzig so sehr fehlte —, mußte kapitulieren; der Rheinbund, besser gesagt, was von ihm noch übrig war, flog auf; Murat zog sich mit seinen Truppen in sein Königreich zurück. An der italienischen Front, deren Kämpfe auf die allgemeine Entwicklung keinen nennenswerten Einfluß ausübten, war Eugen schon im Oktober über die Etsch zurückgedrängt worden. In Spanien hatten die Engländer weitere Erfolge erzielt, in Holland begann es allorts zu gären.

Aber noch gab Napoleon seine Sache nicht verloren. „Die Nachwelt wird sagen, daß, wenn auch bedeutsame und schwierige Umstände eintraten, Frankreich und ich ihnen gewachsen waren“, erklärte er vor dem Senat, und dieser bewilligte ihm die geforderte Aushebung von weiteren 300 000 Konskribierten. Die Durchführung dieser Maßnahme stieß freilich beim Volke auf ungeahnte Schwierigkeiten, und auch mit Anwendung drakonischer Strafen ließ sich den zahlreichen Desertionen nicht mehr Einhalt gebieten.

Auch im gesetzgebenden Körper begann sich mehr und mehr

auf bedacht, ihre eigenen Truppen nach Möglichkeit zu schonen, um sich nach Beendigung des Krieges eine entscheidende Rolle zu sichern. Selbst innerhalb der preußischen Führung gab es Spannungen, die, wie das Zerwürfniß zwischen Yorck und Gneisenau, sich auf die Gesamtoperationen ungünstig auswirkten.



Raffet: Rückzug des „Bataillon sacré“ bei Belle-Alliance



Bellangé: Rückkehr von der Insel Elba

ein Widerstand gegen die Politik des Kaisers geltend zu machen. Mit der Würde des geborenen Herrschers trat Napoleon den Parlamentariern entgegen, die in den Zeiten seines unstreitigen Glückes sich ihm gegenüber stets unterwürfig und willig gezeigt hatten. „Ihr sucht den Souverän von der Nation zu trennen. Ich allein, ich bin der Repräsentant des Volkes. Und wer von euch vermöchte eine solche Bürde zu tragen? Der Thron ist nur mit Samt überzogenes Holz.“ Er wußte, daß diese Männer um den Preis des Friedens mehr französisches Gebiet abtreten würden, als der Gegner verlangte, und er wußte auch, daß Frankreich in dieser Stunde seinen starken Arm nötiger hatte denn je. „Gegen mich sind die Feinde noch mehr erbittert als gegen die Franzosen, aber soll es mir deshalb erlaubt sein, den Staat zu zerstückeln?“ Bevor er am 1. Januar 1814 den gesetzgebenden Körper schloß, schleuderte er ihm seine ganze Verachtung ins Gesicht: „Ihr habt mich mit Kot beschmutzen wollen, ich aber gehöre zu den Männern, die man töten, aber nicht entehren kann!“

Seine Entschlossenheit, sich zu behaupten, war schon vor diesem Auftritt so groß, daß er darüber eine Gelegenheit zum Friedensschluß versäumte, die ihm die Kabinettspolitik der Verbündeten bot. Denn weder wünschte Metternich, dessen Ziel die Brechung der französischen Vormachtstellung gewesen war, eine zu starke Verschiebung des europäischen Gleichgewichts zugunsten Englands und Rußlands, noch hatte der Zar Neigung, den Krieg auf das linke Rhein-Ufer hinüberzutragen. Die Vorschläge, die man vom Hauptquartier in Frankfurt aus dem in Leipzig in Gefangenschaft geratenen französischen Diplomaten Saint-Aignan nach Paris mitgab, enthalten daher im wesentlichen, daß Frankreich die Rhein-, die Alpen- und die Pyrenäengrenze behalten sollte. Daß sich Napoleon über den Ernst seiner Lage im klaren

war, geht aus einem von Miot de Mérito überlieferten Gespräch hervor. Demzufolge sagte der Kaiser damals zu seinem Bruder Joseph, den er zum Verzicht auf den spanischen Thron überreden wollte: „Meine Situation erlaubt mir nicht mehr, an irgendeine fremde Herrschaft zu denken, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich das Territorium des alten Frankreich durch den Frieden erhalten kann. Alles um mich herum droht einzustürzen. Meine Armeen sind vernichtet, und die Verluste, die sie erlitten, lassen sich nur mit äußerster Schwierigkeit wiedergutmachen.“

Daß sich Napoleon trotzdem nicht rasch genug entschloß, den Vorschlag zur Beschickung eines Friedenskongresses anzunehmen, läßt sich nur durch seinen Wunsch erklären, während solcher Verhandlungen wieder mit einem entsprechend verstärkten Heere an seinen Grenzen zu stehen. Er wollte also Zeit gewinnen, um inzwischen eine neue Armee auf die Beine zu bringen, was ihm um so notwendiger erscheinen mochte, als nach dem Willen der Verbündeten die militärischen Operationen unbeschadet der Tatsache solcher Verhandlungen zunächst weitergehen sollten.

Die verbündeten Monarchen richteten nunmehr an das französische Volk einen Aufruf, in welchem die politischen Zustände schon wesentlich allgemeiner formuliert waren, und der zudem den Zweck verfolgte, die französische Nation gegen den Kaiser auszuspielen. So war die Fortführung des Krieges bereits beschlossene Tatsache, als Napoleon an Stelle Marets den als gemäßigt bekannten Caulaincourt zum Minister für auswärtige Angelegenheiten ernannte und seine Bereitwilligkeit zur Teilnahme an einem Kongreß auf der vorgeschlagenen Verhandlungsgrundlage erklären ließ.

Bei den Verbündeten herrschte wie gewöhnlich große Uneinigkeit in bezug auf die zu ergreifenden Maßnahmen. Endlich einigte man sich auf folgenden Plan: die Nordarmee

sollte von Holland aus gegen Belgien operieren, die Hauptarmee sollte von der Schweiz her gegen das Plateau von Langres vorstoßen, während Blücher zunächst die französische Front am Rhein festzuhalten hatte, bis der Aufmarsch Schwarzenbergs vom Südosten her beendet war. Über die dann notwendig werdenden Operationen aber bestand noch völlige Unklarheit, was seinen Grund in den verschiedenen politischen Absichten der verbündeten Mächte hatte. Österreich plante mit seinem Einmarsch, durch eine militärische Demonstration den Gegner zu einem seinen Wünschen entsprechenden, Frankreich nicht zu sehr schwächenden Frieden zu zwingen, während der Zar jetzt auf einer rücksichtslosen, auf die Vernichtung und Entthronung Napoleons abzielenden Durchführung des Angriffs bestand.

Am 21. Dezember 1813 begann — ohne daß sich die Schweizer dem widersetzt hätten — der Durchmarsch der Hauptarmee durch die Schweiz, und schon Ende des Jahres war die französische Grenze überschritten. Doch wäre es bei diesem Unternehmen um ein Haar zu einem schweren Konflikt mit dem Zaren gekommen, der sich für die Integrität der Schweiz verbürgt hatte. Die schlesische Armee ging in den ersten Januartagen von Mannheim bis Koblenz über den Rhein, Wintzingerode überschritt ihn am 13. Januar bei Düsseldorf, und Bülow stieß am gleichen Tage gegen Antwerpen vor. Da die Franzosen langsam nach Westen zurückwichen, und die Hauptarmee am 17. Januar Langres erreicht hatte, suchte Blücher Anschluß an Schwarzenberg zu gewinnen und marschierte über Nancy in Richtung auf die Aube⁷¹.

⁷¹ Bernadotte, der sich in der Hoffnung wiegte, nach dem Sturze Napoleons König von Frankreich zu werden — ein Plan, der die Unterstützung des Zaren fand — beteiligte sich nicht am Vormarsch gegen Belgien, sondern wandte sich mit einem Teil der Nordarmee gegen Dänemark, das ihm im Frieden von Kiel am 14. Januar 1814 Norwegen abtreten mußte.

Als Napoleon, der den feindlichen Hauptstoß zunächst am Niederrhein erwartet hatte, von dem Vormarsch durch die Schweiz erfuhr, zog er seine bereits nach Belgien dirigierten Truppen eiligst zurück und beschloß, zwischen Seine und Marne die beiden Armeen der Verbündeten noch vor ihrer Vereinigung einzeln zu schlagen. Er war am 25. Januar bei St. Dizier angekommen, schwenkte dann jedoch scharf nach rechts ab, um Blücher bei Brienne an der Aube eine Schlacht zu liefern. Dort kam es am 29. jedoch nur zu einem kleineren Gefecht, weil der Marschall nach Süden auswich und bei Trannes an der Aube eine gesicherte Stellung bezog. Er hatte jetzt Fühlung mit stärkeren Kräften Schwarzenbergs, und die Verbündeten konnten den etwa 65 000 Mann, über die Napoleon verfügte, mehr als die doppelte Übermacht entgegenstellen. In diesem Augenblick aber verhinderte die politische Uneinigkeit der Verbündeten die völlige Ausnutzung einer glänzenden militärischen Chance.

Die österreichische Politik war jetzt mehr denn je auf Verhandlungen mit dem Franzosenkaiser abgestellt, und als sich der Zar mit Heftigkeit dieser Linie widersetzte, schien die Sprengung der Koalition und damit eine Katastrophe für die Verbündeten unvermeidlich. Denn es lag durchaus nicht außerhalb jeder Möglichkeit, daß Österreich aus der Koalition austrat und ein Bündnis mit Napoleon einging. Als Metternich am 27. Januar den Weitermarsch der österreichischen Truppen einzustellen drohte, hatte der Zar erklärt, er werde den Krieg mit Preußen zusammen allein weiterführen. Er hatte, da man endlich auch die Engländer sowie Preußen für die Abhaltung eines Kongresses gewonnen hatte, schließlich nachgeben müssen. Aber auch Österreich sah sich gezwungen, einen bedeutsamen Schritt von seinem bisherigen Programm abzuweichen, weil es nicht mehr an der in Frankfurt vorgesehenen Grenzziehung festhalten konnte,

sondern Frankreich nur mehr „seine alten Grenzen“ zubilligen durfte.

Immerhin, die Koalition war gerettet, und man kam überein, daß seitens der vier Mächte zu Châtillon mit Caulaincourt auf der Basis der Grenzen Frankreichs vom Jahre 1792 verhandelt werden sollte.

Daß trotzdem die militärischen Operationen weitergehen sollten, entsprach den von Anfang an getroffenen Abmachungen. Auf die Art und Weise, wie dies geschehen würde, konnten allerdings die politischen Spannungen im Lager der Verbündeten nicht ohne Einfluß bleiben.

Am schwierigsten war unter solchen Umständen zweifellos die Lage des Oberfeldherrn, bei dessen Beurteilung die verwickelten Befehlsverhältnisse stark in Rechnung gestellt werden müssen. Schwarzenberg sah sich gezwungen, zwischen den widerstrebendsten Rücksichtnahmen und Verpflichtungen einen Ausgleich zu finden. Er, dem sein kaiserlicher Herr schriftlich jedes weitere Vorrücken verboten hatte, der außerdem Weisung hatte, bei einem erfolgreichen Vorgehen des Feindes sofort den Rückzug anzutreten, und der ferner auf der Einberufung eines Kriegsrates bestehen sollte, falls „der russische Kaiser gegen jeden Begriff vernünftiger Operationen vorgehen“ würde — Schwarzenberg konnte gleichwohl nicht übersehen, was die militärische Lage erforderte. Es war das Gebot der Stunde, hier, an der Aube, unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte dem Kaiser eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Schwarzenberg konnte sich nicht entschließen, seinen Instruktionen entgegenzuhandeln und den Feind zu einer Schlacht zu zwingen, die mit einem Schlage den Feldzug beenden mußte. Auf der anderen Seite aber unterstützte er wirksam den Angriff, den Blücher am 1. Februar bei La Rothière gegen Napoleon vortrug, indem er zwei seiner Korps mit einsetzte und durch Wrede den lin-

ken Flügel der Franzosen bedrohen ließ. Die Schlacht dauerte bis zum Einbruch der Nacht, aber schließlich mußte der Kaiser, von drei Seiten heftig bedrängt, den Rückzug nach Troyes antreten. Obgleich Schwarzenberg auch jetzt bewußt auf Verfolgung verzichtete und nur zögernd folgte, wich Napoleon am 6. auf Nogent an der Seine zurück. Er hatte Kenntnis von Blüchers Abmarsch nach Norden erhalten und vermutete nicht mit Unrecht, daß der Marschall Vorwärts unbekümmert um die langsamen Bewegungen der Hauptarmee seinerseits auf Paris vorgehen werde.

Napoleon mußte also seine eigenen Offensivpläne aufgeben und schleunigst an die Sicherung seiner Hauptstadt denken. Er gesteht, daß ihm „durch diese Anordnungen ein starker Strich durch die Rechnung gemacht worden“ sei. Aber auch jetzt brachte er seine überlegene, jede Blöße des Gegners kühn und blitzschnell ausnützende Kriegskunst zur vollen Entfaltung, und aus seiner defensiven Stellung heraus führte er eine Reihe von wuchtigen Schlägen gegen die getrennt aufmarschierenden Korps von Blücher, dessen Angriffsgeist allein für ihn eine wirkliche Gefahr darstellte. Am 10. Februar schlug der Kaiser Olssufiew bei Champaubert, am 11. drängte er Yorck nach Norden ab und brachte Sacken bei Montmirail eine Niederlage bei, und am 14. warf er Blücher bei Vauchamps zurück, der mit den Resten seiner Armee — den Korps Kleist und Kapzévitsch — mit Mühe und Not der Umklammerung entging.

Inzwischen aber hatte sich die Hauptarmee Paris bis auf zwei Tagemärsche genähert. Napoleon konnte nichts ahnen von den Instruktionen, die Schwarzenberg vom österreichischen Kaiser erhalten hatte, er konnte nicht wissen, daß die Hauptarmee auf die Kunde von Blüchers Mißerfolgen hin den weiteren Vormarsch einstellen würde. So blieb ihm nichts anderes übrig, als auf eine nachhaltige Verfolgung der schle-

sischen Armee zu verzichten und die vermeintliche Gefahr durch einen schnellen Marsch an die Seine zu bannen. Damit aber ließ er Blücher Zeit, seine zersprengten Korps bei Châlons wieder zu sammeln.

Am 18. schlug der Kaiser die Vorhut Schwarzenbergs bei Montereau, was dessen schleunigen Rückzug auf Troyes sowie sein Anerbieten eines Waffenstillstandes zur Folge hatte.

Dieses Angebot und die Nachricht, daß Augereau mit 20 000 Mann von Lyon und Grenoble her im Anmarsch sei, konnten die schon durch seine letzten Erfolge gehobene Widerstandskraft Napoleons nur noch mehr stärken, und jetzt ließ er auf dem Kongreß von Châtillon eindeutig die Forderung nach den Grenzen von 1792 ablehnen, wodurch auch Schwarzenbergs Angebot hinfällig wurde.

Als Schwarzenberg den weiteren Rückzug auf Langres beschloß, setzte es Blücher mit Unterstützung des Zaren durch, daß ihm die Genehmigung zu selbständigem Handeln erteilt wurde. Er war bereits am 21. Februar mit seinen wieder geordneten Truppen an der Aube erschienen. Am 24. begann er seine Angriffsbewegung, indem er den Marschall Marmont bei Sézanne zurückdrängte. Dann wollte er nach Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode geradewegs auf Paris losmarschieren.

Dieser Entschluß Blüchers störte erneut die Pläne des Kaisers, der die Verfolgung Schwarzenbergs in Richtung auf die Aube mit seinen Hauptkräften aufgeben mußte, um sich wieder gegen den Marschall Vorwärts zu wenden. Als Schwarzenberg, bei Bar an der Aube angekommen, den Abmarsch Napoleons erfuhr, stellte er sich am 27. Februar den beiden Korps von Oudinot und Macdonald, die allein seine weitere Verfolgung übernommen hatten, und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei.

Jetzt bekräftigten die Verbündeten, welche eben an Napoleon ein Ultimatum abgesandt hatten, im Vertrag von Chaumont die Koalition, indem sie sich verpflichteten, gemeinsam bis zur Erreichung eines ihre Rechte sichernden Friedens zu kämpfen. Die Hauptarmee rückte wieder, wenn auch langsam, nach Nordwesten vor, konnte sich aber trotz ihrer erdrückenden Übermacht nicht zu entscheidendem Handeln gegen Napoleon entschließen, bis die Ablehnung des Ultimatus durch den Kaiser, der als Antwort darauf völlig unannehmbare Gegenvorschläge machen ließ, den Kongreß von Châtillon sprengte und damit zur Beendigung des Krieges den vollen militärischen Einsatz notwendig machte, wie er von Rußland und auch von Preußen die ganze Zeit über vertreten worden war.

Inzwischen hatte Blücher am 2. März die Marne überschritten, war aber dann, da Bülow und Wintzingerode noch bei Soissons festgehalten waren, nach Norden ausgewichen und hatte hinter der Aisne Stellung bezogen. Nach seiner Vereinigung mit den beiden Korps war seine Armee auf etwa 110000 Mann angewachsen, während Napoleon, der jetzt gemeinsam mit Marmont und Mortier gegen die schlesische Armee operierte, kaum über die Hälfte verfügte. Trotzdem gelang es ihm, am 7. März aus der blutigen Schlacht von Craonne als Sieger hervorzugehen. Sie öffnete ihm das Plateau hinter der Aisne und zwang Blücher zum Rückzug auf Laon. Dort aber brachen sich am 9. die Wellen des französischen Angriffs, und Yorck fügte den Truppen Marmonts durch einen nächtlichen Angriff schwere Verluste zu. Nur die hartnäckige Erneuerung des Kampfes durch den Kaiser am 10. rettete dieses Korps vor der Vernichtung.

Aber Blücher, dessen Angriffsgeist durch eine heftige Erkrankung gelähmt war, nützte seine Überlegenheit nicht ge-

nügend aus⁷². Er blieb bei Laon stehen und ließ Napoleon ungehindert auf Soissons und Fismes zurückweichen und dort seine Truppen sammeln.

Ehe man sich dessen versah, erschien er vor dem eben in die Hände der Verbündeten gefallenem Reims und nahm es am 13. durch Handstreich. Hier zog er Verstärkungen aus den Ardennenfestungen an sich, ließ, ermutigt durch einen sich immer stärker ausbreitenden Volksaufstand gegen die feindlichen Armeen, Marmont und Mortier gegen Blücher zurück und marschierte auf Arcis an der Aube. Allerdings hatte er angenommen, daß Schwarzenberg weiter westlich — an der Seine — stünde und in Kämpfe mit Macdonald verwickelt sei. So sah er sich am 21. März, nachdem er sich tags zuvor gegen das Korps Wrede bei Arcis behauptet hatte, plötzlich allein der Hauptarmee der Verbündeten gegenüber, die, freilich viel zu langsam, die Offensive gegen ihn eröffnete. Angesichts ihrer vielfachen Überlegenheit wich er nach Osten aus und zog sowohl Macdonald als auch Marmont und Mortier an sich heran. Er gab damit Paris preis, aber in dieser Lage blieb ihm kein anderer Weg. Zudem rechnete er damit, der Gegner werde von seiner Hauptstadt ablassen und ihm nach Osten folgen, eine Hoffnung, die nicht ganz unbegründet war, weil tatsächlich derartige Gedanken im Lager der Verbündeten erwogen wurden. Endlich aber entschied man sich dort für die Fortsetzung der Offensive gegen Paris.

Die Hauptarmee war noch am 24. März gegen Vitry vorgestoßen und hatte dort Verbindung mit der Armee Blüchers aufgenommen, wodurch Marmont und Mortier vom

⁷² Auch die Zurückhaltung Österreichs und die Tatenlosigkeit der Hauptarmee begannen sich allmählich nachteilig auf seine Initiative auszuwirken. Die Lasten dieses Feldzuges hatten bisher fast ausschließlich die Preußen und Russen getragen, und man wollte nicht weiterhin nur die Kastanien für die Koalition aus dem Feuer holen.

Kaiser abgeschnitten wurden. Gegen diese beiden Korps wurde nun in westlicher Richtung der Angriff vorgetragen, während man Napoleon durch russische Kavallerie verfolgen ließ.

Marmont und Mortier mußten kämpfend vor der Übermacht zurückweichen, und in der Frühe des 29. März war Blücher im Begriffe, den Angriff auf das nur noch von Mobilgarden schwach verteidigte Paris zu eröffnen. Rücksichten auf den Zaren indessen, der sich ausbedungen hatte, an der Spitze seiner Garden zuerst in der französischen Hauptstadt einzurücken, vergeudeteten einen kostbaren Tag, und am 30. mußten die Verbündeten den inzwischen wieder gesammelten Gegner in der blutigen Schlacht am Montmartre niederwerfen.

Schon am 29. hatte Marie-Louise mit dem König von Rom Paris verlassen, was einer ausdrücklichen Weisung Napoleons im Falle einer unmittelbaren Bedrohung seiner Hauptstadt entsprach⁷³. Sein Bruder Joseph, der den Kaiser in Paris mit wenig Geschick und ohne Energie vertreten hatte, folgte ihnen am nächsten Tage nach und ermächtigte Marmont zur Einleitung von Kapitulationsverhandlungen, auf Grund deren die Sieger am 31. triumphierend in der Hauptstadt Frankreichs einzogen⁷⁴.

Napoleon hatte sich am 26. März von Vitry nach St. Dizier gewandt und die ihn verfolgende Reiterei zurückgeschlagen.

⁷³ „Wenn der Feind“, schrieb er am 16. März von Reims aus an Joseph, „mit solcher Macht gegen Paris vorrückte, daß jeder Widerstand unmöglich würde, so lassen Sie die Regentin, meinen Sohn, die Großwürdenträger, die Minister, die Beamten des Senats, die Präsidenten des Staatsrates, die Großoffiziere der Krone, die Baronin de la Bouillerie und den Staatsschatz nach der Loire abgehen. Verlassen Sie meinen Sohn nicht und denken Sie daran, daß ich ihn lieber in der Seine als in den Händen der Feinde Frankreichs sehen möchte.“

⁷⁴ An der Spitze der Truppen zogen nur der Zar und der König von Preußen in Paris ein. Franz I. hatte sich nach Dijon begeben.

Als er Klarheit darüber erlangt hatte, daß ihm die Hauptkräfte des Feindes nicht folgten, wußte er, daß sie entgegen seinen Berechnungen auf Paris vorstoßen würden. Noch einmal wollte er dem Schicksal in den Arm fallen, und er versuchte in schnellen Märschen über Troyes noch vor den Verbündeten in seine Hauptstadt zu gelangen. Es war zu spät. Als er am Abend des 30. in Fontainebleau eintraf und, seinen Truppen vorausgehend, im Wagen nach dem Posthause von Cour de France jagte, erfuhr er die Tatsache der vollzogenen Kapitulation. Er kehrte nach Fontainebleau zurück, immer noch hoffend, er könnte durch einen Vorstoß auf Paris wieder Herr der Lage werden. Aber dort hatte sich am 1. April unter dem Vorsitz Talleyrands eine provisorische Regierung gebildet, unter der am folgenden Tage der Senat die Absetzung des Kaisers aussprach. So entschloß sich Napoleon, nicht zuletzt unter dem Druck seiner eigenen Marschälle, voran Berthiers und Neys, die ihn beschworen, nachzugeben, am 4. April zur Unterzeichnung einer Urkunde, die folgenden Wortlaut hatte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eid getreu, daß er bereit ist vom Throne herabzusteigen, Frankreich und selbst das Leben aufzugeben zum Wohle des Vaterlandes, welches unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Reichsgesetze.“

Während Caulaincourt, Ney und Macdonald sich mit dieser Urkunde nach Paris begaben, um mit den verbündeten Fürsten über die Anerkennung Napoleons II. zu verhandeln, führte Marmont, der mit fliegenden Fahnen ins Lager von Talleyrand übergeschwenkt war, sein Korps unter der Vorpiegelung, es gehe gegen den Feind, in die österreichischen

Linien und beraubte den Kaiser damit eines der letzten Mittel, mit denen er gehofft hatte, seinem Sohn die Krone erhalten zu können. Denn jetzt bestanden die Alliierten mit Nachdruck darauf, daß Napoleon nicht nur für sich, sondern für sein ganzes Haus auf den Thron Verzicht leiste.

In einem Aufruf an die Armee vom 5. April versichert Napoleon, „daß die Ehre des Kaisers niemals im Widerspruch stehen wird zu dem Glück Frankreichs“. Er rechnete mit der Erbärmlichkeit eines Senats ab, der, solange das Glück seinem Fürsten hold war, nicht nur „an allen Ereignissen teilgenommen hat“, sondern der in seiner Schmeichelei „immer mehr tat, als man von ihm verlangte“. Und als er die Worte niederschrieb: „Der Soldat folge dem Glück und dem Unglück seines Generals; seine Ehre ist seine Religion“, da dankte er zugleich seinen Soldaten für ihre hingebende Treue und gedachte in Bitterkeit und Enttäuschung Marmonts, jenes Mannes, der mehr als zwanzig Jahre lang an seiner Seite gefochten hatte, der mit ihm aufgestiegen war und der ihn in schwerster Stunde im Stiche ließ.

Mit dem Mute der Verzweiflung bäumte sich der gewaltige Mann noch einmal gegen das Schicksal auf. Er gab Befehl, den Rest der Truppen hinter die Loire zurückzuziehen, er dachte daran, nach Italien zu fliehen und sich mit Eugens Armee zu vereinigen, aber endlich gab er auch diese Pläne auf, nachdem ihm seine Generale offen die Gefolgschaft verweigerten. Und am 6. April, am gleichen Tage, an dem Talleyrand die Rückberufung der Bourbonen inszenierte, gab er dem Drängen seiner Umgebung nach und erklärte für sich und seine Erben den Verzicht auf die Throne von Frankreich und Italien.

Die Verbündeten schwankten noch, ob sie den gefährlichen Mann nach Korfu, nach Korsika oder nach Elba verbannen sollten. Am 11. April wurde der Vertrag von Fontainebleau

unterzeichnet, der Napoleon den Kaisertitel, die souveräne Herrschaft über die Insel Elba, einen Unterhalt von zwei Millionen Franken und das Recht zusprach, vierhundert Mann seiner Gardien als Schutzwache zu halten. Seiner Familie wurden Pensionen ausgesetzt, die Kaiserin erhielt das italienische Herzogtum Parma.

Jetzt wurde es einsam um den Kaiser. Viele Große seines Reiches, die ihm alles verdankten, schmähten ihn. Viele seiner Marschälle hatten ihn schon verlassen, andere folgten nach. Daß Talleyrand, daß Fouché ihn verrieten, konnte ihn kaum schmerzen, er wußte es seit langem. Aber der Abfall Marmonts traf ihn im Innersten. Daß Ney ihn verließ, daß Berthier, sein Generalstabschef und Kampfgefährte in hundert Schlachten, von ihm ging, daß Augereau, der mit ihm Arcole erkämpft hatte, ihn mit Schmutz bewarf, all das mußte ihn zutiefst verwunden. Auch seine Gattin und seinen Sohn durfte er nicht wiedersehen, der Wiener Hof ließ sie nicht mehr aus seinen Händen⁷⁵.

So sah er seine Herrschaft, sein Werk, sah den Sinn seines Daseins zusammenbrechen. Das Leben, das er tausendmal den feindlichen Kugeln dargeboten hatte, galt ihm nichts mehr. In der Nacht vom 12. zum 13. April nahm er das Gift, das er seit Jahren bei sich trug. Aber das Schicksal wollte sein Opfer nicht. Seine Stunde war noch nicht gekommen.

⁷⁵ Das Verhalten Marie-Louisens, an der er sehr hing, bedeutete eine große Enttäuschung für Napoleon. Die Kaiserin zeigte keinerlei Neigung, in Fontainebleau mit ihrem Gatten zusammenzutreffen oder gar sein Exil zu teilen. Infolgedessen begab sie sich zu ihrem Vater nach Wien, und auch als Napoleon nach seiner Rückkehr aus Elba sie bat, nach Frankreich zu kommen, machte sie kein Hehl daraus, daß sie seinen Plänen völlig fern stehe und nur dem Schutze und der Leitung ihres Vaters sich anvertrauen wolle. Sie übernahm 1816 die Regierung in dem ihr zugesprochenen Herzogtum Parma und heiratete unmittelbar nach Napoleons Tode den Grafen Neipperg, nach dessen Tod den Grafen Bombelles.

Das Gift, das wahrscheinlich durch die Länge der Zeit in seiner Wirkungsfähigkeit beeinträchtigt war, rief eine schwere Erschütterung seines Körpers hervor, ohne jedoch den erhofften Tod herbeizuführen⁷⁶.

Am 20. April 1814 — fünfundsiebzig Jahre, bevor Adolf Hitler das Licht der Welt erblickte — trat Napoleon die Reise ins Exil an. Aber bevor er, begleitet von General Bertrand, in den Wagen stieg, ereignete sich etwas Erschütterndes. Der Kaiser nahm im Hofe des „Weißen Rosses“ zu Fontainebleau Abschied von seiner Garde. Vor seinen hartgesottenen, schlachterprobten Schnauzbärten, denen die hellen Tränen über die Backen herunterliefen, sprach er unvergängliche Worte:

„Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch Lebewohl! Durch zwanzig Jahre habe ich euch auf der Bahn des Sieges geführt, und ihr habt mir treu und in Ehren gedient. Ich sage euch meinen Dank. Mein Ziel war immer das Glück und der Ruhm Frankreichs. Jetzt sind die Zeiten anders. Ganz Europa steht gegen mich in Waffen, alle Fürsten, alle Mächte sind gegen mich verbündet. So habe ich denn alle unsere Interessen denen des Vaterlandes zum Opfer gebracht. Verlaßt dieses unglückliche Land nicht und bleibt auf dem Weg der Ehre, auf dem ich euch immer gefunden habe. Beklagt nicht mein Schicksal. Mir bleiben die großen Erinnerungen der Vergangenheit, und ich werde meine und eure Geschichte niederschreiben. Lebt wohl, meine Kinder, bewahrt mein Andenken!“

„Bei diesen Worten“, schreibt Laurent, „bricht das Schluchzen der Soldaten los, alles, was den Kaiser umgibt, zerfließt in Tränen; er, nicht minder bewegt, enteilt dieser herzzerreißenden Szene und wirft sich in seinen Wagen.“

⁷⁶ Der Selbstmordversuch in Fontainebleau, der lange von den Historikern angezweifelt wurde, muß neuerdings nach dem Erscheinen der Aufzeichnungen Caulaincourts als erwiesen gelten.

Auf der Reise nach Fréjus, wo Napoleon am 27. April eintraf, war er wiederholt Beschimpfungen durch aufgewiegelte Volksmassen ausgesetzt, obgleich er von Kommissaren der Verbündeten begleitet war. Am Abend des 28. ging er an Bord der englischen Fregatte „The Undaunted“, die ihn am 4. Mai in Portoferraio, dem Hafen seines neuen Reiches, an Land setzte. „Teufel, ist meine Insel klein!“, sagte der Kaiser lachend, als er von einem hochgelegenen Punkt aus von allen Seiten das Meer sehen konnte. Aber er war wenigstens auf dieser kleinen Insel unumschränkter Herrscher. Schon am ersten Tage seines Aufenthaltes in Elba hatte er sich seine Flagge ausgewählt, eine weiße Fahne mit einem roten Querstreifen, in dem sich drei Bienen befanden. Den Einwohnern der Insel, die ihn durch eine Deputation festlich begrüßten, versicherte er, daß er sich ihrer mit väterlicher Fürsorge annehmen würde. Dann aber besichtigte er sogleich die Befestigungen seines neuen kleinen Landes und ließ sie durch zwei Batterien verstärken. Seine Wohnung hatte er in einem bürgerlichen Hause genommen, das zwischen einem Fort und einer Schanze in der Mühlenbastion lag. Er besaß auch einen kleinen Hofstaat, darunter den General Bertrand als Großmarschall und die Generale Drouot und Cambronne. Seine Schwester Pauline, die er in ihrem Schloßchen bei Hyères getroffen hatte, befand sich gleichfalls bei ihm.

Der rastlose Mann, an beständige Tätigkeit gewöhnt, widmete sich jetzt im kleinen all jenen Obliegenheiten, die ihn sonst im großen Umfange als Kaiser der Franzosen beschäftigt und ausgefüllt hatten. Er berief einen eigenen Staatsrat und kümmerte sich um alle Einzelheiten der Verwaltung seines kleinen Besitztums. Auch gebot er insgesamt über eine Truppe von etwa 1000 Mann, die sich aus den 400 Grenadiern seiner alten Garde, die man ihm bewilligt hatte, und in Elba ausgehobenen Soldaten zusammensetzte. „Er stand

mit dem Tag auf“, erzählt Saint-Hilaire in seiner „Geschichte Napoleons“, „schloß sich in seine Bibliothek ein und arbeitete bis 8 Uhr morgens an seinen militärischen Denkwürdigkeiten; dann ging er aus, um die Arbeiten⁷⁷ zu besichtigen, blieb stehen, um die Arbeiter zu befragen, die größtenteils Soldaten von seiner Garde waren. Gegen elf Uhr nahm er ein sehr einfaches Frühstück. Bei großer Hitze schlief er, wenn er weit gegangen war oder viel gearbeitet hatte, nach dem Frühstück eine oder zwei Stunden und ging gewöhnlich um drei Uhr wieder aus, entweder zu Pferde oder in einer Kalesche, begleitet von dem Großmarschall oder dem General Drouot, welche ihn bei diesen Ausflügen ebensowenig verließen wie sein Schatten. Unterwegs hörte er alle Forderungen an, die man an ihn stellen mochte, und entließ nie jemanden, ohne ihn befriedigt zu haben.“

Es ist eine müßige Frage, ob sich Napoleon auf die Dauer mit seinem neuen Leben abgefunden haben würde. Er hätte es vielleicht getan, wenn es die Bourbonen verstanden hätten, in Frankreich eine den Forderungen der Zeit gerecht werdende Herrschaft aufzurichten. Dem war aber nicht so.

Zwanzig Jahre lang hatte der Graf von Provence, der Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., auf die Krone Frankreichs gewartet, die er aus eigener Kraft niemals würde errungen haben. Napoleon Bonaparte allein war es, der die Revolution niedergeschlagen, das Chaos beseitigt und auf den Trümmern von überlebtem Königtum, demokratischer Hilflosigkeit und anarchistischem Zerstörungswillen eine neue Ordnung aufgerichtet hatte. Erst als er der Gewalt des Schicksals weichen mußte, war die Bahn frei für den unfähigen und anmaßenden Bourbonensproß.

Am 4. Mai 1814 zog Ludwig XVIII., „von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra“, in Paris ein. Am

⁷⁷ Er ließ unter anderem Straßen und Pflanzungen anlegen.

30. Mai wurde der Friede zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich in Paris unterzeichnet. Er beließ Frankreich seine Grenzen vom Jahre 1792 und gab ihm darüber hinaus noch ein Gebiet von 150 Quadratmeilen. Es war, dank Österreichs Einfluß, glimpflich davongekommen, und Talleyrand, der sich wieder maßgebenden Einfluß gesichert hatte, nützte klug die auf dem Wiener Kongreß auftretenden Spannungen zwischen den Verbündeten aus, um Frankreich wieder zu einem Machtfaktor der europäischen Politik zu machen. Immer deutlicher begannen sich am politischen Horizont zwei Lager abzuzeichnen, deren Zwietracht, lange schon unter der Decke glimmend, namentlich durch die noch offene sächsische und polnische Frage geschürt wurde. Auf der einen Seite standen England und Österreich, denen das Anwachsen der russischen Macht ernste Sorgen bereitete, und an die sich jetzt Frankreich anlehnte, auf der anderen das Zarenreich und Preußen. Es sammelte sich so viel Konfliktstoff an, daß ein Krieg zwischen den beiden Mächtegruppierungen in den Bereich der Möglichkeit rückte.

So hatte Frankreich — ohne Zutun des Bourbonenkönigs — wiederum eine außenpolitische Stellung erlangt, die, gemessen an seiner Niederlage, als günstig bezeichnet werden muß. Dieser Prestigezuwachs aber wurde wettgemacht durch die verständnislose Unzulänglichkeit, mit der Ludwig XVIII. seine Herrschaft im Innern Frankreichs zu verankern suchte. Denn auch die Verfassung, die er seinem Lande gab, konnte bald niemanden mehr über die Tatsache hinwegtäuschen, daß sich hier in des Wortes wahrstem und gefürchtetstem Sinne die Reaktion breit machte. Man verleugnete, um sich die Gunst des Auslandes nicht zu verscherzen und um die eigene Macht zu befestigen, Frankreichs größte Zeit und schmähte den Namen seines größten Herrschers. Man überschwemmte das Heer mit adeligen Emigranten in Offiziers-

stellungen, bildete aus ihnen eine königliche Garde, kürzte den Sold der Veteranen und hob endlich die Erziehungshäuser für die Waisen der Ehrenlegionäre auf, kurz, man verscherzte sich auf das gründlichste die an sich kärglichen Sympathien der Soldaten, die, gewohnt an die Herrschaft eines Napoleon, in einem Ludwig XVIII. ohnedies nur einen kläglichen Ersatz erblicken konnten.

Aber nicht genug damit betrog man das Volk um versprochene Reformen. Man brachte die Willkür von Adel und Geistlichkeit, welche die Französische Revolution beseitigt hatte, wieder zur Geltung. Das Gottesgnadentum wurde wieder aus der verstaubten Kiste hervorgezogen und feierte von neuem seine unerwünschten Triumphe. „Sie wollten sich“, sagt Napoleon im *Mémorial* von St. Helena, „als Feudalherren wiederfinden; sie haben es vorgezogen, nur die gehaßten Häuptlinge einer von der ganzen Nation gehaßten Partei zu sein.“

Dem Kaiser, der in Elba gespannt alle Ereignisse auf dem Festlande verfolgte, konnten diese Zustände ebensowenig verborgen bleiben wie die zunehmende Konfliktstimmung innerhalb der Koalition. Vergebens hatte Talleyrand in Wien vor der drohenden Gefahr gewarnt. Sein Vorschlag, den Verbannten von Elba zu entfernen und nach den viel weiter entfernten Azoren zu schicken, fand keine Beachtung. Während der Kongreß abwechselnd beriet und tanzte, sprang der Löwe, den man genügend weit weg und bar aller Hilfsmittel wähnte, noch einmal auf.

Am 24. Februar 1815, nachdem er wenig mehr als dreiviertel Jahre auf der kleinen Insel verbracht hatte, kündigte er seiner Umgebung und den Soldaten, die sein Exil teilten, seinen Entschluß mit, und zwei Tage später schiffte er sich mit 1100 Mann auf sieben Fahrzeugen ein, um am 1. März im Golf von Jouan zwischen Cannes und Antibes vor Anker zu gehen.

Sofort nach seiner Landung erließ er eine Proklamation an das französische Volk, in der er sein Handeln rechtfertigte. Er berief sich darauf, daß das Vertrauen des Volkes ihn einst auf den Thron erhoben hätte, und erinnerte daran, daß Frankreich „seit fünfundzwanzig Jahren neue Interessen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm“ besäße, „welche nur von einer nationalen Regierung und einer Dynastie gewährleistet werden können, die unter diesen neuen Verhältnissen entstanden ist“. „Franzosen!“, rief er aus, „in meiner Verbannung habe ich eure Klagen und Wünsche vernommen; ihr verlangt diese Regierung eurer Wahl zurück, welche die einzig rechtmäßige ist; ihr klagt meinen langen Schlaf an, ihr warft mir vor, daß ich die Interessen des Vaterlandes meiner Ruhe aufopfere. Ich habe die Meere inmitten von Gefahren aller Art durchschifft, ich komme in eure Mitte zurück, um meine Rechte, welche die eurigen sind, wieder in Besitz zu nehmen.“ Und in einem flammenden Aufruf an die Armee beschwor er die Siege von mehr als zwanzig Jahren. Ewige Schande verhiess er allen Verrätern am Vaterlande und verkündete: „Der Adler mit den Nationalfarben wird von Kirchturm zu Kirchturm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen! Dann werdet ihr eure Narben mit Ehren zeigen, euch dessen rühmen können, was ihr getan; dann werdet ihr die Befreier des Vaterlandes sein!“

Um die royalistisch gesinnte Provence zu vermeiden, wählte er den Weg über die Seealpen nach der Dauphiné. Wohin er kam, wurde das Volk, wurden die Soldaten von der Begeisterung mitfortgerissen. Bei La Mure verspernte ihm ein Bataillon des 5. Linienregiments den Weg, aber es führte den Befehl seiner Offiziere zum Feuern nicht aus. Da trat Napoleon vor die Soldaten hin. „Wie, meine Freunde“, rief er aus, „ihr erkennt mich nicht? Ich bin euer Kaiser! Wenn es unter euch einen Soldaten gibt, der seinen General, der

seinen Kaiser töten will, er möge es tun, hier bin ich!“ Mit diesen Worten hatte er das Bataillon ganz gewonnen, Soldaten und Offiziere jubelten ihm zu und marschierten mit ihm nach Grenoble. Dort ging das Regiment Labédoyère zu ihm über und zog bald die ganze Garnison nach.

Unter denen, die damals in Fontainebleau so heftig die Abdankung des Kaisers verlangt hatten, war auch Michel Ney, „der Tapferste der Tapfern“, einer jener Soldaten, die den Marschallstab in ihrem Tornister getragen hatten, der Herzog von Elchingen, der Fürst von der Moskwa. Er war zu einem Diener der Bourbonen geworden; bei der Nachricht von der Rückkehr Napoleons aus Elba von Ludwig XVIII. mit dem Auftrage betraut, den „Aufruhr“ zu unterdrücken, konnte er sich so weit vergessen, daß er dem König versprach, er werde ihm den Kaiser in einem eisernen Käfig herbeischaffen. Aber die Stimmung im Heere und seine alte Verbundenheit mit Napoleon trieben ihn in seine Arme zurück. Als er mit gezogenem Degen vor seine Truppe hintrat, rief er mit lauter Stimme: „Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die Sache der Bourbonen ist für immer verloren“, um unter dem brausenden Jubel der Soldaten fortzufahren: „Ich habe euch oft zum Siege geführt, jetzt werde ich euch zu der unsterblichen Phalanx führen, mit der der Kaiser nach Paris zieht⁷⁸!“

Dort hatte die Kunde vom Erscheinen Napoleons unbeschreibliche Bestürzung hervorgerufen. Trotzdem dachte der König zunächst an Widerstand und hoffte noch bis zum 18. März, die Regierung werde mit Hilfe der Truppen der Erhebung Herr werden. Als er aber erkennen mußte, daß die Armee fest in der Hand Napoleons war, floh er mit seinem

⁷⁸ Dieser Tagesbefehl, den Napoleon selbst verfaßt hatte, wurde dem Marschall kurzerhand vom Kaiser mit der Weisung übermittelt, ihn zu unterzeichnen und zu verlesen.

ganzen Hofstaat am 19. aus Paris und ließ sich in Gent nieder.

Am nächsten Tage zog der Kaiser in den Tuileries ein. Es besteht kein Anlaß, an der Friedensbereitschaft zu zweifeln, die er jetzt wie auf der ganzen Fahrt von Elba her in zahlreichen Versicherungen zum Ausdruck brachte. In Lyon hatte er es offen ausgesprochen: „Wir müssen vergessen, daß wir die Herren der Welt waren“, und in einem Rundschreiben vom 1. April an die Souveräne sagte er: „Genug Ruhm hat abwechselnd die Fahnen der verschiedenen Nationen umstrahlt; die Wechselfälle des Schicksals haben großen Niederlagen große Siege folgen lassen. Ein schönerer Kampfplatz ist jetzt den Fürsten eröffnet, und ich bin der erste, ihn zu betreten. Nachdem man der Welt das Schauspiel großer Kämpfe geboten hat, wird es süßer sein, von nun an keinen anderen Wetteifer zu kennen als den, die Wohltat des Friedens zu verbreiten, keinen anderen Kampf als den heiligen Kampf für das Glück der Völker. Frankreich spricht freudig und offen diesen edlen Zweck all seiner Wünsche aus. Eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit wird es zum unwandelbaren Grundsatz seiner Politik machen, die Unabhängigkeit der anderen Nationen auf das entschiedenste zu achten.“

Trotzdem aber war schon jetzt der Fortbestand seiner Herrschaft aus zwei zwingenden Gründen in Frage gestellt. Die Devise „Friede und Freiheit“, unter der er sie aufrichtete, deutet beide Momente an, das außenpolitische und das innenpolitische. Den Frieden, den Napoleon anstrebte, wollten die anderen Mächte nicht, und was die Freiheit anlangt, die er dem französischen Volke versprach, so bedeutete sie eine Konzession, die den Keim des Zerfalles in das neue Gebäude trug. Sein Kampf gegen die Dynastie Bourbon und gegen die einstigen Emigranten brachte es mit sich, daß er von neuem

an die revolutionären Instinkte der Nation appellierte, Erinnerungen an die Zeiten des Umsturzes wachrief. Dies allein aber hätte genügt, bei den verbündeten Mächten, deren Interessen untrennbar mit dem Begriff der Legitimität verbunden waren, stärkstes Mißtrauen hervorzurufen. Dort fürchtete man in ihm nicht nur den Kaiser, der eine Gefahr für den Bestand von Völkern und Reichen darstellte, man sah in ihm vor allem den Jakobiner, der mit freiheitlichen Ideen das legitime Prinzip bedrohte.

Entscheidend aber waren die Rückwirkungen seiner Entschlüsse auf seine innenpolitische Stellung. Die Armee war dem Kaiser ergeben, aber die Stimmung der Pariser Bevölkerung bedeutete eine herbe Enttäuschung für ihn. So mußte er, um die zu schmale Basis seiner Herrschaft zu erweitern, bei der Regierungsbildung und bei seinen Maßnahmen Zugeständnisse aller Art machen, die ihm nur einen Bruchteil der Herrschaft beließen. Ihm treu ergebene Männer wie Maret, Davout, Caulaincourt konnte er nur mit Mühe zur Übernahme von Ministerposten überreden. Andererseits konnte er nicht umhin, alte, als radikal bekannte Revolutionäre vom Schlage eines Carnot und eines Benjamin Constant zur Mitarbeit heranzuziehen, und endlich folgte er einem vielseitigen Drängen und übertrug das Polizeiministerium an Fouché, dessen Doppelzüngigkeit ihm bekannt war⁷⁹. Die Folge war, daß der Staatsrat, im alten Kaiserreich ein mit Verwaltungsaufgaben betrautes Organ des Kaisers, sich jetzt mit langatmigen Erklärungen über konstitutionelle Grundsätze beschäftigte. Auch die Minister überreichten Napoleon eine Adresse, die wie kaum etwas anderes die Situation kennzeichnet. Es hieß darin, der Kaiser sei berufen, die liberalen Grundsätze geltend zu machen; die

⁷⁹ Talleyrand war ebenso wie Marmont, Augereau u. a. schon in Lyon durch ein Dekret Napoleons in Acht erklärt worden.

Sache des Volkes habe gesiegt; die Bürger seien frei vor dem Gesetz; der Kaiser müsse alles vergessen, selbst daß er ein Herr der Nation gewesen; kein Krieg nach außen, keine Reaktion im Innern, keine Willkürhandlungen; Sicherheit der Personen und des Eigentums, Freiheit der Meinung! Daß auch die Beschränkungen der Pressefreiheit aufgehoben wurden, ist bei dieser Sachlage nicht weiter verwunderlich. „Den Kaiser in solche Regierungsformen zwingen“, schreibt Caepefigue, „hieß seine politische Kraft abtöten.“ Und er hat recht. Napoleon, der geborene Diktator, der geschworene Feind parlamentarischer Schwätzereien, der Mann, dessen Gedanke, Wille und Tat Welten bewegt hatten, am Gängelband liberaler Minister und konstitutioneller Staatsräte! Nur die Zwangslage, in welcher sich der Kaiser befand, vermag diesen Widerspruch zu erklären, und man ist zu der Annahme berechtigt, daß er, sobald er seine Handlungsfreiheit wiedergewonnen hätte, mit diesem ganzen Plunder gründlich aufgeräumt haben würde.

So weit aber sollte es nicht mehr kommen. Kaum hatte man sich in Wien von dem Schrecken erholt, den das unerwartete Erscheinen Napoleons in Frankreich bei allen Mächten der ehemaligen Koalition hervorgerufen hatte, traf man seine Entschlüsse, um der Gefahr wirksam zu begegnen. Der Streit, der die Koalition zu sprengen gedroht hatte, wurde begraben, und man einigte sich auf ein geschlossenes Vorgehen gegen den „Abenteurer“. Am 13. März erließ der Kongreß eine Achterklärung gegen den „Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt“, und am 25. wurde der in Chaumont zwischen den vier Großmächten abgeschlossene Vertrag wieder bekräftigt. Während Österreich, Rußland und Preußen je ein Heer von 150 000 Mann stellen wollten, verpflichtete sich England, sich mit einer kleineren Armee, dafür aber mit entsprechenden Geldmitteln am Kampfe zu beteiligen, und man er-

klärte, „die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor Bonaparte nicht völlig außerstande gebracht ist, je wieder Unruhe zu stiften und seine Versuche, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen, zu erneuern“. Da sich auch die übrigen Mächte diesem Vorgehen anschlossen, so stand buchstäblich ganz Europa gegen den Kaiser.

Unter diesen Umständen waren alle Versuche Napoleons, zu einer Verständigung zu gelangen, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ganz besonders hatte er sich in der Haltung des österreichischen Kaisers geirrt, von dem er allen Ernstes erwartet hatte, er werde ihm Gattin und Sohn wiedergeben und seine Politik ihm gegenüber freundschaftlich gestalten.

Napoleon stand also unmittelbar vor einem neuen Krieg gegen den ganzen Kontinent, und zwar an der Spitze einer stark demokratisch durchgesetzten Regierung und inmitten eines Landes, in dem er noch eine durchaus ernst zu nehmende royalistische Opposition niederzuschlagen hatte. Hinzu kam, daß Fouché alsbald mit österreichischen Agenten insgeheim verhandelte, daß des Kaisers Bruder Lucien, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, seine eigenen Ziele verfolgte, daß der Wiedereintritt der Veteranen in die Armee weit hinter den Erwartungen zurückblieb und daß die Desertionen in bedenklichem Umfange zunahmen.

Als Vorspiel zu dem Feldzuge von 1815, der für Napoleon ein so tragisches Ende nahm, kann man die Ereignisse in Italien betrachten. Murat hatte sich nach der Völkerschlacht bei Leipzig, besorgt um seine Krone, von seinem Schwager getrennt und vorübergehend sogar mit den Österreichern in Unterhandlungen wegen einer Teilnahme am Kriege gegen Napoleon gestanden. Nach der Rückkehr des Kaisers aus Elba glaubte er wieder an seinen Stern. Er erklärte sich am 31. März zum König von Italien und schlug gegen die Öster-

reicher los. Es ist unerwiesen, ob dies, wie behauptet wird, mit Wissen und Willen Napoleons geschehen ist. Der Kaiser hat jedenfalls sein Einverständnis mit diesem Schritt später heftig in Abrede gestellt und im Gegenteil erklärt, er habe seinem Schwager von Elba aus Colonna geschickt, der ihn beschwor, nicht gegen Österreich vorzugehen. Er warf Murat vor, er habe mit seiner Voreiligkeit alles unheilbar verdorben und jede Möglichkeit, mit Österreich zu einer Verständigung zu kommen, abgeschnitten. Wie dem auch sei, der König von Neapel überschritt im April den Po, wurde aber, von den Italienern im Stiche gelassen, Anfang Mai von den Österreichern bei Tolentino besiegt und in die Flucht geschlagen.

Die Verbündeten wollten diesmal in mehreren Heeressäulen vom Rhein her und mit der in Italien stehenden österreichischen Armee über Genf gegen Paris vorbrechen. Alles in allem hofften sie, eine Armee von 850 000 Mann auf die Beine zu bringen. Da jedoch der Anmarsch der Österreicher und Russen längere Zeit in Anspruch nahm, so hatten sie zu Beginn des Juni zunächst kampfbereit nur zwei Armeen in Belgien und Holland stehen. Eine preußische unter Blücher, etwa 120 000 Mann stark, war am Niederrhein aufmarschiert, während Wellington mit einer aus Deutschen, Engländern und Holländern zusammengesetzten Armee von 95 000 Mann bei Brüssel und Gent bereitstand.

Augesichts der trostlosen Lage, in der sich Napoleon befand, konnte ihm nur ein schneller Erfolg Rettung bringen. Ein rasch geführter Schlag gegen die beiden Heere in Belgien mußte ihm, wenn er sich überhaupt halten wollte, einen entscheidenden Sieg ermöglichen, ehe der Aufmarsch der übrigen Truppen der Verbündeten beendet war. Noch bevor er ins Feld abrückte, hatte er den Versuch unternommen, eine Konsolidierung und Befriedung der inneren Verhältnisse herbeizuführen. Am 22. April wurde der von Benjamin Con-

stant ausgearbeitete neue Verfassungsentwurf unter dem Titel „Zusatzakte zu den Verfassungen des Kaiserreichs“ an die Öffentlichkeit gegeben. Angelehnt an die liberale Verfassung Ludwigs XVIII., die „Charte constitutionnelle“, verteilte sie die gesetzgebende Gewalt auf den Kaiser und auf zwei Kammern, deren eine aus den vom Kaiser zu wählenden Pairs, deren andere aus den Deputierten bestand. Da aber, wie schon aus dem Titel „Zusatzakte“ hervorgeht, damit die Verfassung des Jahres 1804 nicht außer Kraft gesetzt war, so konnte der liberale Kompromiß weder die Republikaner noch die Bonapartisten befriedigen. Darüber und über die Tatsache, daß man dem bevorstehenden neuen Kriege ohne große Begeisterung entgegensah, konnte auch das am 1. Juni in Paris mit großem Gepränge abgehaltene „Maifeld“ nicht hinwegtäuschen, jene festliche Kundgebung, in der das Ergebnis der Abstimmung über die neue Verfassung verkündet wurde. Schon der Zusammentritt der Repräsentantenkammer, die gegen den Willen des Kaisers den alten Oppositionellen Lanjuinais zum Präsidenten wählte, mußte zu denken geben, und wenn Napoleon bei seiner Thronrede am 7. April die eigenartigen Worte sprach: „Ich habe die konstitutionelle Monarchie begonnen. Die einzelnen sind unvermögend, das Schicksal der Nationen zu bestimmen, nur die Institutionen können sie gewährleisten“ —, so kann man daran das volle Ausmaß der Zwangslage erkennen, in der er sich befand. Dem Kaiser standen um diese Zeit etwa 160 000 Mann Linientruppen zur Verfügung, die großenteils an der Nordostgrenze konzentriert waren. Paris hatte er befestigen lassen und mit einer ständigen Besatzung von 90 000 Mann, bestehend aus Marinetruppen, Depottruppen und Nationalgarden, versehen. Am 12. Juni verließ er Paris, am 14. war der Aufmarsch seiner Armee, südlich der Sambre, beendet. Sie gliederte sich in einer Gesamtstärke von 123 000 Mann in

die Garde, sechs Korps und die aus vier Kavalleriekorps bestehende Kavalleriereserve. Als Chef des Stabes fungierte der Marschall Soult.

Die beiden verbündeten Armeen hatten eine weit auseinandergezogene und lose Aufstellung, die von Lüttich die Maas aufwärts bis zur Sambre und im Nordosten bis zur Schelde sich erstreckte und auf preußischer Seite durch Verpflegungsschwierigkeiten bedingt war; für Wellington waren politische Rücksichten und im ganzen war auch die Überlegung maßgebend, daß bei der zahlenmäßigen Unterlegenheit Napoleons eine Angriffsbewegung von ihm nicht zu erwarten sei.

Der Plan des Kaisers zielte auf eine Trennung der beiden feindlichen Heere ab. Zu diesem Zwecke mußte er sich in den Besitz der beiden von Charleroi nach Brüssel und nach Lüttich führenden Straßen und der sie bei Quatre-Bras beziehungsweise bei Sombreffe schneidenden Verbindungslinie Nivelles—Namur setzen. Er überschritt am 15. bei Charleroi die Sambre und drängte die Preußen nach Fleurus zurück. Blücher, der schon am Abend des 14. durch einen französischen Überläufer auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht worden war, beschloß, am 16. in einer starken Stellung bei Sombreffe die Schlacht anzunehmen. Er konnte hoffen, bis zu diesem Zeitpunkte drei von seinen vier Korps dort zu versammeln, etwa 88000 Mann, während das IV. Korps Bülow, auf dem Marsche von Lüttich begriffen, nicht rechtzeitig zur Stelle sein konnte. Dagegen hatte ihm Wellington, mit dem er am Vormittag des 16. zusammentraf, die feste Zusage gegeben, am Nachmittag dieses Tages zu seiner Entlastung seine Hauptkräfte bei Quatre-Bras einzusetzen und von dort aus die Verbindung mit seinem rechten Flügel aufzunehmen.

Am Morgen des 16. leitete der Kaiser eine doppelte Angriffs-

bewegung ein. Den Marschall Ney ließ er mit 44 000 Mann gegen Quatre-Bras vorgehen, wo er zunächst nur 8 000 Engländer antraf, die sich im Laufe des Tages auf etwa 32 000 verstärkten. Das Gros seiner Armee, 75 000 Mann, führte er gegen Sombreffe vor. Er war damit Blücher mit seinen 88 000 Mann überlegen, weil dessen Truppen zur Hälfte aus neugebildeten, noch nicht kampferprobten Landwehrformationen bestanden. Die Engländer konnten sich zwar in Quatre-Bras behaupten, weil eines der beiden Korps Neys durch ein Mißverständnis vom Kampfplatz entfernt wurde, aber sie erfüllten nicht das Blücher gegebene Versprechen, in den Kampf einzugreifen, in welchen die Preußen verwickelt wurden. Blücher, der vergeblich auf das Eintreffen der Engländer wartete, verteidigte mit aller Zähigkeit seinen umfassend angegriffenen rechten Flügel. Als Napoleon am Abend mit seiner Garde und mit Milhauds Kürassieren gegen Ligny vorbrach, gelang es ihm, die preußischen Linien zu durchbrechen. Blücher selbst stürzte mit seinem verwundeten Pferde und wäre fast von den französischen Reitern gefangen genommen worden.

Es ist das unsterbliche Verdienst Gneisenaus, der jetzt an seiner Stelle handeln mußte, daß er den Rückzugsbefehl nicht nach dem Osten, nach dem Rheine, zu gab, sondern daß er trotz der damit verbundenen Gefahren den Marsch in nördlicher Richtung anordnete. Denn dadurch, daß die Preußen nach Wavre auswichen, waren sie befähigt, zwei Tage später in die entscheidende Schlacht einzugreifen.

Es rückten demgemäß das I. und II. preußische Korps nach Wavre ab, und nur das III. marschierte in nordöstlicher Richtung und nahm Fühlung mit dem inzwischen herangekommenen IV. Korps. Napoleon war fest überzeugt, daß der geschlagene Blücher den Rückzug über Namur und Lüttich angetreten habe. Er setzte daher am Nachmittag des

16. den Marschall Grouchy mit zwei Korps und dem Kavalleriekorps Exelmans in Marsch mit der Weisung, die Preußen zu verfolgen und sie unter keinen Umständen aus den Augen zu lassen. So glaubte er die Arme frei zu haben, um sich mit seiner Hauptmacht — 70 000 Mann — auf den isolierten Wellington zu stürzen.

Dieser war erst am 17., einem erneuten Angriff Neys ausweichend, aus Quatre-Bras zurückgegangen und hatte südlich von Brüssel, auf den flachen Höhen von Waterloo, eine vorteilhafte Stellung bezogen, in der er, im Vertrauen auf die Unterstützung Blüchers, bereit war, die Schlacht anzunehmen. Da er eine stärkere Abteilung zur Sicherung seiner rechten Flanke bei Hal stehen hatte, war sein Heer dem französischen an Zahl nahezu gleich — 69 000 Mann —, an Artillerie jedoch beträchtlich unterlegen.

Wenn es Napoleon nur mit Wellington zu tun hatte, dann waren die Engländer verloren.

Der Plan des Kaisers war, die englische Armee nicht zu schlagen, sondern zu vernichten. Zu diesem Zwecke befahl er einen Angriff auf das feindliche Zentrum, der aber nicht, wie beabsichtigt, in der Frühe stattfand, sondern im Hinblick auf Wetter- und Geländeschwierigkeiten erst um die Mittagszeit ausgeführt werden konnte. Dieser Zeitverlust bewog wohl auch den Marschall Ney, dem die Durchführung des Angriffs übertragen war, nach einer ungenügenden Artillerievorbereitung die Korps Reille und Erlon zum Sturme vorzuführen. Allein noch während in blutigem Ringen um den Besitz des Schlosses Hougomont und der Meierei La Haye Sainte gekämpft wurde, beunruhigte den Kaiser von rechts her eine Staubwolke, die das Erscheinen der Preußen in seiner Flanke ankündigte. Es war das Korps Bülow, das gegen Schloß Frichemont her im Anmarsch war. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, warf Napoleon das Korps

Lobau den Preußen entgegen und ließ zugleich Grouchy anweisen, die Truppen Bülows im Rücken zu fassen.

Aber auch jetzt durfte der Kaiser die Schlacht gegen Wellington nicht abbrechen, im Gegenteil, er mußte das Letzte wagen, um hier zu einer Entscheidung zu kommen, ehe die ganze Blüchersche Armee in seiner Flanke erschien. Denn darüber war sich Napoleon jetzt im klaren, der geschlagene Marschall Vorwärts war nicht im Rückzug begriffen, er stand vielmehr bei Wavre und würde über kurz oder lang den Vorstoß Bülows unterstützen.

Es beginnen jetzt in unabsehbarer Folge jene kühnen und verzweifelten Angriffe der französischen Reiter, die immer wieder von neuem gegen die englischen Karrés vorbrechen, um sie zu erschüttern. Erst sind es Milhau's Kürassiere, nach ihnen stürmen die Lanzenreiter und die reitenden Jäger der Kaisergarde. Dann folgen die schweren Garde-reiter, Dragoner und Grenadiere, und endlich die letzten verfügbaren Regimenter, die Kürassiere und Karabiniers von Kellermann. Marschall Ney vollbrachte Wunder an Tapferkeit. Verwundet, in zeretzter Uniform und ohne Hut, führte er immer wieder von neuem seine Schwadronen auf die Höhen von Mont St. Jean, wo sie im Gewehr- und Kartätschfeuer der Engländer zusammenbrachen. Fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, er wusch den Makel des Verrates an seinem Kaiser von seinem Ehrenschilde ab und, als er das Zwecklose seines Kampfes einsehen mußte, da suchte er vergebens die Kugel, die ihn ein halbes Jahr später aus einem französischen Flintenlauf erreichen sollte⁸⁰.

⁸⁰ Ney wurde von dem zurückgekehrten Ludwig XVIII. vor ein Kriegsgericht gestellt, wegen Hochverrates zum Tode verurteilt und am 7. Dezember 1815 erschossen. Seine letzten Worte waren: „Franzosen! Ich protestiere gegen meine Verurteilung. Meine Ehre . . .“ Dann brach er unter dem Krachen der Salve zusammen.

Zäh verteidigten sich Wellingtons Karrés, aber sie waren völlig zermürbt und am Rande ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Hätte Napoleon jetzt noch über Infanteriereserven verfügt, so wäre das Schicksal der Engländer besiegelt gewesen. Das Korps Lobau aber war bei Plancenoit in einen erbitterten Kampf mit Bülow verwickelt, und die Garde konnte Napoleon nicht einsetzen, weil Blücher inzwischen auch das I. preußische Korps (Ziethen) bei Frichemont herangeführt hatte. Und als der Kaiser endlich — um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends — den Befehl zum Angriff der Garden gab, da rief ein Gegenstoß der englischen Garden eine augenblickliche Verwirrung in den Reihen der französischen Elite hervor. Der Ruf: „Die Garde weicht!“, irgendwo ausgestoßen, pflanzte sich mit Windeseile fort und riß alles in den Strudel der Flucht. Englische Kavallerie griff ein und vervollständigte das Chaos. Wie einst am schwarzen Tage von Kolin ein Offizier den großen Friedrich aus dem mörderischen Feuer riß mit den Worten: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“, so rief man jetzt dem Kaiser zu, der von den starrenden Bajonetten seiner Altgardisten umgeben, teilnahmslos auf eine gnädige Kugel wartete: „Man wird Sie nicht erschießen, man wird Sie gefangennehmen!“ Nun duldete er willenlos, daß seine Getreuen ihn aus dem Feuer geleiteten, und verließ abends um neun Uhr, in Richtung Charleroi reitend, das Schlachtfeld. Blücher hatte inzwischen unter Einsatz eines weiteren Korps den Feind bei Plancenoit niedergekämpft und traf in Belle Alliance mit Wellington zusammen. Noch in der Nacht befahl er Gneisenau, die Verfolgung der Flüchtenden aufzunehmen.

Grouchy hatte sich der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Er hatte, nach Napoleons Worten, „mit 34 000 Mann und 108 Kanonen das Geheimnis gelöst, wie man am 18. weder auf dem Schlachtfelde von Mont St. Jean

noch auf dem von Wavre sein konnte“. Zwar hatte er das preußische Korps Thielmann bei Wavre in ein Gefecht verwickelt, und er zwang es am 19. auch zum Rückzug, aber seinen Auftrag, die bei Ligny geschlagenen Preußen im Auge zu behalten, hatte er damit nicht erfüllt.

Die Schlacht bei Belle Alliance — die Engländer nennen sie die von Waterloo, die Franzosen die von Mont St. Jean — war geschlagen, und es ist eine erwiesene Tatsache, daß das Verdienst des Sieges in allererster Linie den Deutschen zukommt. Denn wenn auch das zähe Durchhalten der englischen Truppen und die Kaltblütigkeit Wellingtons auf den Höhen vor Waterloo nicht geschmälert werden sollen, so darf, ganz abgesehen davon, daß auch in Wellingtons Armee 20 000 Hannoveraner, 7000 Braunschweiger und 3000 Nassauer kämpften, nicht vergessen werden, daß die Entscheidung durch Blücher herbeigeführt worden ist. Das hat auch Napoleon selbst wiederholt unzweideutig ausgesprochen. So sagte er auf St. Helena: „Die englisch-holländische Armee wurde am 18. zweimal von der preußischen gerettet; das erstemal kurz vor drei Uhr durch den General Bülow, das zweitemal durch Blücher“, und an anderer Stelle sagt er von Wellington, er sei dem alten Blücher zu hohem Dank verpflichtet. „Ich möchte wissen, wo ohne Blücher sein Ruhm, sein Herzogtitel geblieben wären — ich, ich wäre sicher nicht hier!“ Angesichts dieser Zeugnisse und der sprechenden Tatsachen des Schlachtverlaufes stellt der von Wellington veröffentlichte Schlachtbericht, nach dem der Kampf allein von der englischen Armee und ohne Hilfe der Preußen geführt worden sei, nicht nur eine echt englische Verdrehung, sondern zugleich eine grenzenlose Undankbarkeit gegenüber Blücher dar, der, zwei Tage vorher von den Engländern im Stiche gelassen, durch das Wagnis seines Einsatzes den Sieg der Verbündeten sicherte.

Nach einem wilden Ritt nach Charleville war Napoleon im Wagen nach Paris geeilt, wo er am 21. Juni eintraf. Vielleicht hätte er vor den Toren seiner Hauptstadt die Trümmer seines Heeres sammeln und den Vormarsch des Feindes noch zum Stehen bringen können, aber aller menschlichen Berechnung nach war der Krieg verloren. Wenn überhaupt noch etwas, dann galt es die Herrschaft im eigenen Lande zu retten. Über die Schwierigkeiten, die seiner harreten, täuschte er sich nicht, er wußte, daß die Deputierten an seinen Sieg weder geglaubt noch ihn gewünscht hatten, und seine Freunde rieten ihm dringend von der Einberufung der Kammern ab.

In der Ministerratssitzung gelang es ihm noch einmal, die Schwankenden mit sich fortzureißen, nur nicht Fouché, den Intriganten, der seit Monaten den Zusammenbruch des Kaisertums herbeisehnte. Schon im Mai hatte er sich zu Pasquier geäußert: „Der Kaiser wird eine oder zwei Schlachten gewinnen, die dritte verlieren, und dann ist unsere Zeit gekommen.“

Napoleon entwickelte jetzt neue Verteidigungspläne, gab der Hoffnung Ausdruck, die Deputierten würden angesichts der feindlichen Invasion sich auf ihre Pflicht besinnen, und schloß: „Ihr hättet mich zurückstoßen dürfen, als ich in Cannes landete. Heute bin ich eins mit der Nation. Mich opfern, heißt eure Hände den Ketten darbie-ten . . .“ Man sah die Notwendigkeit einer befristeten Diktatur ein, man beschloß die dringendsten Verteidigungsmaßnahmen, man einigte sich darüber, daß der Kaiser selbst sie der Kammer mitteilen solle. Aber die Volksvertretung, von Fouché gewarnt, hatte sich in Permanenz erklärt und jeden Versuch, sie aufzulösen, als Hochverrat bezeichnet. Zu spät erkannte Napoleon, daß er „diese Leute hätte wegschicken sollen“, bevor er ins Feld rückte. Er schwankte, ob er den Kampf weiterführen oder ihn aufgeben solle; er wollte, als

eine Volksmenge von der Straße her ihr ‚Es lebe der Kaiser‘ ertönen ließ, die meuterische Kammer zu Paaren treiben, um im gleichen Atemzuge zu erklären: „Das Leben eines Menschen ist diesen Preis nicht wert. Ich bin nicht von Elba zurückgekommen, um Paris mit Blut zu überschwemmen.“ Und als alle Versuche seiner Freunde gescheitert waren, die Kammern, die seine Absetzung beschlossen hatten, zu seinen Gunsten umzustimmen, diktierte er gelassen, fast apathisch seinen Thronverzicht:

„Erklärung an das französische Volk.

Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, baute ich auf die vereinigte Anstrengung aller und auf die tätige Mitwirkung der Nationalbehörden. Ich hatte Grund, den Sieg zu erhoffen, und ich hätte allen gegen mich erlassenen Erklärungen der Mächte Trotz geboten.

Die Umstände scheinen andere geworden zu sein.

Ich bringe mich dem Hasse der Feinde Frankreichs zum Opfer. Mögen ihre Erklärungen, daß sie es nur auf mich abgesehen haben, aufrichtig sein!

Mein politisches Leben ist zu Ende, und ich proklamieré meinen Sohn unter dem Titel Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen!

... Vereinigt euch alle für das Wohl des Landes und die Unabhängigkeit der Nation!

Im Elyséepalast, am 22. Juni 1815.

Napoleon.“

Fouché, der Präsident des fünfgliedrigen Regierungsausschusses, wußte sehr wohl, daß die Verbündeten die Regierungsnachfolge Napoleons II. niemals anerkennen würden, sondern daß der Bourbone Ludwig XVIII. wiederum vor der Türe stand, und nur deshalb hatte er dem Kaiser gegenüber diese Nachfolge garantiert. Er und Davout, der als Kriegs-

minister jetzt dem Herzog von Otranto völlig hörig geworden war, suchten, um vor weiteren Überraschungen sicher zu sein, den für sie so gefährlichen Mann mit allen Mitteln aus Paris zu entfernen. Als man den Kaiser „im Namen des Vaterlandes“ aufforderte, die Hauptstadt zu verlassen, erwiderte er achselzuckend: „Man wünscht, daß ich abreise, das wird mir nicht schwerer fallen als alles übrige.“ Am 25. Juni begab er sich nach Malmaison und ließ, um sich den begeisterten Kundgebungen der Volksmenge zu entziehen, nur seine beiden Kammerherren Montholon und Las Cases in seiner Karosse fahren, während er selbst in Bertrands Wagen saß. Wie sehr er dem Gedanken an eine Wiedergewinnung der Herrschaft bereits entsagt hatte, beweist auch die wehmütige Resignation, die seinen Aufruf vom gleichen Tage, gerichtet an die Armee, tragisch durchzieht. „Ihr und ich, wir sind verleumdet worden“, ruft er den Soldaten zu. „Menschen, die unwürdig sind, eure Taten nach ihrem Wert zu beurteilen, haben in den Beweisen der Anhänglichkeit, die ihr mir gegeben habt, einen Eifer gesehen, der mich selbst allein zum Gegenstand hatte: mögen eure künftigen Siege sie belehren, daß ihr vor allem dem Vaterlande dientet, als ihr mir gehorsam wart, und daß, wenn mir eure Zuneigung zuteil geworden ist, ich dies meiner glühenden Liebe für Frankreich, unsere gemeinsame Mutter, verdanke.“ Die Proklamation wurde allerdings nicht veröffentlicht, weil die Provisorische Regierung ihre Verbreitung sogleich verbot. Davout stellte dem Kaiser den General Beker als Kommandanten einer Garde von dreihundert Jägern zu seinem persönlichen Schutze ab, eine sehr wohl begründete Maßnahme, denn Blücher war entschlossen, sich der Person Napoleons durch einen Handstreich zu versichern, und er dachte sogar daran, ihn erschießen zu lassen. Freilich wollte Davout unter der Bewachung des Kaisers vor allem seine Überwachung

verstanden wissen, ein Auftrag, dem sich der ehrliche und Napoleon ergebene Beker nur widerwillig unterzog.

Die historischen Hundert Tage waren abgelaufen, und mit ihnen war unabänderlich die Herrschaft Napoleons beendet. Er sah aber nicht nur sein Werk endgültig vernichtet, er hatte auch den vollkommenen Zusammenbruch Frankreichs vor Augen, und nur aus dieser Tatsache, nicht aus selbstsüchtigen, ehrgeizigen Erwägungen heraus ist es zu verstehen, daß er der ihm feindselig gegenüberstehenden Provisorischen Regierung noch einmal seinen Degen anbot, um an der Spitze der um Paris zusammengezogenen Truppen zu retten, was noch zu retten sein mochte. Denn Blücher marschierte nach Einnahme der Festung Avesnes und, nachdem ein französisches Waffenstillstandsangebot abschlägig beschieden worden war, unaufhaltsam nach Paris. Napoleon aber glaubte imstande zu sein, „den Feind aufzuhalten und der Regierung Zeit zu geben, mit den Mächten zu verhandeln“. Am 27. Juni sagte er zu Beker: „General, der Feind wird morgen vor den Toren von Paris stehen. Alles ist verloren. Sie wissen es. Nun wohl, man gebe mir das Kommando über die Armee wieder, nicht als Kaiser, sondern als General. Ich werde die Fremdlinge vor Paris zerschmettern. Gehen Sie und überbringen Sie meine Bitte dem regierenden Ausschuß. Betonen Sie, daß ich nicht daran denke, die Macht wieder zu ergreifen. Bei meiner Ehre als Soldat, als Bürger und als Franzose gelobe ich, am gleichen Tage, an dem ich den Feind zerschlagen, nach Amerika abzureisen.“ Das an die Regierungskommission gerichtete Schreiben, das er dem General mitgab, hatte folgenden Wortlaut:

„Indem ich dem Thron entsagte, habe ich keineswegs auf das edelste Recht des Bürgers verzichtet, auf das Recht, der Verteidiger meines Vaterlandes zu sein. Die Annäherung der Feinde an die Hauptstadt läßt über ihre Absichten und über

ihre Falschheit keinen Zweifel mehr übrig. In dieser schweren Stunde biete ich meine Dienste als General an, indem ich mich als den ersten Soldaten des Landes betrachte.“

So phantastisch ein solcher Plan auch im ersten Augenblick erscheinen mag, so ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit lag sein Gelingen keineswegs. Denn Blücher trennte sich, da Wellington zauderte, auf Paris loszumarschieren, von den Engländern und ging mit 30000 Mann auf das linke Seine-Ufer, ein Wagnis, das Förster in seiner „Geschichte der Befreiungskriege“ einen „jener Blücher-Gneisenauschen Geniestreiche“ nennt, „welche kein späterer Feldherr ihnen ungestraft nachtun wird“. Ob es angesichts dieser Lage, welche die französische Verteidigung unausgenutzt ließ, dem Feldherrngenie Napoleons noch einmal gelungen wäre, eine Wendung der Dinge herbeizuführen, mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich aber hätte er zum mindesten die Verhandlungsgrundlagen für die Franzosen verbessern können.

Aber Fouché lehnte mit harten Worten ab. „Man wird es bereuen, mein Angebot zurückgewiesen zu haben“, sagte Napoleon, als er die Antwort erfuhr, und er befahl, unverzüglich die Vorbereitungen zur Abreise nach Rochefort zu treffen.

Noch in Paris war unter dem Einfluß Carnots in Napoleon der Plan gereift, nach Amerika zu gehen. Er wollte nicht fliehen, sondern sich in Ehren zurückziehen und hatte daher die Regierung um Überlassung von zwei Fregatten sowie um Pässe für die Überfahrt ersucht. Fouché aber wußte die Entscheidung hinauszuzögern und erbat von England „freies Geleite“ für den Kaiser, eine Hinterhältigkeit, welche die Engländer von der Absicht Napoleons rechtzeitig in Kenntnis setzte. Und erst als der Intrigant die Gewißheit hatte, daß englische Kriegsschiffe ein Auslaufen der Fregatten aus Rochefort verhindern würden, ließ er dem Kaiser durch den

Marineminister Decrès mitteilen, „seiner Abreise stehe nichts mehr im Wege, das Wohl des Staates ebenso wie das des Kaisers verlangten gebieterisch, daß er sie unverzüglich antrete“.

Am 29. Juni nahm Napoleon Abschied von seiner Mutter, von Hortense, von Malmaison, dem einstigen Sitz Josephinens, und bestieg den Wagen, der ihn über Tours und Niort nach Rochefort bringen sollte.

Bei der Armee hatte man noch bis zum letzten Augenblick gehofft, der Kaiser werde wieder an die Spitze der Soldaten treten. Ja, es wird behauptet, der General Exelmans habe die Absicht gehabt, ihn aus Malmaison zu entführen und nötigenfalls zur Übernahme des Kommandos zu zwingen, sei aber zu spät gekommen. Bald nachdem Napoleon Malmaison verlassen hatte, brach auch der letzte Rest von Widerstand endgültig zusammen. Am 3. Juli hatten sich die Preußen bis dicht an die Stadtmauern herangekämpft, Paris kapitulierte, und am 7. zogen die Sieger in der französischen Hauptstadt ein. Am gleichen Tage kehrte Ludwig XVIII. zurück.

Am 3. Juli war Napoleon mit wenigen Getreuen in Rochefort angekommen. Aber die englischen Kriegsschiffe waren auf dem Posten. Admiral Hotham, der Befehlshaber der englischen Flottenabteilung, wies den Kapitän Maitland, der mit seinem Linienschiff „Bellerophon“ und mehreren Schnellsiegeln auf der Höhe von Rochefort kreuzte, an, seine ganze Wachsamkeit aufzubieten, „um ihn aufzufangen und jedes Schiff, auf das Sie stoßen, strengstens zu untersuchen; falls Sie das Glück haben, ihn zu bekommen, sind Sie aufgefordert, ihn und seine Familie an Bord des Schiffes zu bringen, das Sie befehligen, ihn sorgfältig zu bewachen und mit aller möglichen Eile in den nächsten Hafen Englands zurückzukehren“. In der Umgebung des Kaisers wurden die verschiedensten Fluchtpläne erörtert, nachdem der Hafenpräpekt an-

gesichts der englischen Kriegsschiffe ein Auslaufen der Fregatten für zwecklos erklärt hatte. Auch von seiten der Truppen wurden erneut Rufe laut, die Napoleon bewegen wollten, sich zur Loirearmee zu begeben. Der Kaiser aber, der sich jetzt teils an Bord der Fregatte „Saale“, teils auf der Insel Aix aufhielt — die Instruktion der französischen Regierung verbot strengstens, „bei Strafe des Hochverrats“, ihn noch einmal französisches Festland betreten zu lassen —, lehnte alle diesbezüglichen Vorschläge ab. Er wollte keinen Bürgerkrieg und verwarf auch alle Fluchtpläne, die seine opferbereiten Anhänger in Gefahr gebracht haben würden. Dagegen begann in Napoleons Kopf ein anderer Plan zu reifen, der, sich in England niederzulassen, wo er eine Freistadt zu finden hoffte. Im Vertrauen auf die Ritterlichkeit der Briten und ahnungslos über das Schicksal, das seiner wartete, ließ er daher Verbindung mit den Engländern aufnehmen. Kapitän Maitland erklärte zwar seinen Beauftragten, daß er keine Vollmachten seiner Regierung besäße, um ein derartiges Abkommen treffen zu können. „Da er aber Napoleon anlocken will“, schreibt Octave Aubry, „und aus den Reden von Las Cases errät, daß die Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, läßt er durchblicken, der englische Edelmut werde diesen Empfang mehr als ehrenvoll gestalten.“

Die Haltung Maitlands gab bei Napoleon den Ausschlag. Er ließ den Gedanken an Amerika endgültig fallen und beauftragte den General Gourgaud, dem Prinzregenten von England folgendes Schreiben zu überbringen:

„Königliche Hoheit!

Als Zielscheibe der Parteiungen, die mein Land zerfleischen, und der Feindschaft der gewaltigsten Mächte Europas ausgesetzt, habe ich meine politische Laufbahn abgeschlossen

und komme, wie Themistokles, mich an den Herd des britischen Volkes zu setzen. Ich beuge mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Eurer Königlichen Hoheit erbitte, als von dem mächtigsten, dem beharrlichsten und dem edelmütigsten meiner Feinde.

Insel Aix, am 13. Juli 1815.

Napoleon.“

Der Kaiser wiegte sich in der Hoffnung, es sei ihm beschieden, als Privatmann in England sein Leben zu beschließen. Er wollte inkognito auf der Insel ankommen, den Titel Oberst Muiron oder Duroc — im Gedenken an diese beiden gefallenen Kampfgenossen — annehmen und wünschte sich, „in einem Landhause, etwa zehn bis zwölf Meilen von London entfernt“, zu wohnen. Endgültig hatte er jedem Gedanken an politische Betätigung entsagt. Er ahnte weder das Los, das ihm seitens der „edelmütigen“ Engländer zugedacht war, noch wußte er etwas von der Schändlichkeit der inzwischen in Paris eingesetzten royalistischen Regierung, welche Befehl gegeben hatte, Napoleon an Verhandlungen mit den Briten zu hindern und ihn vielmehr der britischen Regierung als Kriegsgefangenen auszuliefern.

Ehe aber die Kreaturen der Restauration in der Lage waren, dieser Weisung nachzukommen und damit den französischen Namen mit grenzenloser Schmach zu besudeln, hatte sich Napoleon aus freiem Entschluß auf den „Bellerophon“ begeben. Am Morgen des 14. langte er, begleitet u. a. von Bertrand, Las Cases und Montholon, auf dem englischen Kriegsschiff an. Hier und auf dem „Superb“, wo Napoleon an einem der nächsten Tage als Gast des Admirals den Lunch einnahm, wahrte man noch das Gesicht und behandelte den Kaiser mit der Ehrerbietung, die ihm zukam.

Als aber der „Bellerophon“ am Morgen des 24. Juli auf der Reede von Torbay Anker warf und auf Befehl der britischen

Regierung sogleich nach dem Kriegshafen von Plymouth weiterfuhr, ließen die strengen Maßnahmen der Behörden auf alles andere denn eine gastliche Aufnahme schließen. Nicht nur, daß englische Kriegsschiffe den „Bellerophon“ verdächtig umkreisten, auch jede Verbindung des Kaisers und seiner Begleitung mit der Außenwelt wurde schärfstens unterbunden, obwohl oder vielleicht gerade weil das englische Publikum dem großen Fremdling nicht nur Neugierde, sondern auch Verehrung bezeugte. Gourgaud, den man mit seinem Briefe beim Prinzregenten nicht vorgelassen hatte und der lediglich eine Abschrift davon in die Hände der Regierung gelangen lassen konnte, war schon vor Torbay unverrichteter Dinge wieder an Bord gekommen. Jetzt, im Hafen von Plymouth, brachten die Zeitungen eine Bestätigung der umlaufenden Gerüchte, wonach die britische Regierung Napoleon auf der Insel St. Helena im Atlantischen Ozean zu internieren beabsichtige und zu diesem Zweck bereits mit den übrigen alliierten Mächten sowie mit der Ostindischen Kompanie, der Besitzerin der Insel, in Unterhandlungen eingetreten sei. Am 31. Juli erschien der Oberbefehlshaber der englischen Flotte, Lord Keith, zusammen mit dem Unterstaatssekretär Bunbury auf dem „Bellerophon“; sie eröffneten Napoleon, der zum ersten Male wieder mit dem Titel „General“ angeredet wurde, die Absichten ihrer Regierung, wie sie aus einem Schreiben des Ersten Lords der Admiralität an den Admiral hervorgingen. Da es im Widerspruche zu den Pflichten der britischen Regierung stünde — so hieß es hier —, wenn sie dem General Bonaparte Gelegenheit ließe, den Frieden Europas von neuem zu stören, sei es unvermeidlich, ihn in seiner Freiheit zu beschränken. Man habe die Insel St. Helena zu seinem künftigen Aufenthalt ausersehen, deren Klima gesund sei und deren Lage es erlauben würde, Napoleon „nachsichtiger zu behandeln, als es, bei gleicher

Sicherheit, an irgendeinem anderen Orte möglich wäre“. Der Kaiser hörte das Urteil mit Würde an und antwortete dann: „Seit dem Augenblick, da ich mich aus freien Stücken auf den ‚Bellerophon‘ begeben habe, befinde ich mich unter dem Schutze der Gesetze Ihres Landes. Die Regierung verletzt mir gegenüber das geheiligte Gastrecht. Ich appelliere gegen ihre Entscheidung an die britische Ehre.“ Und mehr wohl um der geschichtlichen Wahrheit willen als weil er an einen Erfolg seines Schrittes geglaubt hätte, richtete er fünf Tage später an den Admiral Keith, der ihn aufgefordert hatte, seinen Protest schriftlich einzureichen, jenes historische Schreiben, das folgendermaßen lautet:

„Ich lege hiemit im Angesicht des Himmels und der Menschen feierliche Verwahrung ein gegen die Gewalt, die mir angetan worden ist, gegen die Verletzung der geheiligsten Rechte, die man begeht, indem man durch Zwang über meine Person und über meine Freiheit verfügt. Ich bin nicht der Gefangene, sondern der Gast Englands . . . Wenn die Regierung durch den Befehl an den Kapitän des ‚Bellerophon‘, mich und mein Gefolge an Bord aufzunehmen, mich nur in eine Falle locken wollte, hat sie wider die Ehre gehandelt und ihr Banner befleckt.

Ich appelliere an die Geschichte. Ihr Wort wird sein, daß ein Feind, der das englische Volk durch zwanzig Jahre bekriegte, im Unglück freiwillig kam, eine Freistatt unter Englands Gesetzen zu suchen. Konnte er einen offensichtlicheren Beweis seiner Achtung, seines Vertrauens geben? Doch wie erwiderte England einer so großen Gesinnung? Es gab sich den Anschein, dem Feinde gastfreundlich die Hand zu bieten, und als er sich in gutem Glauben auslieferte, opferte es ihn hin.

Napoleon.

An Bord des ‚Bellerophon‘, auf See.“

Man hat immer wieder hervorgehoben, daß die britische Regierung Napoleon keinerlei Versprechungen gemacht habe und daß man ihr daher einen Treubruch dem Kaiser gegenüber nicht vorwerfen könne. Wie dem auch sei, ihre Handlungsweise läßt jede Spur von Größe vermissen und zeigt uns in ganzer Nacktheit die kleine, vom Krämergeist be-seelte Gesinnung der herrschenden Schichten Britanniens. „Es wird“, wie Octave Aubry schreibt, „die Welt das Kabinett Liverpool nie von der Schuld freisprechen können, die Freistadt, die ein heldisches Vertrauen von ihm erbat, in ein Gefängnis umgewandelt zu haben.“ Und selbst der Engländer Home, der als Midshipman auf dem „Bellerophon“ Zeuge jener historischen Begebenheiten geworden ist, bedauert in seinen „Erinnerungen eines Aristokraten“, daß Napoleon sich von Rochefort aus nicht mit Gewalt die Ausfahrt aus dem Hafen erzwungen habe, und gesteht: „Ich kann an jene Vorgänge nicht denken, ohne daß mein Blut vor Empörung in Wallung gerät, und ich erröte in tiefer Scham über mein entehrtes Vaterland.“

Am 7. August verließ Napoleon den „Bellerophon“ und wurde auf dem Kriegsschiff „Northumberland“ eingeschifft, mit dem ihn der Konteradmiral Cockburn nach St. Helena verbringen sollte. Als Begleitung hatte man ihm Bertrand, Montholon und Gourgaud sowie Las Cases zugestanden, hinzu kamen vier Kammerdiener und eine Anzahl weiterer Bediensteter. Bertrand und Montholon wurden von ihren Frauen, Las Cases von seinem sechzehnjährigen Sohne begleitet. Außerdem erlaubte man dem Kaiser, daß der Schiffsarzt des „Bellerophon“, O'Meara, als sein Arzt mit ihm nach St. Helena gehe. O'Meara blieb aber weiterhin in britischem Dienst und hatte in Wirklichkeit den Auftrag, Napoleon als Agent der englischen Regierung zu überwachen und ständig Berichte über ihn dorthin gelangen zu lassen.

Napoleon war jetzt der Staatsgefangene der Alliierten und wurde als solcher behandelt. Die Mächte hatten darüber am 2. August ein offizielles Protokoll unterzeichnet, das die Bewachung des Gefangenen ausdrücklich der britischen Regierung anvertraute. In ihr Ermessen allein war es daher gestellt, ob sie den gestürzten Titanen großzügig und mit Würde behandeln oder ob sie ihm das Los eines Sträflings bereiten wollte. Sie hat sich zu letzterem entschlossen, zumindest in dem Augenblick, in dem sie an Stelle Cockburns Sir Hudson Lowe zum Gouverneur von St. Helena ernannte, das für die Dauer der Gefangenschaft Napoleons aus den Händen der Ostindischen Kompanie in den Besitz der britischen Krone übergehen sollte.

Von sechs Fregatten begleitet, segelte das Flaggschiff „Northumberland“ nach der kleinen Insel. Nach einer Seereise von 71 Tagen, die Napoleon großenteils mit Diktaten ausgefüllt hatte, ging er am 17. Oktober 1815 in St. Helena an Land. Da das zu seiner Unterbringung bestimmte Gebäude von Longwood bei seiner Ankunft noch nicht hergerichtet war, bewohnte er zunächst den Pavillon von Briars, einem Gute, das dem Engländer Balcombe gehörte. Erst am 10. Dezember 1815 siedelte er nach Longwood über, wo er sein Leben beschließen sollte. Die Bewachungsmaßnahmen waren von Anfang an äußerst streng — das 53. Linien-Regiment war zu diesem Zwecke eigens in St. Helena stationiert und in einem Lager untergebracht worden —, aber sie verschärften sich zusehends, seit am 14. April 1816 der neue Gouverneur sein Amt angetreten hatte. Bald entspann sich zwischen dem Kaiser und seinem Gefolge einerseits und Sir Hudson Lowe andererseits ein Kampf, der immer schärfere Formen annahm und endlich auf beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt wurde. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Lowe im Grunde nur der Vollstrecker der Weisungen der Tory-

regierung war, so hielt er sich — im Gegensatz zu Cockburn — bürokratisch an den Buchstaben, und Napoleon warf ihm mit Recht vor, daß er, obwohl Generalleutnant, seine Pflicht wie eine Schildwache ausführe. Bar jeder Größe und „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl“ mußte sich dieser Pedant in der Rolle des Kerkermeisters gefallen, die das größte Genie seiner Zeit unter seine Botmäßigkeit stellte. Treffend kennzeichnete der Kaiser den Unterschied zwischen Cockburn und Lowe einmal mit dem Satze: „Der Admiral war ein Gendarm, aber der Gouverneur ist ein Shirre.“

Die angesichts der Lage gänzlich unbegründete Angst der Regierung vor einem Fluchtversuch Napoleons veranlaßte den Gouverneur, die persönliche Freiheit des Kaisers erheblich einzuschränken. Er setzte die Grenzen, innerhalb deren sich der Kaiser bisher ohne Begleitung durch einen englischen Offizier bewegen konnte, beträchtlich herab. Er untersagte ihm, bei seinen Spaziergängen ein Haus zu betreten oder sich mit jemandem in ein Gespräch einzulassen, wenn nicht ein englischer Offizier dabei sei. Er ließ bereits bei Sonnenuntergang eine enge Postenkette um Haus und Garten von Longwood aufstellen, die sich erst bei Tagesanbruch weiter zurückzog. Er wies vier Leute vom Personal des Kaisers aus und zwang die übrigen, einen Verpflichtungsschein zu unterzeichnen, durch den sie sich den Einschränkungen durch den Gouverneur unterwarfen. Ende 1816 entfernte er den Grafen Las Cases von der Insel, weil er eine geheime Korrespondenz mit Freunden in Europa unterhalten hatte. Selbst mit O'Meara überwarf er sich, und dieser mußte im Sommer 1818 St. Helena verlassen. Einmal hatte er die Taktlosigkeit, „den General Bonaparte“ zu sich zu Tisch zu bitten, um einer bei ihm zu Gast weilenden englischen Dame Gelegenheit zu geben, ihn zu sehen.

Die Einschränkungen hatten zur Folge, daß der Kaiser die

Spazierritte, die bisher seine einzige Erholung gewesen waren, gänzlich einstellte, was im Zusammenwirken mit den klimatischen Verhältnissen seinen Gesundheitszustand wesentlich beeinträchtigte. Auf die Anweisung des Gouverneurs, daß alle für Longwood bestimmte oder von dort auslaufende Post unverschlossen durch seine Hände gehen müsse, ließ Napoleon durch Bertrand antworten, der Kaiser wolle geöffnete Briefe nicht mehr empfangen, wenn welche für ihn einträfen, stünde es Hudson Lowe frei, sie zu verbrennen. Überhaupt machte Napoleon aus der Verachtung, die er dem Gouverneur gegenüber empfand, kein Hehl. Er sagte ihm ins Gesicht, er sei kein General, sondern ein Regimentsschreiber. „Ihnen sind alle Menschen und alle Dinge verdächtig“, rief er ihm einmal zu. „Sie wissen nicht, wie man sich gegen Männer von Ehre benimmt. Sie sind eine zu niedrige Seele. Behandeln Sie uns doch wenigstens wie Kriegsgefangene und nicht wie Zuchthäusler von Botany Bay.“ In Erfüllung gegangen sind jedenfalls die prophetischen Worte, die er ihm gelegentlich eines solchen Streites entgegenschleuderte: „In wenigen Jahren werden die Namen Lord Castlereaghs, Lord Bathursts und der Ihre in völlige Vergessenheit geraten sein. Oder wenn man noch von ihnen weiß, dann wegen der Schändlichkeiten, die Sie gegen mich begangen haben . . . Mein Körper ist in Ihrer Gewalt, aber meine Seele ist frei und noch ebenso mutig wie damals, als ich Europa befahl. Dieses Europa wird später einmal über die schmachvolle Behandlung, die mir hier zuteil wird, sein Urteil abgeben. Und die Schande wird auf das englische Volk zurückfallen.“ Die heftigen Auftritte mit Hudson Lowe bestimmten Napoleon schließlich, jeden weiteren Empfang des Gouverneurs hartnäckig abzulehnen, und als dieser sich einmal Zutritt zur Wohnung des Kaisers verschaffen wollte, um sich von der „Anwesenheit des Generals Bonaparte“ zu überzeugen, ließ

Napoleon die Türen verriegeln und erklärte, daß der Weg über seine Schwelle nur über seine Leiche führe. „Die Frage läßt sich in zwei Worten stellen“, schrieb im Herbst 1817 Bertrand an den Gouverneur: „Wollen Sie des Kaisers Tod oder nicht? Wenn Sie sich weiter so verhalten wie bisher, so haben Sie diese Frage mit Ja beantwortet, und leider werden Sie Ihr Ziel voraussichtlich nach wenigen Monaten tödlicher Krankheit erreicht haben.“

Während man im englischen Lager in Napoleon den „General“ sah und ihm geflissentlich den Titel eines Kaisers verweigerte — der Gouverneur hielt einmal ein ihm zugesandtes Buch zurück, weil es eine Widmung für den „Kaiser Napoleon“ enthielt —, wurde in dem kleinen Hof von Longwood streng auf die hergebrachte Etikette gesehen. Freilich herrschte auch innerhalb der durch ein gemeinsames Schicksal zusammengeschmiedeten Familie viel Zwist. Las Cases, der geschmeidige Höfling, wurde angefeindet, Bertrand und Gourgaud, Gourgaud und Montholon befehdeten sich heftig, die anwesenden Damen intrigierten. Aber alle die Menschen, die das Schicksal des Verbannten teilten, trugen dazu bei, sein schweres Los zu erleichtern.

Napoleon, der von jeher viel und gern las, beschäftigte sich naturgemäß auf St. Helena eingehend mit seinen Büchern. Etwa sechshundert Bände hatte er aus Trianon mitgebracht, später erhielt er, auch aus England, weitere Sendungen, so daß seine Bibliothek gegen Ende seiner Gefangenschaft weit über dreitausend Bände zählte. Den Kern seiner Arbeit aber bildete die Aufzeichnung seiner Memoiren. Sie setzen sich zusammen aus den Diktaten, die Bertrand, Las Cases, Montholon und Gourgaud sowie sein Kammerdiener Marchand niedergeschrieben haben und die in der Hauptsache die Anfänge seines militärischen Lebens, sodann die Feldzüge in Italien, die Expedition in Ägypten und den Feldzug von 1815

umfassen. Sie werden ergänzt durch seine Äußerungen, wie sie namentlich in *Las Cases'* „Memorial von St. Helena“ und in den Aufzeichnungen von Montholon, Gourgaud, O'Meara und später auch Antomarchi niedergelegt sind. Außer den Memoiren entstanden hier aber auch seine kriegsgeschichtlichen Schriften über die Taten Cäsars, Turennes und Friedrichs des Großen.

Schon gegen Ende seiner Herrschaft hatte der Gesundheitszustand Napoleons schwere Schädigungen erlitten. Jetzt, unter dem Einfluß der Gefangenschaft, des Klimas von St. Helena und der aufgezwungenen unfreiwilligen Beschränkung seiner Bewegung verschlimmerte sich sein Leber- und Magenleiden immer mehr. Nach der Entfernung O'Mearas weigerte sich Napoleon, sich von einem der Ärzte des Gouverneurs behandeln zu lassen, und so gestattete man endlich, daß 1819 Antomarchi, ein italienischer Arzt korsischer Herkunft, nach St. Helena geholt wurde. Was half es, daß jetzt auch Hudson Lowe sich zu einer etwas großzügigeren Handhabung der Bewachungsvorschriften entschloß, die dem Kaiser wiederum körperliche Bewegung ermöglichte, Napoleon war ein dem Tode geweihter Mann. Bald konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß er außer an seinen Leberstörungen, die eine Wassersucht zur Folge hatten, an einem Magenkrebs litt, ein Übel, dem auch sein Vater erlegen war. Die krankhafte Gedunsenheit seines Körpers wich einer fortschreitenden Abmagerung. Im Frühjahr 1821 diktierte er sein Testament, das sein bei einem Pariser Bankier hinterlegtes Vermögen an seine Getreuen verteilte, sowie Ratschläge für seinen Sohn, für den er noch immer hoffte, ihm würde nach einem baldigen Abwirtschaften der Bourbonen die Herrschaft über Frankreich zufallen. Er sollte zwar mit der Auffassung, daß sich die Bourbonen auf die Dauer nicht würden halten können, Recht behalten—Karl X., der 1824



Meissonier: Napoleon im Jahre 1814



Delarochè: Napoleon zu Fontainebleau

auf Ludwig XVIII. folgte, wurde 1830 durch die Julirevolution gestürzt, die Louis Philipp von Orléans, den Bürgerkönig, auf den Thron brachte —; seinem Sohn, dem Herzog von Reichstadt, war es freilich nicht beschieden, jemals sein Erbe anzutreten, doch konnte sein Neffe, ein dürftiger Kopist des großen Oheims, als Präsident der zweiten Republik und später als Kaiser Napoleon III. noch einmal in seinen Spuren wandeln.

Wenige Wochen nach seinen letzten Diktaten trat zusehends ein Verfall der körperlichen Kräfte Napoleons ein, und am 5. Mai 1821, wenige Minuten vor sechs Uhr abends, entschlief der gewaltige Mann nach einem zweitägigen Todeskampf. In der Nähe von Longwood fand er ein einsames Grab, bis 1840 Louis Philipp seinen Leichnam im Triumph nach Paris überführen und im Invalidendom bestatten ließ.

Einen „grandiosen Sturz“ nennt Octave Aubry das Ende des Kaisers auf der kleinen Insel. „Erst auf St. Helena ist Napoleon vollendet. Hätte er sich, wie er es nach Waterloo wünschte, in die behäbige Stille Amerikas zurückgezogen, so wäre sein Leben versickert wie ein Strom im Sand. Auf St. Helena hat er sich in sich selbst zusammengeschlossen, vertieft, geläutert, vermenschlicht, vollendet. Seine wahre Krönung — er hat es selbst gesagt — war sein Martyrium. Der Mensch ist zu beklagen, doch den Helden müssen wir beglückwünschen.“

*

Wenn man aus den blutigen Kämpfen, die zum Sturz Napoleons geführt haben und die mit seiner Verbannung nach St. Helena ihren Abschluß fanden — am 20. November 1815 wurde zwischen den Alliierten, der „Heiligen Allianz“, und Ludwig XVIII. der zweite Pariser Friede abgeschlossen —, die Bilanz zieht, so ergibt sich zwar die Tatsache, daß Europa vom Druck der französischen Vorherrschaft befreit wurde,

ein Ergebnis, das vor allem die Voraussetzungen für die erst lange nachher verwirklichte deutsche Einheit schuf. Zunächst aber zeichnet sich England als der eigentliche Sieger am politischen Welthorizont ab, und innerpolitisch sind es die Fürsten, die allein die Früchte des Kampfes ihrer Völker geerntet haben.

England, das durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg seine ersten Kolonien, die nordamerikanischen, verloren hatte, steuerte gleichwohl unbeirrbar und mit vollen Segeln seinem Endziele zu, das es in ganzem Umfang im Laufe des 19. Jahrhunderts erreichen sollte, dem Ziele, seine seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgerichtete und befestigte Seeherrschaft zur Weltherrschaft auszudehnen. Spanien hatte seine Weltmachtstellung verloren, die holländische Seemacht war gebrochen, aber noch stand Frankreich, Land- und Seemacht zugleich, der vollen Entfaltung der britischen Herrschaft hindernd im Wege. Hatte schon die Revolution Frankreich neue und starke Impulse gegeben, so erstand ihm in Napoleon ein Führer, dessen Genie im Ringen um die Macht für England doppelt schwer ins Gewicht fallen mußte, weil der Nimbus von Freiheit und Fortschritt seine Bataillone umstrahlte. Nicht umsonst hatten daher die Briten zwei Jahrzehnte lang nichts unversucht gelassen, um die kontinentalen Mächte Europas erst gegen die französische Revolution, dann aber vor allem gegen Napoleon ins Feld zu führen. Sobald Napoleon gestürzt, für immer unschädlich gemacht, und Frankreich wiederum den schwächlichen und für England vollkommen ungefährlichen Bourbonen überantwortet war, hatte Großbritannien seinen Zweck erreicht. Schon nach der Schlacht bei Belle Alliance sah Wellington keine Notwendigkeit mehr, sich mit dem Marsch auf Paris sonderlich zu beeilen, und er überließ Blücher die Verfolgung des Feindes und die Eroberung der französischen

Hauptstadt. Beim Friedensschluß vollends wachten die Engländer, um das für sie so wertvolle Gleichgewicht des Kontinents nicht zu stören, sorgfältig darüber, daß Frankreichs Besitz möglichst ungeschmälert erhalten blieb, und daß vor allem Preußens Machtstellung nicht mehr als unbedingt nötig gefestigt wurde. Jetzt brauchten sie Frankreich ebenso als Sturmbock gegen das werdende Deutschland, wie sie vordem die Kräfte des europäischen Kontinents zur Beseitigung des französischen Nebenbuhlers benötigt hatten.

Der ihm von England aufgezwungene Kampf hat im wesentlichen das politische und militärische Leben und Wirken Napoleons bestimmt, und die Herrschaft über Europa war ihm daher nicht reiner Selbstzweck, sondern das Mittel, um den zähen und unversöhnlichen Feind, England, auf die Knie zu zwingen.

Schon beim ersten Koalitionskrieg gegen die junge französische Republik stand England in vorderster Front, nicht mit seinem blutmäßigen Einsatz, wohl aber als treibende Kraft. Wir erinnern uns auch, daß sich schon das innerste Wesen des jungen Korsen aufbäumte, als England die Hand nach seiner Heimat ausstreckte, und daß er sich mit seinem alten Freunde Paoli verfeindete, der einen Anschluß der Insel an das britische Reich guthieß. Als der General Bonaparte, der jetzt in Frankreich sein neues Vaterland gefunden hatte, nach seinen ersten siegreichen Feldzügen in Italien mit dem Friedensschluß von Campo Formio zum ersten Male handelnd in das weltpolitische Geschehen eingriff, da war es zwar zunächst Deutschland, vor allem das habsburgische Österreich, das die Kosten dieser Kriege zu zahlen hatte; aber mit ihm wurde auch England getroffen, das, Führer und Inspirator der Koalition, auch damals schon sein Interesse in einer Zersplitterung der Kräfte des Kontinents erblickte. Napoleons Expedition nach Ägypten und Syrien galt wiederum in erster

Linie England. Und als trotz des Sieges bei Abukir, der die französische Flotte vernichtete, England nicht verhindern konnte, daß Napoleon nach Frankreich zurückkehrte und dort die politische Macht an sich riß, da ließ es kein Mittel unversucht, um den gefährlichen Mann zu stürzen. Deshalb lehnte es kategorisch alle Verständigungsversuche Napoleons ab, deshalb besoldete es die royalistisch gesinnten französischen Emigranten, deshalb unterstützte es die Verschwörungen gegen das Leben des Ersten Konsuls in Frankreich und stürzte den Kontinent in neue Kriege. Deshalb zwang es Napoleon 1803 zu einer neuen Kriegserklärung, nachdem es unter Bruch des Friedens von Amiens die Insel Malta weiterhin besetzt hielt. Und als Napoleon nahe daran war, durch eine Landung in England Britannien niederzuzwingen, gelang es diesem, Österreich von neuem in einen aussichtslosen Krieg zu peitschen, den allein Österreich zu bezahlen hatte. England wollte den Krieg, und Napoleon mußte den Fehdehandschuh aufnehmen. Und so waren die fortdauernden Kämpfe, die er — oftmals sehr gegen seinen Willen — auf dem Kontinent zu bestehen hatte, nichts anderes als Etappen zum Endziel: der Niederringung der britischen Vorherrschaft. Ob er die österreichischen Heere in Italien und Deutschland schlug, ob er Preußen niederwarf und zerstückelte, ob er sich die deutschen Fürsten im Rheinbund gefügig machte, ob er nach der Pyrenäenhalbinsel griff oder ob er endlich den Marsch in das russische Riesenreich wagte, immer war England der Feind, den er treffen wollte, sei es durch kriegерische Machtmittel, sei es durch den wirtschaftlichen Druck der Kontinental Sperre. Denn er hatte einsehen gelernt, daß er zur Generalabrechnung mit diesem Gegner erst antreten konnte, wenn er des europäischen Kontinents sicher war. Vielleicht war es sein Fehler, daß er sich trotz aller erlittenen Enttäuschungen immer wieder mit den ge-

schlagenen Fürsten verständigte, hoffend, er könne sie so dennoch seinem System eingliedern, anstatt sie zum Teufel zu jagen und sich auf die Völker zu stützen, deren freiheitlichen Regungen er weit mehr zu bieten hatte als ihre angestammten Könige und Kaiser von „Gottes Gnaden“. Nicht umsonst beginnt der Hauptvertrag des zweiten Pariser Friedens mit den Worten: „Nachdem die verbündeten Mächte durch ihre Anstrengungen und den Sieg ihrer Waffen Frankreich und Europa vor den Umwälzungen, mit denen das letzte Unterfangen Napoleon Bonapartes . . . beide bedrohte, bewahrt haben“ etc. etc. Ihr Interesse band sie an die Sache Englands, und Napoleon unterlag, weil es ihnen gelang, ihre Völker im Endkampf aus der bereits in Bildung begriffenen Front gegen England herauszulösen und gegen den Kaiser ins Feld zu führen. In diesem Zusammenhang verdient eine Beurteilung des Ergebnisses dieses Kampfes Beachtung, die General von Caemmerer in seinem bereits 1907 erschienenen strategischen Überblick über die Befreiungskriege abgibt. Er sagt, daß die „kriegerischen Vorgänge eines ganzen Jahrzehnts zu einem einzigen Kriege werden“, um fortzufahren: „Diese höhere Einheit ist der Riesenkampf gegen England. Wir zollen heute nicht mehr einseitig den Engländern unsere Bewunderung für ihre zähe Ausdauer und ihr Zielbewußtsein in diesem Kampfe, wie unsere Vorfahren es getan. Wir fangen an es zu verstehen, wenn Napoleon versichert, er habe diesen Kampf nicht gesucht und gewollt, er sei dazu gezwungen worden durch England, vor allem durch die ungeheure Gefahr für die Zukunft, die in der englischen Handhabung des Seerechts lag. Wir haben jetzt voll und ganz begriffen, daß vor hundert Jahren nicht nur die zeitweilige Vorherrschaft Frankreichs verhindert wurde, sondern daß zugleich der Grund zu der dauernden gebietenden Weltstellung Englands gelegt worden ist, und wir können daher nicht umhin,

dem Gedankengang des Mannes mit Achtung zu begegnen, der seine ungewöhnlichen Machtmittel im Ringen mit England erschöpft hat. Wir können zweifeln, ob ein neuer Alexanderzug nach Indien, den er geplant, wirklich technisch ausführbar gewesen wäre, nachdem die französische Flotte in der Schlacht von Trafalgar vernichtet worden war; aber wir können den Gedanken nicht mehr als die phantastische Ausgeburt eines ehrgeizigen Hirnes behandeln. Und von der Höhe dieses napoleonischen Standpunktes wird auch die Hartnäckigkeit begreiflicher, mit der der Kaiser nach den ersten großen Rückschlägen jedem Versuch einer friedlichen Beilegung widerstrebte. Die Aufgabe, deren Bedeutung er so klar erkannt, ist ihm zum Verhängnis geworden; er war nicht der Mann, freiwillig auf ihre Lösung zu verzichten.“

Man hatte, als man Napoleon wie ein edles Wild zur Strecke brachte, den Völkern Europas, um sie zum Kampfe zu begeistern, „Befreiung von der Tyrannei“ versprochen. Wie diese Freiheit wirklich aussah, davon erzählen beredt die Grausamkeiten, die in Frankreich im Namen des „allerchristlichsten Königs“ gegen die Republikaner, die Bonapartisten und die Protestanten verübt wurden, die Foltern, mit denen der auf seinen spanischen Thron zurückgekehrte Ferdinand VII., mit denen die Herrscher in Rußland und in Italien die freiheitlichen Regungen ihrer Untertanen niederhielten. Sie sind kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Dynastien. Napoleon hatte die Französische Revolution durch die Diktatur überwunden, aber er hatte, was gesund war an ihrer Ideenwelt, zu tragenden Pfeilern seines Systems erhoben. Jetzt machte sich allerorts wiederum die schwärzeste Reaktion breit. An Stelle der Diktatur eines Großen trat die Diktatur der Kleinen, der Legitimisten im Bunde mit der Kirche. Welcher Art diese Bindung war, geht aus der im September 1815 zwischen dem österreichischen Kai-

ser, dem russischen Zaren und dem König von Preußen abgeschlossenen „Heiligen Allianz“ hervor, deren Urkunde mit den Worten beginnt:

„Im Namen der hochheiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Ihre Majestäten . . . die infolge der großen Ereignisse . . . die innige Überzeugung erlangt haben, daß es notwendig ist, den von den Mächten in ihren wechselseitigen Verhältnissen zu nehmenden Gang auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die heilige Religion des Gott-Heilandes lehrt, erklären feierlich, daß gegenwärtige Akte nur zum Gegenstand hat, angesichts der ganzen Welt Ihre unerschütterliche Entschliebung zu erkennen zu geben, sowohl in der Verwaltung Ihrer Staaten als in den politischen Verhältnissen mit jeder anderen Regierung nur die Vorschriften dieser heiligen Religion zur Regel zu nehmen; Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die, weit entfernt, einzig und allein auf das Privatleben anwendbar zu sein, im Gegenteil direkt auf die Entschlüsse der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, wie sie allein das Mittel sind, die menschlichen Institutionen zu konsolidieren und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.“

Was Deutschland anlangt, so hatte es allein durch seine Opfer den Sieg über Napoleon ermöglicht. Aber wenn nicht Deutschland als politischer Faktor, sondern allein England der Nutznießer des Kampfes und des Sieges war, so war es auf innerpolitischem Gebiete noch viel weniger das deutsche Volk. In einem Sturm der Begeisterung hatte sich dieses Volk erhoben, nicht nur um die Fremdherrschaft abzuschütteln, sondern auch um seine politische Zukunft nach seinem Sinne zu gestalten.

Was man sich dabei erhoffte, war allerdings zunächst ein staatsrechtlicher Zustand, welcher, von den Lehren der Französischen Revolution beeinflußt, der unumschränkten Herr-

schergewalt durch eine Konstitution gewisse Grenzen setzen und vor allem die Vorrechte des Adels und den kirchlichen Glaubenszwang zugunsten liberaler Gedankengänge beseitigen sollte. Über die Irrtümer, welche der Auffassung des Liberalismus anhaften, und über seinen Mißbrauch durch das Judentum, das, ein sozialer, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Fremdkörper, jetzt die Stunde gekommen sah, sich getarnt im deutschen Volkstum einzunisten, brauchen wir uns in diesem Zusammenhang nicht zu verbreiten. Entscheidend ist, daß dieses junge Deutschland von einem heißen, vaterländischen Wollen getragen war, das in den kampffreudigen Demonstrationen der deutschen Burschenschaft und in Arndts herrlichem Liede „Das ganze Deutschland soll es sein!“ einen beredten Ausdruck fand. Nicht international verbogen waren diese aufkeimenden sozialistischen Regungen, sondern untrennbar verbunden mit den Sehnsüchten des heranwachsenden Geschlechtes nach einem in seiner Einheit mächtigen, größeren Vaterlande. Unklar und verschwommen sahen diese Menschen das Reich, das ein Jahrhundert später Adolf Hitler dem deutschen Volke geschenkt hat, aber sie sahen es und waren bereit, dafür zu kämpfen. Gerade dieses Streben nach der deutschen Einheit aber ist es, was ebenso gebieterisch wie der Ruf nach sozialen Reformen die Fürsten auf den Plan rief, die zum überwiegenden Teile ihr Dasein der politischen Zersplitterung Deutschlands verdankten. Sie und die privilegierten Kreise kämpften um ihre Existenz, indem sie mit ihren staatlichen Machtmitteln den Streitern um ein neues Reich entgegentraten.

Während auf der kleinen Insel im fernen Ozean ein einsamer Gefangener der Vollendung seines Schicksals entgegenreifte, wurden überall in Deutschland die Patrioten um die Früchte ihres Freiheitskampfes betrogen. Die Reaktion stand auf

gegen Fortschritt und Reichsgedanken, die „Legitimität“ begann das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, und ihr Don Quijote, Fürst Metternich, knüppelte den Freiheitswillen eines Volkes nieder und besoldete ein Heer von Spitzeln, um auch die leiseste großdeutsche Regung im Keime zu erstickten. Aber auch in Berlin und in anderen Teilen Deutschlands setzte jene berüchtigte „Demagogenjagd“ ein. Mit zahlreichen Patrioten wurde auch Arndt verhaftet. Der Turnvater Jahn wurde auf Denunziationen hin ins Gefängnis geworfen und sogar in Ketten nach Küstrin verbracht.

Und dennoch nahm die geschichtliche Entwicklung unaufhaltsam ihren Lauf. Nur daß das deutsche Volk durch tausend Irrtümer und Kämpfe, durch Kriege und Revolutionen, durch Not und Zusammenbruch hindurchgehen mußte, bis die Zeit reif war für den Mann, welcher das Großdeutsche Reich schuf und ein neues Europa gestaltet und der damit auch dem Ringen jener Epoche Sinn und Erfüllung gegeben hat.

the first of these is the fact that the
second of these is the fact that the
third of these is the fact that the
fourth of these is the fact that the
fifth of these is the fact that the
sixth of these is the fact that the
seventh of these is the fact that the
eighth of these is the fact that the
ninth of these is the fact that the
tenth of these is the fact that the

ZWEITER TEIL

DIE PERSÖNLICHKEIT

„Für viele in die Geschlechter der Welt
des Ansehens, welches nur im Gedenken
des Menschen besteht.“ *Hayden*

1

Als Napoleon Bonaparte am 5. Mai 1821 auf St. Helena im Exil seine letzten Worte sprach: „Frankreich . . . in Welches . . . opfer der Arme . . .“ und bald darauf die Augen für immer schloß, da war einer der größten Soldaten, mehr noch, da war einer der größten Männer, die je gelebt haben, von dieser Welt geschieden.

Für Deutschland bedeutet sein Name die schmerzliche Erinnerung, die große selbstherrliche Macht über und die tiefste politische Demütigung, von denen es bis dahin mit dem Tage der Vorkriegszeiten keinen Vorgang erlebt haben würde.

Was aber, die Geschichte von dem Arme gesehen zu sagen, und in dieser ein gewöhnlicher Kampf war, was war Napoleon selbst, welchem Pierre Corneille seine Worte hat erweihen lassen: „Nicht der Mensch, sondern Willkür beherrschte, wenn er über uns herrschte, Völker ausjuchzte und Tausende und aber Tausende von Soldaten auf dem Schlachtfeldern sterben ließen.“

Es war nur lebendig der Mann der Geschichte. Er zwang die Kräfte seiner Energie aufzuspringen und, indem er davon Gebrauch machte, die Welt ein anderes Gesicht zu geben. Als einer der größten Herrscher aller Zeiten, der Schwermut und Organismus hat er die Geschichte in andere Bahnen geleitet. Aber er war im tiefsten Grunde nur Werkzeug, und sein Name mehr als die höchsten Pläne der Vorsehung erfüllt waren.

SWIFT TELL

Erstes Kapitel

DIE PERSÖNLICHKEIT

„Für mich ist die Unsterblichkeit der Seele
das Andenken, welches man im Gedächtnis
der Menschen zurückläßt.“ *Napoleon*

1.

Als Napoleon Bonaparte am 5. Mai 1821 auf St. Helena im Fieber seine letzten Worte sprach: „Frankreich . . . in Waffen . . . Spitze der Armee . . .“ und bald darauf die Augen für immer schloß, da war einer der größten Soldaten, mehr noch, da war einer der größten Männer, die je gelebt haben, von dieser Erde geschieden.

Für Deutschland bedeutet sein Name die schwerste Demütigung, die größte militärische Niederlage und die tiefste politische Ohnmacht, von denen es bis dahin seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges heimgesucht worden war.

Und doch, die Ehrfurcht vor dem Genie gebietet zu sagen, daß es mehr als persönlicher Ehrgeiz war, was den Einsamen antrieb, sich zum Herrn Europas aufzuschwingen, daß er nicht der Stimme bloßer Willkür gehorchte, wenn er Länder verwüstete, Völker unterjochte und Tausende und aber Tausende von Soldaten auf den Schlachtfeldern hinsterben ließ.

In ihm war lebendig der Dämon der Geschichte. Er zwang ihn, Europa seinen Stempel aufzuprägen und, indem er diesem Befehl gehorchte, der Welt ein anderes Gesicht zu geben. Als einer der genialsten Heerführer aller Zeiten, als Staatsmann und Organisator hat er die Geschichte in andere Bahnen gelenkt. Aber er war im tiefsten Grunde nur Werkzeug, und sein Stern sank, als die höheren Pläne der Vorsehung erfüllt waren.

Wenn er aber Werkzeug einer höheren Weltordnung war, dann war er es auch in bezug auf die Geschichte Deutschlands und der Deutschen. Und wenn wir als den einzigen greifbaren Erfolg seines Wirkens nur die eine Tatsache für uns buchen wollten, daß er zahlreiche, für sich allein nicht lebensfähige kleindeutsche Fürstentümer beseitigt und damit dem Grundübel der Deutschen, dem Partikularismus, den ersten schweren Stoß versetzt hat, so können wir allein darin das Walten der Vorsehung erkennen. Was für Pläne der große Eroberer bezüglich Deutschlands noch hatte, mag dahingestellt bleiben. Er selbst deutet sie nur dunkel an, wenn er sagt: „Ich hatte in bezug auf die Deutschen große Absichten, allein sie scheiterten, und deshalb habe ich unrecht.“ Aber was er an anderer Stelle über den deutschen Einheitsdrang ausgesprochen hat, mag immerhin zu denken geben: „Mir war es nur gelungen, dies ungeheure Gefüge zu vereinfachen; nicht, als wären die Deutschen unvorbereitet für ihre Konzentrierung, das waren sie vielleicht zu sehr, sie hätten blindlings auf sie einstürmen können, ehe sie uns verstanden hätten. Wie kam es in aller Welt, daß kein einziger deutscher Fürst die Stimmung der Deutschen zu beurteilen und für sich zu verwerten verstand? Hätte mich der Himmel als deutschen Fürsten in die Welt gesetzt, ich wäre inmitten der vielen Zeitkrisen unfehlbar dahin gekommen, über dreißig Millionen vereinigter Deutschen zu herrschen und, soviel ich dieses Volk kenne, würde es, sobald es mich einmal gewählt haben würde, mich auch nie im Stiche gelassen haben.“ Las Cases sagt, Napoleon habe vor der deutschen Nation eine ganz besondere Hochachtung gehabt, und überliefert uns folgenden Ausspruch des Kaisers: „Ich konnte den Deutschen Millionen zu zahlen auferlegen: es war notwendig — ich hätte mich aber wohl in acht genommen, sie durch ein verächtliches Wesen zu verletzen. Daß die Deutschen mich

hassen, ist erklärlich genug; zehn Jahre lang war ich gezwungen, mich auf ihren Leichen stehend zu schlagen; sie konnten für meine wahren Absichten kein Verständnis haben, meine geheimen Gedanken nicht erraten.“

Aber wenn man von dem Beitrag absieht, den Napoleon durch Verringerung der partikularistischen Machtpositionen in Deutschland zur deutschen Einheit geleistet hat, so ist er noch in einem anderen Sinne zu einem der Faktoren des deutschen Neuaufbaues geworden. Man kann sagen, daß es im wesentlichen Napoleon gewesen ist, welcher die in unserem Volke schlummernden ungeheuren dynamischen Kräfte frei gemacht und damit jenen unerhörten Aufbruch der deutschen Nation bewirkt hat. Denn nur durch den politischen Druck, der auf Deutschland lastete, wurde es aufgerüttelt aus seiner Lethargie und sah die Notwendigkeiten und die Probleme, die nach einer Lösung schrien.

Und so sind Not und Elend, Krieg, Tod und politischer Druck, unter denen die deutschen Lande zusammenzuberechen schienen, ebenso die Voraussetzung gewesen für das Erwachen der deutschen Nation, wie der Verrat des Marxismus, der verlorene Weltkrieg und die folgende deutsche Katastrophe Voraussetzungen wurden für Kampf und Sieg unter der Fahne der nationalsozialistischen Idee und damit für die Geburt des Großdeutschen Reiches Adolf Hitlers.

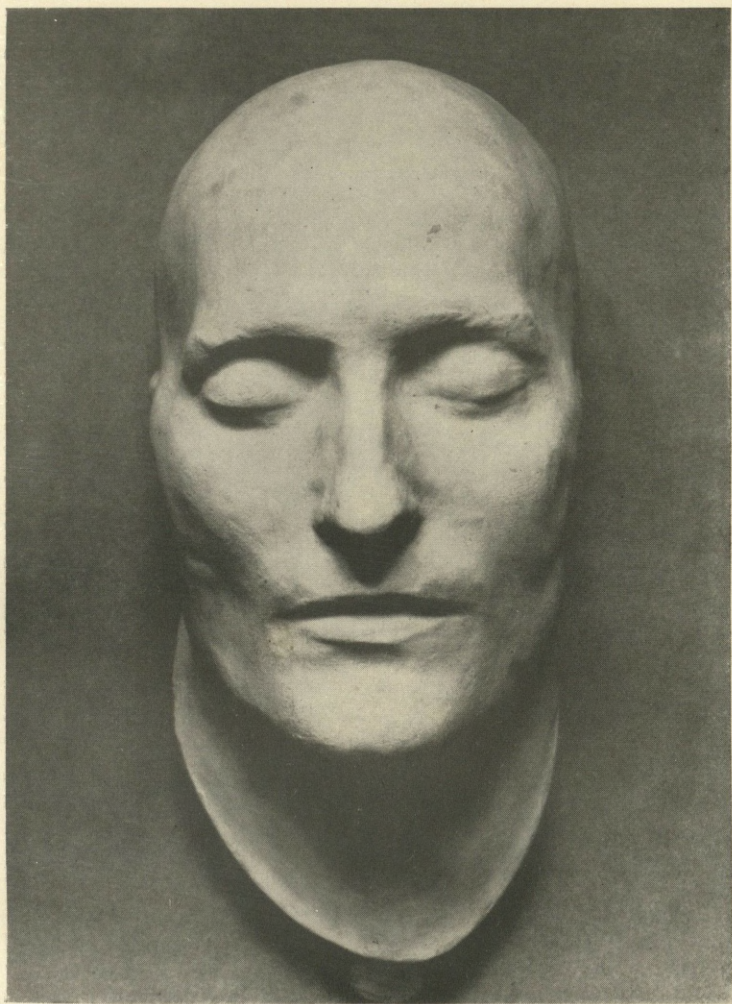
2.

Alle großen Taten sind das Werk einzelner. Immer war es nur die schöpferische Persönlichkeit und niemals die Masse, welche das Außerordentliche schuf oder Umwälzungen auf irgendeinem Gebiet der Menschheitsgeschichte hervorgerufen hat. Man findet sicherlich zahlreiche geniale Men-

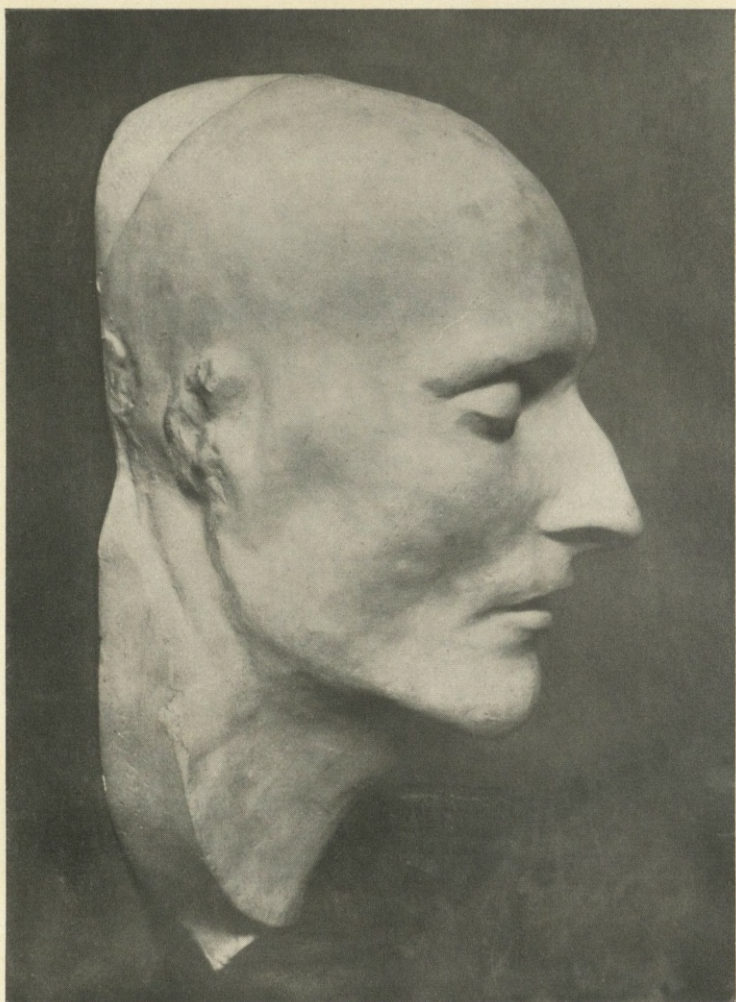
schen, die auf einem bestimmten Gebiete mit ungewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet und hier in einmaliger Weise erfolgreich sind, während sie nach jeder anderen Richtung hin eine völlig durchschnittliche Begabung aufweisen. Zwischen ihnen aber wachsen vereinzelt, als hätte die tausendfältige, zusammengeballte Kraft von Generationen und Völkern in ihnen Gestalt angenommen, jene riesenhaften Naturen empor, die von dem Postament ihrer einsamen Größe alle Gebiete des menschlichen Lebens überblicken und mit ihrem Genie befruchten. Wir sehen Friedrich den Großen als König, Staatsmann und Feldherrn weit über seine Zeit hinausragen. In einer Epoche dumpfer Ohnmacht nach dem Dreißigjährigen Kriege hat er Preußen gestaltet, seine Schöpfung in heroischen Kämpfen behauptet und damit die Grundlagen für die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches geschaffen, und gleichzeitig hat er als Förderer der Künste und Wissenschaften wie als Schriftsteller unvergängliche Leistungen zu verzeichnen. Wir sehen am ausgeprägtesten in der einmaligen Gestalt unseres Führers den Künstler, den Soldaten und den Staatsmann zur harmonischen Größe des Genies verschmelzen.

Auch Napoleon verdient unter die ganz Großen der Geschichte eingereiht zu werden. Auch in ihm war das Genie des Feldherrn, des Staatsmannes und Schriftstellers mit einem universalen Überblick über alle menschlichen Sphären verbunden.

Im Leben Adolf Hitlers wurde der Künstler zwangsläufig und organisch zum Soldaten, der Soldat zum Volksführer, der Volksführer zum Staatsmann, der Staatsmann zum Feldherrn. Die künstlerische Intuition beherrscht alle Handlungen des Führers, das Soldatische prägt all seinem Tun und Denken seinen Geist auf; der Redner und Volksführer sind die Vorbedingung, auf welcher der Staatsmann ins Riesen-



Totenmaske



Totenmaske

große emporwachsen konnte, und aus ihm wurde der Feldherr geboren, welcher, der höheren Einsicht des Staatsmannes unterworfen, den Krieg nur als dessen Werkzeug führt. Anders bei Napoleon. Hier wurde der Soldat zum Feldherrn, und dieser zum Staatsmann. So überwiegt bei ihm das Soldatische; er war zuerst und vor allem Feldherr. Von dieser Tatsache her bestimmen sich alle seine Handlungen und Taten, und die Niederlage des Heerführers mußte zugleich den Untergang des Herrschers besiegeln. Wohl war sich auch Napoleon der Bedeutung bewußt, welche einer Einwirkung auf die Massen innewohnt. „Die Menschen“, sagt er einmal, „welche die Welt verändert haben, erreichten es nie, indem sie sich der Führer versicherten, sondern stets indem sie Massen erregten. Das erste Mittel gehört in den Bereich der Intrige und führt nur zu Resultaten zweiten Ranges, das zweite ist der Weg des Genies und verändert das Antlitz der Welt.“ Trotzdem ist er Volksführer im eigentlichen Sinne des Wortes nie gewesen. Die knappen, soldatischen Ansprachen, die er an seine Truppen hielt, wirkten Wunder, aber es war ihm nicht gegeben, durch eine politische Rede Massen in Bann zu halten oder überhaupt Menschen durch die Gewalt der Stimme für sich oder für seine Idee zu gewinnen. Zeitgenossen Napoleons sagen, er habe, wenn er plötzlich vor derartige Situationen gestellt worden sei, in abgerissenen Sätzen gesprochen, und seine Rede sei ziemlich wirkungslos verpufft. So darf weder die allgemeine Popularität, deren sich Napoleon zweifellos erfreute, noch der Kontakt, den er, etwa im Gespräch, zu dem einzelnen Mann aus dem Volke fand, darüber hinwegtäuschen, daß die Herrschaft Napoleons in der Armee, nicht aber in den Herzen des französischen Volkes verankert war. Das Volksvertrauen, von dem seine Regierung gleichwohl in den Tagen des Erfolges getragen war, kann diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen, und nur so

ist es zu erklären, daß in dem Augenblick, in dem des Kaisers Stern unterging, zwar der Soldat noch begeistert für ihn eintrat, das Volk in seiner Gesamtheit aber, von einigen unbedeutenden Ovationen abgesehen, sich unbeteiligt verhielt und den Bourbonen willig in die Arme lief.

Napoleon besaß in reichstem Maße einen ausgeprägten Sinn für das Reale und Phantasie, zwei gegensätzliche Begabungen, die, in einer Persönlichkeit vereinigt, erst das Format eines schöpferischen Menschen des öffentlichen Lebens ausmachen. Ohne Zweifel hat er als Feldherr die glanzvollsten Leistungen seines Lebens aufzuweisen. Und doch hieße es das Genie dieses Mannes völlig verkennen, wollte man das Überragende seines Wirkens allein auf militärischem Gebiete sehen. Es ist einfach nicht wahr, daß Napoleon in den anderen Bezirken sich nicht weit über den Durchschnitt erhoben oder gar versagt hätte. Seine Taten strafen alle derartigen oberflächlichen Behauptungen Lügen. Wenn auch in erster Linie sein Feldherrntum ihm die Lorbeeren eines bleibenden Erfolges sicherte, so hat er sich doch gleichermaßen als Staatsmann, als Organisator und als Schriftsteller in das Buch der Geschichte eingezeichnet. Ja, es gibt Stimmen, die seinen Leistungen, die nicht auf der militärischen Ebene liegen, die größere Bewunderung zollen. Baron Fain, der Sekretär des Kaisers, sagt im Anschluß an eine Betrachtung über Napoleons Geschicklichkeit in der Kriegskunst: „Vielleicht aber verdient seine Überlegenheit auf dem Gebiete der Staatsverwaltung noch größere Anerkennung. Gewiß, niemand bewundert mehr als ich seine Meisterschaft in der Strategie, seine erstaunliche Tatkraft, seine wunderbare Kunst, große Massen zu bewegen, seine Fähigkeit, selbst in der Unordnung noch Ordnung zu schaffen; dennoch scheint mir sein Genie auf verwaltungstechnischem Gebiet noch größer gewesen zu sein als auf militärischem. Der Senator Fontanes hat es ja

schon betont, „sein Ruf als Eroberer werde in der Zukunft nur den geringsten Teil seines Ruhmes darstellen“. Ein sehr geistvoller Mann aus meinem Bekanntenkreise ging in dieser Hinsicht noch weiter: er trennte in Napoleon den Heerführer völlig vom Regenten. Herr Hoffmann endlich behauptet sogar, man könne Napoleon mit einer gewissen Berechtigung den Vorwurf machen, in ihm habe der General dem Kaiser den Thron gekostet.“

Seine staatsmännischen Fähigkeiten konnte der junge Bonaparte zum ersten Male entfalten, als er in den Feldzügen der Jahre 1796 und 1797 an der Spitze der Armee von Italien stand. Wenngleich er damals noch den grundsätzlichen politischen Weisungen des Pariser Direktoriums unterworfen war und wenngleich er diesem laufend in erschöpfenden, einen außerordentlichen Weitblick verratenden Berichten von allen Geschehnissen und Zusammenhängen Kenntniss gab, so sah er sich doch wiederholt vor Situationen gestellt, die von ihm völlig selbständige, manchmal in direktem Gegensatz zu seinen Weisungen stehende Entschlüsse verlangten. Schon die Einleitung von Friedensverhandlungen mit dem König von Sardinien nach der Schlacht bei Mondovi war ihm nur von seiner eigenen höheren Einsicht diktiert, und ebenso bewies er bei seinen Verhandlungen mit dem Papste, bei der Gründung der Zisalpinischen Republik und bei seinem Vorgehen gegen Venedig eine politische Klugheit, die den Machthabern in Paris in so bemerkenswertem Umfang abging. Ebenso schloß er aus eigener Machtvollkommenheit, und ohne die Billigung des Direktoriums zu finden, im richtigen Augenblick den Friedensvertrag von Campo Formio ab. Auch die Expedition nach Ägypten und Syrien samt den sich daraus ergebenden Unterhandlungen mit der Pforte erforderte ein ungewöhnliches politisches Geschick. Bei den innerpolitischen Auseinandersetzungen offenbarte er, ange-

fangen bei seinem Eintreten für das Direktorium am 18. Fructidor bis zum Staatsstreich des 18. Brumaire, eine kühle Berechnung aller Umstände und eine kluge, treffsichere Voraussicht, die allein schon den Erfolg in sich trugen. Die staatspolitischen Aufgaben, die er sich als Alleinherrscher von Frankreich stellte, meisterte er mit einzigartigem Genie, und wenn er trotzdem endlich scheiterte, so waren hiefür Gründe maßgebend, die mit seiner Staatskunst an sich nicht das mindeste zu tun haben.

Daß Napoleon als Gesetzgeber und auf dem Gebiete der inneren Verwaltung umstürzende Reformen geschaffen hat, die für das folgende Jahrhundert richtungsweisend werden sollten, ist eine unbestrittene Tatsache. Was alle, die hier mit ihm zu tun hatten, besonders in Erstaunen setzte, waren seine Vielseitigkeit, sein unerschöpfliches Wissen und die Treffsicherheit des Urteils, die er bei allen an ihn herantretenden Fragen bewies. Ein Blick auf seine Korrespondenz zeigt, daß er allen Problemen gegenüber die gleiche souveräne, auf den Grund einer Sache dringende kritische Übersicht besaß, ob es sich nun um Fragen der Finanzen, um Auseinandersetzungen mit der Kirche, um polizeiliche Maßnahmen oder um den Lehrplan für die Schulen handelte, ob Angelegenheiten der Kommunalverwaltung, Bauprojekte oder Fragen der Rechtsprechung zur Debatte standen. Auch die Sitzungen des Staatsrates, nach Fain „ein Rat im eigentlichen Sinn des Wortes, der nur durch den Antrieb, den er vom Kaiser erhielt, in Bewegung kam und handlungsfähig wurde“, liefern zahllose Beispiele für das universale, durch gründliche Kenntnisse untermauerte Interesse, das Napoleon allen schwebenden Fragen entgegenbrachte. Roederer erzählt, der Kaiser habe im Staatsrat „eine lebhafte und ungezwungene Form der Debatte eingeführt, frei von den bei Beratungen sonst üblichen Unzukömmlichkeiten, die es mit

sich bringen, daß die Zuhörerschaft den begabten Rednern zwar zuhört, bei den andern aber einschläft“. Fain schreibt bei einer Schilderung dieser Sitzungen: „Napoleon bestimmte zunächst den Verhandlungsgegenstand, mit dem man sich zu beschäftigen hatte. Der mit der Berichterstattung betraute Rat hielt seinen Vortrag, dann folgte die Diskussion. Jedermann konnte das Wort ergreifen. Meldeten sich mehrere Redner, so bestimmte der Kaiser die Reihenfolge. Man sprach sitzend von seinem Platze aus. Nichts durfte vorgelesen, sondern alles mußte frei gesprochen werden; der Ton war stets so gewählt, daß er die Geister anregte, ohne die Leidenschaften zu entfachen.“ Übrigens war der Kaiser einer Äußerung von Las Cases zufolge — „ganz im Widerspruch zu der allgemein verbreiteten Meinung — seinem Staatsrat gegenüber so wenig eigenmächtig, vielmehr derart gefügig, daß er öfter als einmal mit seiner Anschauung allein blieb. Wiederholt ließ er eine Angelegenheit neuerlich zum Gegenstand einer Beratung machen und sogar einen bereits gefaßten Beschluß annullieren, weil ihm ein Mitglied des Rates unter vier Augen neue Beweisgründe dargelegt hatte.“ Fain berichtet in diesem Zusammenhang auch, der Kaiser habe sogar „gelegentlich nach vielstündigem Ringen vor der konsequenten Haltung der Kriminalrichter zurückweichen“ müssen. „Eine arme Frau aus Amsterdam, über der ein Todesurteil schwebte, sollte trotz dreimaligem Freispruch zum vierten Male vor Gericht gestellt werden. Der Kaiser wünschte, diese Wiederholung günstiger Urteile sollte sich zum Vorteil der Beschuldigten auswirken und das Urteil nunmehr aufgehoben werden. Man erwiderte ihm, das Verfahren sei noch nicht abgeschlossen und müsse zu Ende geführt werden. Nachher könne er ja von seinem Gnadenrecht Gebrauch machen. Der Präsident des Kassationshofes, Muraire, ergriff das Wort und brachte die Versammlung auf seine Seite,

worauf der Kaiser, der mit seiner Anschauung allein geblieben war, die bemerkenswerten Worte fallen ließ: „Meine Herren, hier entscheidet die Majorität; ich bleibe allein, aber ich erkläre Ihnen, daß ich nur der Gewalt der Formel weiche. Sie haben mich überstimmt, aber keineswegs überzeugt. Die Gnadenfrage ist meine Sache; wenn das vierte Urteil mit den drei früheren in Widerspruch steht, werde ich von meinem Recht Gebrauch machen.“ Noch auf St. Helena beschäftigte sich Napoleon mit dieser Angelegenheit.“ Daß freilich Napoleon nicht immer geneigt war, vor der Unabhängigkeit der Richter zu kapitulieren, beweist folgende Begebenheit aus dem Jahre 1813, die Laurent überliefert: „Die Douanenvorwalter von Antwerpen, der Defraudation angeklagt und notorisch schuldig, waren durch Bestechung der Mitglieder der Jury der ihnen drohenden Strafe entgangen. Als der Kaiser die beklagenswerte Freisprechung erfuhr, legte er die größte Entrüstung an den Tag und schrieb unverzüglich an den Großrichter Justizminister, auf daß derselbe eine Untersuchung der schändlichen Umtriebe anordne, welche zur Straflosigkeit und zum Triumphe des Verbrechens geführt hatten. ‚Unser Wille ist‘, schrieb er, ‚daß Sie kraft des vierten Paragraphen des fünfundfünfzigsten Artikels des fünften Titels der Konstitutionen des Reiches Uns in einem Geheimrat den Entwurf eines Senatsbeschlusses vorlegen, kraft dessen das Urteil des Assisenhofes von Brüssel annulliert und diese Rechtssache vor den Kassationshof gewiesen wird, welcher dann einen kaiserlichen Gerichtshof zu benamen hat, vor dessen Plenarversammlung der Prozeß wieder begonnen und abgeurteilt werden soll.““

3.

Es ist unmöglich, sich Friedrich den Großen in einer anderen Rolle als der eines preußischen Königs vorzustellen, und ebenso ist Adolf Hitler nur als Führer des deutschen Volkes denkbar. Napoleons Herrschergestalt erscheint uns nicht national gebunden. Dieser Mann könnte ebenso gut als türkischer Sultan oder als Kaiser von Indien unsere Phantasie beschäftigen wie als Kaiser der Franzosen. Es ist kein Zufall, daß den jungen Bonaparte, der sich vor dem 13. Vendémiaire in Paris zu unfreiwilliger Tatenlosigkeit verdammt sah, eine tiefe Sehnsucht nach dem Orient ergriff, daß er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, in die Türkei zu gehen und die dortige Artillerie zu reorganisieren, und daß er damals den Ausspruch tat: „Europa ist ein Maulwurfshaufen, große Reiche und Umwälzungen hat es immer nur im Orient gegeben, wo sechshundert Millionen Menschen leben.“ Nicht nur aus Erwägungen der französischen Politik heraus hat er die Expedition nach Ägypten und Syrien durchgeführt und auch später wiederholt an dem Plan eines Zuges nach Indien festgehalten. Es war der Hang nach dem Abenteuerlichen, der ihn in unbekannte Länder lockte, der dunkle Trieb nach der Ferne und in Verhältnisse, die mehr als das aufgeteilte und in einer gewissen Ordnung lebende Europa für einen Unbekannten eine Aufstiegsmöglichkeit bis zur obersten Stufe menschlicher Machtvollkommenheit zu bieten schienen. „In Ägypten fand ich mich der Fesseln einer beengenden Zivilisation entledigt“, sagte der Kaiser einmal zu Madame de Rémusat, „ich träumte alles und ich sah die Mittel, alles auszuführen, was ich geträumt hatte. Ich schuf eine Religion, ich sah mich auf dem Wege nach Asien auf einem Elefanten, den Turban auf dem Kopf und in der Hand einen neuen Koran, den ich nach meinem Belieben zusammenge-

stellt hätte. Ich würde in meinen Unternehmungen die Erfahrungen zweier Welten vereinigt haben, zu meinem Vorteil das Gebiet der ganzen Geschichte ausbeutend, die englische Macht in Indien angreifend und durch diese Eroberung meine Verbindungen mit dem alten Europa wieder anknüpfend. Die Zeit, die ich in Ägypten zugebracht habe, ist die schönste, weil die idealste meines Lebens gewesen.“

Der Schlüssel zur Unrast Napoleons und zu der Wurzellosigkeit, die sich auch späterhin da und dort in seiner Politik bemerkbar macht, ist wohl nicht zuletzt in der Geschichte seiner Abstammung zu suchen. Der einstige fanatische korsische Patriot wurde durch die Zeitumstände nach Frankreich verschlagen, wo er zunächst nur widerwillig Fuß faßte. Dazu meldete sich in seinen Adern die Erbschaft seiner italienischen Vorfahren und das Blut frühester germanischer Generationen. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß Napoleon, als er einmal in seiner neuen Wahlheimat endlich Wurzel geschlagen und unter ihrer Fahne sich seine ersten unvergänglichen Lorbeeren erworben hatte, ihr in seinem Herzen unverbrüchliche Treue hielt. Stendhal konnte von ihm sagen: „Er liebte Frankreich mit der Schwachheit des Liebenden“, und seine letzten Gedanken galten noch dem Lande, das in der Stunde der Not seinen größten Sohn preisgegeben hatte.

Man hat Napoleon oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich in den Revolutionswirren auf die Seite der Jakobiner schlug. Allein in Zeiten der Gärung muß ein Mann, wenn er Einfluß auf das politische Geschehen nehmen will, sich für eine Partei entscheiden, und es spricht nur für das politische Urteilsvermögen Bonapartes, wenn er, nachdem die chaotische Entwicklung einmal ihren Lauf genommen hatte, mit klarem Kopf und sicherem Instinkt erkannte, auf welcher Seite die größere Stoßkraft anzutreffen war.

Daß er die Ausschreitungen nicht deckte, die zu blutigen Verfolgungen und endlich zur Schreckensherrschaft führten, ist durch zahlreiche Beispiele belegt. So berichtet Bourienne über ein gemeinsames Erlebnis am 20. Juni 1792, dem Tage, an welchem dem Königtum zum ersten Male in übelster Weise mitgespielt wurde. „Wir hatten verabredet, uns in einem Speisehause der Rue St. Honoré, nicht weit vom Palais Royal, zu treffen, als wir sahen, daß von der Gegend der Hallen her ein Haufen Menschen sich näherte, welchen Bonaparte auf fünf- bis sechstausend schätzte. Sie waren zerlumpt, gar seltsam bewaffnet, schrien durcheinander, stießen heulend die gemeinsten Drohungen aus und eilten mit schnellen Schritten den Tuileries zu. Unstreitig bestanden sie aus dem niedrigsten, verworfensten Pöbel der Vorstädte. ‚Wir wollen diesem Gesindel folgen‘, sagte Bonaparte zu mir; so rannten wir voraus und gingen auf der Terrasse an der Wasserseite auf und nieder. Von hier aus sah er die abscheulichen Auftritte mit an, und es würde mir schwer werden, das Erstaunen und den Unwillen zu schildern, welche sie in ihm erregten. Er konnte eine solche Schwäche und eine solche Langmut durchaus nicht begreifen. Als aber der König sogar an einem der Fenster erschien, die nach dem Garten hinausgehen, mit der roten Mütze auf dem Kopf, welche ein Kerl aus dem Pöbel ihm aufgesetzt hatte, konnte Bonaparte seinen Unmut nicht länger zurückhalten. ‚Wie war es möglich‘, rief er mit einem kräftigen italienischen Fluch aus, ‚dieses Gesindel hereinzulassen? Man sollte vier- bis fünfhundert mit Kanonen niederschießen, die übrigen würden schon davonlaufen!‘“

Diese Erzählung stimmt mit dem Urteil überein, das Marmont über den jungen Bonaparte fällt. Bei einer Schilderung der Einnahme von Toulon und der Orgien, welche Blut- rausch und Privatrache dabei feierten, bemerkt er: „Bona-

parte, welcher mächtig geworden war, benutzte sein Ansehen mehrmals mit gutem Erfolg, um einige Opfer zu retten; er sah mit Schrecken dieses Schauspiel.“ Wenn er in dieser Richtung nicht mehr tun konnte, so deshalb, weil er kraft seiner Taten zwar einen großen Einfluß gewonnen hatte, aber als junger Artilleriekommandeur immerhin nicht genügend, um die damals allgemein üblichen Gepflogenheiten zu ändern. Dagegen hatte er, als er 1794 in der gleichen Stellung bei der italienischen Armee Dienst tat, auf die dortigen Repräsentanten, Robespierre den Jüngeren, Saliceti und Ricord, so großen Einfluß erlangt, daß er die Offiziere dieser Armee vor den Methoden einer Schreckensjustiz bewahren konnte, die anderwärts gang und gäbe waren. Marmont sagt in diesem Zusammenhang: „Wenn aber die Entfesselung der niederen Klassen und die Herrschaft des Pöbels tagtäglich im Innern Szenen des Jammers hervorriefen, wenn allwärts das Blut von den Schafotten herabfloß, wenn selbst die Nordarmeen nicht vor diesen von der Gewalt angewandten Schreckensmaßregeln gesichert waren, so atmete doch die Armee von Italien um diese Zeit in Freiheit. Das Blutbad in Toulon ausgenommen, das ich berichtet habe, fand kein Akt der Willkür, keine Amtsentsetzung während der sechs Monate, die bis zum 9. Thermidor verflossen, statt; ein wahres Wunder, welches die Wahrheit als das Werk Bonapartes anzuerkennen zwingt, der nützlich und mit großem Erfolg seinen Einfluß auf die Volksrepräsentanten anwandte. Von Charakter allen Ausschweifungen feind, hatte er die Farben der Revolution ohne irgendwelchen Geschmack daran einzig und allein aus Berechnung angenommen. Sein höherer Instinkt ließ ihn von diesem Augenblick an die Verflechtung von Umständen voraussehen, die ihm die Bahn zum Glück und zur Gewalt erschließen konnten; sein von Natur tiefer Geist hatte bereits eine große Reife erlangt.“

Dies ist gewiß ein glaubhaftes Zeugnis. Denn gerade Marmont, 1814 von Napoleon des Verrates beschuldigt, hatte keine Veranlassung, etwa wider besseres Wissen Bonaparte Handlungen zu unterschieben, die sein Charakterbild der Nachwelt in günstigerem Lichte erscheinen lassen konnten.

Nicht uninteressant ist übrigens, daß Bonaparte den Sturz Robespierres am 9. Thermidor als ein Unglück für Frankreich ansah, und zwar ausschließlich deshalb, weil er einen Wandel in den Methoden des heimlichen Diktators als unmittelbar bevorstehend erwartet hatte. Er war fest überzeugt, daß Robespierre, nachdem er durch Terror die Herrschaft der Revolution befestigt und seine Nebenbuhler zum Schweigen gebracht hatte, nunmehr dazu übergegangen wäre, die Herrschaft einer sich auf Recht und Ordnung stützenden Regierung aufzurichten. Er teilte damit in seiner Vorstellung dem Haupte der Schreckensmänner die Rolle zu, die er selbst einst auf Grund der Entwicklung der Dinge spielen sollte, die Rolle eines Überwinders der Französischen Revolution. Zu Marmont äußerte er in diesem Sinne: „Wenn Robespierre die Gewalt behalten hätte, so würde er sein Verfahren geändert, er würde die Ordnung und die Herrschaft der Gesetze wiederhergestellt haben; man würde zu diesem Resultate ohne Erschütterungen gelangt sein, weil man es durch die Macht erreicht hätte; man gedenkt durch eine Revolution dahin zu gelangen, und diese Revolution wird deren noch viele andere herbeiführen.“

Im Munde eines Mannes, der die Kronen Europas unter seine Verwandten verteilt hat, nehmen sich Worte wie die folgenden, in bezug auf die ihm feindlich gesinnten Dynastien gesprochen, gewiß seltsam genug aus: „Sind die Völker wirklich so einfältig, daß sie sich als das Eigentum einer Familie ansehen?“ Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Napoleon — wenigstens nicht vom Standpunkt

der Franzosen aus — nicht der Tyrann war, als den ihn eine allzu tendenziös gefärbte demokratische Darstellungsweise zu überliefern strebte.

Daß in dem Korsen, der einer alten Adelsfamilie Norditaliens entstammte, das Ahnenerbe der dort seßhaft gewordenen Langobarden lebendig war, ist eine Behauptung, die zwar nicht vollständig beweisbar ist, für die aber zahlreiche Argumente sprechen. Eines aber steht fest. Seine Herrschaft war umwittert von einem Hauche germanischer Demokratie. In einer Zeit, in welcher die Französische Revolution die Herrschaft der toten Zahl auf den Schild gehoben hatte, stellte er die Ehre der Persönlichkeit wieder her. Durch seinen Aufstieg — bis dahin ohne Beispiel — widerlegte er die Phrase von der Gleichheit der Menschen, und ebenso war er jederzeit willens, fähigen und verdienten Männern, die aus der Masse der übrigen herausgewachsen waren, die Wege nach oben zu ebnen. Das Wort, daß „jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage“, war in seinem Munde keine leere Rede, denn die meisten seiner Marschälle waren tatsächlich aus kleinsten Verhältnissen hervorgegangen. Napoleon hat kein Hehl daraus gemacht, daß sein persönlicher Ehrgeiz groß war, „allein er war von kühler Art, von den Ereignissen wachgerufen und von der Meinung großer Massen getragen“. Und weiter sagt er: „Ich habe stets behauptet, daß die Souveränität im Volke liegt; die kaiserliche Regierung war auch in der Tat eine Art von Republik!“ Er hat wiederholt bei großen Entscheidungen Volksbefragungen durchgeführt und konnte daher mit Recht sagen, er sei auf seinem Wege stets von den Anschauungen von fünf bis sechs Millionen Menschen begleitet gewesen.

Wenn es trotz der handgreiflichen Gegensätze, die in der Entwicklungsgeschichte des napoleonischen Imperiums und in der des nationalsozialistischen Reiches zutage treten

und die nicht zuletzt auch in der charakterlichen Verschiedenartigkeit der beiden Führerpersönlichkeiten begründet sind, dennoch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann, daß viele Auffassungen und Handlungen Napoleons der gleichen Wurzel entspringen wie die des Führers, so ist die Erklärung hiefür höchst einfach: nicht nur, daß die Gemeinsamkeit des Genies die beiden Männer miteinander verbindet — es gibt ewige Gedanken, die immer dann wiederkehren und zu Urhebern großer Taten werden, wenn die Gottheit einem Volke die Gnade schenkt, es aus schwerer Krankheit auferstehen zu lassen zu neuem Leben. Solche ewigen Gedanken, wie sie aufblitzen im Kopfe eines Adolf Hitler, dem die Vorsehung die Aufgabe gestellt hat, das große germanische Reich wiederaufzurichten und den Umbruch unserer Zeit zu vollziehen, haben auch geleuchtet hinter der Stirne des Korsen, den das Schicksal zwang, die Französische Revolution zu überwinden. Und wer da weiß, daß Adolf Hitler teils noch vor Ausbruch des Weltkrieges als ein Unbekannter, Namenloser, teils in den ersten Jahren seiner politischen Laufbahn die Grundgedanken für seine späteren Entschlüsse und umwälzenden Unternehmungen erwogen, die Zeichnungen zu seinen heutigen gewaltigen Bauwerken angefertigt und die Entwürfe für die Umgestaltung der deutschen Städte niedergelegt hat, der liest ergriffen in den Memoiren Bourriennes, des einstigen Sekretärs Napoleons: „Alles, was man ihn Großes als Kaiser tun sah, war nur die Ausführung von Entwürfen, die er schon lange geplant hatte, als seine künftige Erhebung nur ein Traum oder vielmehr ein Bedürfnis seiner Einbildungskraft war.“

4.

Miot, der Gesandte des Großherzogs von Toskana, der 1796 mit Napoleon verhandelte, entwirft uns in seinen Memoiren von dem Äußeren des jungen Generals folgendes Bild: „Ich war von Bonapartes Anblick seltsam berührt. Nichts entsprach dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte. Inmitten des zahlreichen Generalstabes bemerkte ich einen Mann von Mittelgröße und von außerordentlicher Magerkeit. Seine gepuderten Haare, die auf eine ganz besondere Weise unterhalb des Ohres winkelrecht geschnitten waren, fielen ihm auf die Schultern herab. Er trug einen losen, bis zum Hals zugeknöpften und mit einer sehr schmalen Goldstickerei besetzten Rock und einen Hut mit einer dreifarbigigen Feder. Auf den ersten Blick schien mir sein Gesicht nicht schön, aber die stark ausgeprägten Züge, das lebhafteste, forschende Auge, seine raschen, belebten Bewegungen verrieten einen kühnen Charakter, und die breite, sorgenvolle Stirne einen tiefen Denker.“ Bausset, der ehemalige Präfekt des kaiserlichen Palastes, beschreibt den Kaiser zu der Zeit, als er 45 Jahre alt war, also im Jahre 1814, folgendermaßen: „Sein Wuchs war fünf Fuß, zwei Zoll und einige Linien hoch, sein Kopf dick, seine Augen waren hellblau, seine Haare dunkelkastanienbraun, und die Haare seiner Augenwimpern heller als seine Augenbrauen, die, wie seine Haare, dunkelkastanienbraun waren; er hatte eine gutgeformte Nase, und die Form seines Mundes war anmutig und von einer außerordentlichen Beweglichkeit; seine Hände waren von merkwürdiger Schönheit und einer glänzenden Weiße⁸¹; er hatte einen kleinen Fuß, aber seine Fuß-

⁸¹ Von diesen Händen sagt der Abbé Coquereau anlässlich der Öffnung des Sarges vor Überführung der sterblichen Reste des Kaisers nach Paris im Jahre 1840, also fast 20 Jahre nach seinem Tode: „Besonders

bekleidungen machten diesen Vorzug nicht geltend, weil die mindeste Unbequemlichkeit ihm unerträglich war. Übrigens war er sehr gut gebaut und sein Körperbau stand mit seiner Größe im richtigen Verhältnis. Eine seiner physischen Gewohnheiten, die ich am meisten bemerkte, war: durch eine plötzliche und schnelle Bewegung seinen Oberkörper und seinen Kopf auf die rechte Seite zu neigen und letztere auf seinen Ellbogen und seinen Arm zu stützen. Diese maschinenmäßige Bewegung war sehr leicht und nur zu bemerken, wenn er sprach, während er spazieren ging. Sie benahm dem imposanten Ganzen seiner Person nicht das mindeste. Auf seiner breiten und erhabenen Stirn thronen das Genie und die Macht. Diese Stirne wäre bei einem andern allein hinreichend gewesen, eine ganze Physiognomie auszudrücken. Aus seinen Augen sprühten Blitze und entdeckten alle seine Gedanken und Gefühle. War aber die Heiterkeit seiner Laune nicht getrübt, soklärte das liebenswürdigste Lächeln diese schöne Physiognomie auf und gab ihr einen unbegreiflichen Zauber, den ich nur bei ihm allein bemerkt . . . , dann war es unmöglich, ihn zu sehen, ohne ihn zu lieben.“

Schon an dem jungen Bonaparte fiel den Zeitgenossen die gelbliche Farbe seines Gesichtes auf. Napoleon selbst führt sie auf eine schwere Erkrankung an der Krätze zurück, die er sich bei der Belagerung von Toulon zugezogen hatte. Wahrscheinlicher ist, daß sie, ebenso wie die in späteren Jahren auftretende Neigung zur Fettleibigkeit, mit einer Leberstörung zusammenhing, die namentlich in dem ungesunden Klima von St. Helena sich bemerkbar machte.

seine Hände schienen einem noch atmenden Menschen anzugehören, so lebendig waren sie in Form und Farbe; die eine, die linke, lag etwas höher als die rechte; seine Nägel waren noch nach dem Tode gewachsen; sie waren lang und weiß.“

Die eigentliche Todesursache Napoleons war Magenkrebs, aber abgesehen davon scheint seine körperliche Gesundheit nicht die beste gewesen zu sein. Las Cases schreibt in seinem Tagebuch, des Kaisers „Konstitution ist durchaus keine starke, seine Gliedmaßen sind zwar wohlgenährt, aber das Fleisch ist schlaff; er hat eine sehr breite Brust, aber doch für gewöhnlich eine belegte Stimme; den Geruch von Farbe kann er nicht ausstehen, gewisse Speisen üben einen nachteiligen Einfluß aus, Feuchtigkeit kann er nicht vertragen“. Dabei legte er in bezug auf die Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse stets eine große Mäßigkeit an den Tag. „Napoleon war mäßig“, schreibt Bausset, „und zog die einfachsten und wenigst gewürzten Speisen vor, wie gebackene Eier oder Bohnensalat. Fast täglich bestand sein Frühstück nur aus einem dieser beiden Gerichte oder aus ein wenig Parmesankäse. Zu Mittag aß er wenig, selten Ragouts, und immer Sachen, welche der Gesundheit zuträglich waren. Ich hörte ihn oft sagen, so wenig man zu Mittag esse, so esse man doch immer zuviel.“ Und Fain sagt: „Mit Unrecht hat man Napoleon Unmäßigkeit im Genuß von Kaffee und Tabak nachgesagt. Kaffee trank er nicht mehr als jeder andere; am Tabak roch er bloß, nur die Tabaksdosen wechselten unaufhörlich. Sobald er den Tabakgeruch eingeatmet hatte, entleerte er die Dose und reichte sie einem von uns mit den Worten: Bringen Sie Tabak! . . . Begründet war jedoch der gegen Napoleon erhobene Tadel wegen des allzu häufigen Badens. Er nahm zu viele und zu heiße Bäder. Wahrscheinlich ist es auch diese schlechte Gewohnheit, der er die vorzeitige Beileibtheit, die bekanntlich auch alle Historienmaler im Bilde festgehalten haben, verdankte. Den Tafelfreuden ist diese jedenfalls nicht zuzuschreiben, denn der Kaiser war nichts weniger als ein Freund des vielen und allzu guten Essens.“

Trotz der Grenzen aber, die ihm seine körperliche Konstitution nach menschlichem Ermessen hätte setzen müssen, war die Arbeitskraft Napoleons schier unerschöpflich. „Von Eisen war dieser Mann nicht“, schreibt Las Cases, „und doch den größten Strapazen durch die Kraft seines Willens gewachsen. Es hat wohl nie ein Souverän mit seiner geistigen Tätigkeit so viel körperliche Ausdauer vereint. Der Ritt von Valladolid nach Burgos mit verhängtem Zügel — 35 spanische Meilen in 5½ Stunden, d. h. mehr als sieben Meilen in der Stunde — ist ja berühmt geworden. Der Kaiser war wegen der Gefahr, von Guerillakämpfern überfallen zu werden, mit einem zahlreichen Gefolge aufgebrochen, ein großer Teil desselben blieb unterwegs liegen, so daß der Kaiser, nur von wenigen noch gefolgt, eintraf. Auch der Ritt von Wien nach dem Semmering wird angeführt: er frühstückte und kehrte sogleich wieder um⁸². Ich selbst habe erlebt, daß im Staatsrat der Kaiser 8 bis 9 Stunden verhandelte und daß er ebenso frisch, wie er zu Anfang gewesen war, denselben schloß. Ich habe ihn auf St. Helena 10 oder 12 Stunden hintereinander lesen sehen . . .“

Der Kaiser hat einmal den Ausspruch getan: „Die Arbeit

⁸² Dabei konnte Napoleon nicht einmal gut reiten! Siehe auch bei Odeleben: „Obschon im Grunde ein schlechter Reiter, vertraute er sich manchmal der Geschicklichkeit seiner kleinen, unansehnlichen Pferde so unbedingt an, daß er oft ganz elende und gefährvolle Wege durch Gewässer und die schmalsten und sumpfigsten Fußsteige wählte. Der Großstallmeister untersuchte dann gemeiniglich, kraft seines Amtes, unmittelbar vor ihm die schicklichsten Stellen. Er selbst bemerkte einmal sehr naiv: er habe doch so viel gelernt, aber mit dem Reiten sich niemals befassen können! — Sein Körper war auch nicht dazu gebaut. Er hing sorglos, im Galopp, über dem Sattel und führte den Zügel gemeiniglich mit der rechten Hand, währenddem der ganze Oberleib durch den Gang des Pferdes seitwärts oder vorwärts geschoben wurde; der linke Arm sank nachlässig herunter. Er verlor sogleich den Sitz, wenn das Pferd eine falsche Bewegung machte.“

ist mein Element, ich bin für Arbeit geboren und geschaffen. Ich habe die Grenzen meiner Beine kennengelernt, ich habe die Grenzen meiner Augen kennengelernt, ich habe niemals die meiner Arbeit kennenlernen können!“

Die rasche und intensive Arbeitsweise Napoleons stellte an alle seine Mitarbeiter, vornehmlich an seine Sekretäre, die höchsten Anforderungen. „Man weiß, mit welcher Schnelligkeit Napoleon zu diktieren pflegte“, schreibt Las Cases, „der Sekretär mußte oft mehr im Gedächtnis behalten, als er niederschreiben konnte.“ Und Fain weiß zu berichten, daß es beim Kaiser keine Register, keine Aktentische, keine Protokolle gegeben habe, denn „mit diesen hätten nur Kanzleibeamte arbeiten können, die der Kaiser nach dem Grundsatz ‚Amtsgeheimnis und Bürokratie sind unvereinbare Begriffe‘ nicht um sich zu haben wünschte. Der übliche Kanzleidienst mußte vielmehr durch peinliche Ordnung und gutes Gedächtnis ersetzt werden.“ An anderer Stelle sagt Fain: „Welche Menge verschiedenartigster Fragen, mit denen sich das Hirn der Sekretäre im Verlaufe eines solchen langen Vormittags zu beschäftigen hatte! Nur vieljährige Übung konnte der Plötzlichkeit dieser blitzschnellen Übergänge von einem Thema auf das andere einigermaßen gerecht werden. Gewöhnt, die Dinge mit den Augen des Kaisers zu sehen, mit seinen Gedankensprüngen vertraut, lernten wir es denn auch mit der Zeit, mit den gleichen zahlreichen handgreiflichen Hilfsmitteln zu arbeiten wie der Kaiser selbst. Glich doch das kaiserliche Arbeitszimmer wahrhaftig einem Laboratorium mit eigener mechanischer Werkstatt. ‚Das Handwerk des Herrschers erfordert sein eigenes Werkzeug, so gut wie jedes andere!‘ pflegte der Kaiser zu sagen. So bewunderungswürdig das Gedächtnis Napoleons war, welches menschliche Hirn hätte für eine Stellung wie die seinige ganz ausgereicht? So suchte er denn

seinem Gedächtnis durch Methoden nachzuhelfen, deren Befolgung er auch seiner Umgebung zur Pflicht machte. Selbst Minister und hervorragende Offiziere mußten ihre Geschäfts- und Arbeitseinteilung aufgeben und sich völlig der seinigen anpassen. Im dienstlichen Verkehr gab es nur eine Sprache, die seinige, nur ein Gleis, in dem das komplizierte Räderwerk laufen durfte, das er selbst vorgezeichnet hatte. Und fand auch jedes Fach seines Gedächtnisses seine Ergänzung in dem dienstlichen Bericht des betreffenden Verwaltungszweiges, so gehörte doch Meisterschaft dazu, sich dieses Mittels zu bedienen. Hierdurch glich Napoleons Arbeitszimmer im wahren Sinn des Wortes einer Klaviatur, von der aus er allein auf allen Registern der Verwaltung zu spielen, mit Hilfe seines Sekretärs alle gewünschten Saiten derselben in Schwingung zu setzen verstand.“ Der Kaiser verfügte wirklich über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und er selbst bezeichnete das als eine bemerkenswerte Eigenschaft. „Als ich jung war, wußte ich die Logarithmen von mehr als dreißig oder vierzig Zahlen. Ich kannte nicht nur die Namen der Offiziere von allen Regimentern in Frankreich, sondern sogar ihre Gesinnung; ich wußte, in welchem Bezirk sich jedes einzelne Korps rekrutierte und wo es sich ausgezeichnet hatte.“

Im übrigen besaß Napoleon bekanntlich die außergewöhnliche Gabe, sich gleichzeitig mit drei voneinander völlig unabhängigen Angelegenheiten beschäftigen zu können. Er war also imstande, etwa zwei Sekretären über zwei verschiedene Gegenstände zu diktieren und zur gleichen Zeit über einen dritten zu lesen, ohne daß die logische Klarheit seiner Gedanken oder seine Aufmerksamkeit darunter gelitten hätten.

Häufig arbeitete er mitten in der Nacht. „Der Kaiser bemerkte einmal“, schreibt Las Cases, „er habe nachts mehr

gearbeitet als bei Tage, nicht weil ihm die Geschäfte den Schlaf raubten, sondern weil er stets mit Unterbrechungen schlafe, je nachdem es ihm passe. Oft während der Feldzüge wurde der Kaiser plötzlich geweckt, er sprang sofort vom Bette auf, und man hätte seinen Augen nicht ansehen können, daß er noch eben geschlafen hatte: er traf seine Anordnungen und diktierte Antworten mit derselben Exaktheit und Klarheit, als geschehe dies zu gelegener Zeit. Er nannte dies „seine Geistesgegenwart nach Mitternacht“ — es war eine ganz außergewöhnliche Gabe. Es ist vorgekommen, daß er zehnmal in einer Nacht aufgeweckt wurde, stets fand man ihn wieder eingeschlafen, weil er seinem Schlafbedürfnis noch nicht Genüge getan hatte. Als er sich eines Tages dieser Fertigkeit im Schlafen vor General Clarke rühmte, sagte ihm dieser: „Das ist schlimm für uns, Sire; denn wir haben oft die Kosten zu tragen.“ General Gourgaud berichtet, der Kaiser habe einmal vierzehn Stunden lang diktiert. Auch er weiß ein Lied davon zu singen, daß Napoleon mitunter jede Rücksicht gegen seine Mitarbeiter vergaß, so wenn er erzählt, wie er einst zum Kaiser gerufen wurde, als sich dieser eben in seine Badewanne gelegt hatte. „Er diktiert mir große Berechnungen über die Nilüberschwemmungen, die Schleusen, die Ausdehnung der Ländereien, die man bestellen könnte, wenn das Wasser des Flusses sich nicht verlief, über die Anwendung von Druckpumpen. Er läßt sich darauf bezügliche Ausmessungen des Terrains zeigen, prüft die Zeichnungen, und ich bleibe zwei Stunden in seinem Badezimmer, wo ich vor Hitze ersticke.“

Für die Arbeitsweise Napoleons sei endlich eines Zeugnisses des sächsischen Majors Odeleben Erwähnung getan, der 1813 im Hauptquartier des Kaisers Dienst tat. Er schreibt: „Napoleon arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Übersicht. Die so um ihn waren, sprachen mit

Erstaunen von dem gedankenreichen, systematischen Gange derjenigen Abhandlungen, Vorschriften und Aufsätze, die er seinen Sekretären und Adjutanten oft im Zusammenhang vieler Seiten diktirte. Sie mußten auf alle Fragen und Antworten gefaßt sein, vorzüglich die ersteren, in politischen sowohl als in militärischen Angelegenheiten.“

Was die Charaktereigenschaften Napoleons anlangt, so sind hierüber ohne Zweifel vielfach gänzlich falsche Vorstellungen entstanden. Um sich hier ein einigermaßen treffendes Urteil bilden zu können, muß man in erster Linie auch hiefür die Zeugnisse der Männer heranziehen, die durch den täglichen Umgang mit dem Kaiser am besten mit seinem Wesen vertraut waren. „Wer aus dem Politiker Napoleon den wahren Menschen zu erschließen trachtet“, schreibt Fain, „gerät in Gefahr, sich von dem letzteren ein durchaus falsches Bild zu machen, denn er würde notwendig dahin gelangen, dem Kaiser alle Fehler starker und heftiger Männer zu unterschieben, ohne ihm doch die mit einem gewaltigen Geiste untrennbar verbundenen Eigenschaften zuzubilligen. Vielleicht hat der Kaiser wirklich einmal den Ausspruch getan: ‚Ich bin nicht böseartig: aber wehe dem, der unter die Räder meines gewaltigen politischen Wagens gerät, wenn sich dieser in voller Fahrt befindet!‘ Das ist eine theatralische Redeweise, die mich an einen großen Schauspieler mahnt. Den wahren Napoleon erkenne ich an den ihm gleichfalls in den Mund gelegten Worten: ‚Lassen wir eine Nacht über dem Ungemach des Tages vergehen!‘ Oder auch in dem Satze: ‚Die Menschen sind nicht von Grund aus undankbar.‘ Man bedenke, daß er diese nachsichtige Äußerung auf St. Helena getan hat! Weit entfernt davon, böseartig zu sein, war Napoleon vielmehr in seinem innersten Wesen durchaus gütig. Wie wäre es sonst möglich, daß dem Allmächtigen während einer fünfzehn Jahre währenden

Herrschaft nicht mehr als zwei oder drei gewalttätige oder aus Jähzorn entsprungene Handlungen zum Vorwurf gemacht werden können? In seinen Adern floß freilich das heiße, korsische Blut; aber die durch den Oberbefehl gebotene Zurückhaltung hatte ihn früh gelehrt, die erste Aufwallung zu zügeln. Wohl ertrug er Widerspruch nicht leicht, besonders wenn dieser auf ungeschickte Art oder ohne Wahrung der gebotenen Förmlichkeiten geäußert wurde. Aber wenn er auch manchmal heftig wurde — er beherrschte sich sofort wieder.“ Las Cases sagt: „Es ist so viel Lärm gemacht worden über die außerordentliche Heftigkeit, die große Brutalität des Kaisers gegen seine Umgebung: es ist jedoch eine vollkommen feststehende Tatsache, daß alle, namentlich die zum innern und persönlichen Dienst zählenden Personen, ihn wegen seiner Herzensgüte verehrten.“ Der Graf hat auch die Beobachtung gemacht, „daß zwei Haupteigenschaften den Charakter Napoleons markierten: ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und der natürliche Drang, sich Freunde zu erwerben; sein Zorn mochte noch so hell auflodern, von dem zurückbleibenden Gerechtigkeitsgefühl war stets noch so viel vorhanden, daß er der Vernunft Gehör gab. Deshalb war derjenige, der bei ihm in Ungnade fiel, so gut wie sicher, daß er eines Tages rehabilitiert werden würde. Hatte sich Napoleon einmal an jemanden gewöhnt, so meinte er, er könne sich nie wieder von ihm trennen; er wird auf Fehler aufmerksam, er tadelt sich selbst seiner Wahl wegen, er schilt, sogar oft in herben Ausdrücken — das alles aber sind bei ihm nur neue Bindemittel.“ Ein andermal schreibt er: „Napoleon wird meist für einen Wüterich, für unbeugsam, unversöhnlich ausgegeben. Dies ist falsch; er war auch nicht rachsüchtig, er war imstande, das schlimmste ihm zugefügte Unrecht zu verzeihen; er machte sich wohl gerne Luft in Verwünschun-

gen und heftigen Worten; das war aber alles! Murat hatte Verrat, niedrigen Verrat am Kaiser verübt; flüchtend suchte er Schutz in Toulon. „Ich hätte ihn“, sagte Napoleon, „mit nach Waterloo genommen, aber die Armee war so patriotisch, so gradsinzig, daß es mir zweifelhaft erschien, ob sie den, der als Verräter des Vaterlandes galt, dulden würde. Ich traute mir nicht genug Einfluß zu, um ihn zu stützen, und doch — wer weiß, ob er uns nicht zum Siege verholfen hätte! Was wir brauchten während der Schlacht, das war das Durchbrechen von drei oder vier englischen Karrés, dazu war Murat geschaffen wie keiner; man konnte sich keinen Kavalleriegeneral denken, der so entschlossen, so tapfer, so brillant im Kampfe war.“

Mit den angeführten Urteilen stimmen eine große Anzahl von Äußerungen anderer Mitarbeiter des Kaisers überein. So schreibt Bourienne: „Napoleon war weder haßsüchtig, noch rachgierig; wenn ihn eine üble Laune anwandte, entlud sie sich in Worten und zerfloß wie eine Wolke. Ich kann versichern, daß er gefühlvoll, gütig und mitleidig war; in seinem Privatleben sogar gutmütig — jawohl, gutmütig! Auch besaß er viel Nachsicht für die menschlichen Schwächen, die er wohl kannte und zu beurteilen verstand.“ Herr von Pradt, der wiederholt Gelegenheit hatte, sich das Mißfallen des Kaisers zuzuziehen, behauptet gleichwohl, daß nichts falscher sei, als Napoleon als eine Art von Leuteschinder, als brutalen und groben Soldaten darzustellen. „Er machte Lärm, schlug aber nicht zu; die Gewitterwolke löste sich in Hagel, in einen Worteschauer auf, dem er schon kurz nachher nicht die geringste Bedeutung mehr beimaß.“ Laurent, welcher die Geschichte des Kaisers Napoleon geschrieben hat, führt ein Wort Letizia Bonapartes an, welche, als Napoleon schon längst den Gipfel der Macht erreicht hatte, von ihrem Sohne zu sagen pflegte: „Der

Kaiser hat leicht machen, er ist gut.“ Und Laurent macht sich dieses Urteil zu eigen, wenn er sagt: „Dem Anscheine nach schroff und zornesmütig, verbarg Bonaparte unter diesem Anschein von Rauheit eine den liebeichsten Gefühlen und den sanftesten Gemütsbewegungen zugängliche Seele. So ernst und düster, so rauh und heftig, so strenge und unerbittlich er auch unter dem Einfluß seiner politischen Ideen und als Mann der Staatsgewalt war, ebenso große Sanftmut, Innigkeit, Zärtlichkeit und Freundlichkeit zeigte er in den vertrauten Verhältnissen des Privatlebens.“ Endlich versichert Caulaincourt, der viele Jahre in der engsten Umgebung Napoleons verbrachte und der wegen seines Freimuts und wegen seines objektiven Urteils bekannt ist: „Der Kaiser war nicht jähzornig von Natur. Niemand wußte sich besser zu beherrschen, wenn er wollte, als er. Von sehr wenigen Ausnahmefällen abgesehen, pflegte er selbst unter Umständen, die jeden anderen zur Wut gebracht hätten, jedermann gegenüber einen gemessenen Ton einzuhalten, auch wenn er gerechtesten Anlaß zur Unzufriedenheit hatte. Sein Ton war in solchen Fällen gewiß recht schroff, aber nie unhöflich, nie beleidigend. Wenn man manchmal etwas grobe Ausdrücke aus seinem Munde hörte, so könnte ich doch kaum fünf oder sechs Beispiele dafür anführen, und auch dann nur solchen Personen gegenüber, deren Verhalten in der Tat keine Schonung verdiente. Solche Ausdrücke pflegte er nicht so sorgsam, so zartfühlend abzuwägen wie andere Menschen.“ Dem Gouverneur von St. Helena, Sir Hudson Lowe, gegenüber sparte Napoleon allerdings nicht an einer Redeweise, die von beleidigenden Wendungen nur so strotzt. Hudson Lowe aber hatte den gestürzten Titanen durch seine fortgesetzten boshaften Quälereien dazu herausgefordert, und die erklärenden Worte, die der Kaiser einst im Anschluß an eine solche Auseinander-

setzung zu O'Meara sagte, sind bezeichnend für Napoleons Charakter: „Ich habe nie auf der Höhe meiner Macht irgend jemandem gegenüber eine Sprache geführt, wie ich sie diesem Manne gegenüber zu führen genötigt war; sie wäre in den Tuileries unverzeihlich gewesen!“

Angesichts der Gefahr und unerwarteter Ereignisse legte Napoleon eine außergewöhnliche Kaltblütigkeit an den Tag. Da er an große Ereignisse gewöhnt sei, machten sie in dem Augenblick, wo man sie ihm mitteile, keinen Eindruck auf ihn, sagte er einmal zu Gourgaud. „Das kommt erst nachher. Man könnte mir ich weiß nicht was sagen, und ich würde nichts dabei verspüren. Erst eine Stunde später verspüre ich die schlimme Wirkung.“

Doch manchmal ließen das südliche Temperament und die heftige, zu plötzlichen Aufwallungen und Zornesausbrüchen neigende Natur Napoleons vielleicht die kühle Überlegung vermissen, deren der Staatsmann bedurft hätte. Zwar hat er mitunter gerade durch seine Heftigkeit bei Verhandlungen den Gegner eingeschüchtert und somit rascher sein Ziel erreicht. Als bei den Friedensbesprechungen in Udine im Herbst 1797 Graf Cobenzl die Verhandlungen zuerst künstlich in die Länge zog und schließlich, um den General Bonaparte zu bluffen, erklärte, er würde abreisen, und alles Blut, das in dem neu ausbrechenden Kampfe fließen würde, müßte auf das Haupt des französischen Unterhändlers kommen, da nahm Napoleon ein Porzellangeschirr — ein Geschenk der Kaiserin von Rußland an Cobenzl — vom Tisch und schleuderte es zu Boden mit den Worten: „Gut! so ist also der Waffenstillstand gebrochen und der Krieg erklärt. Aber bevor der Herbst zu Ende geht, werde ich Ihre Monarchie zerschmettern, wie ich jetzt dieses Porzellan zerschmetterte!“ Anderntags war der Friede von Campo Formio unterzeichnet.

Aber oftmals mochte er selbst empfinden, daß sein Temperament mit ihm durchging, namentlich wenn er mit kühlen, mit allen Wassern gewaschenen Diplomaten zu tun hatte. Denn — im Gegensatz zur Kunst der Politik — war die Kunst der Diplomatie ihm wesensfremd, und nächst der Heuchelei und Verlogenheit der englischen Politik ist es diese Tatsache, welche sein Wort verständlich macht, daß es „nichts so Gefährliches, so Perfides gebe als offizielle Unterhandlungen mit englischen Diplomaten“. Daher ließ er sich auch in Unterredungen mit Talleyrand und Metternich manchmal zu Äußerungen hinreißen, die er ruhigen Blutes nicht getan haben würde. Dem ersteren schleuderte er wiederholt den Vorwurf des Verrates in das glatte, ewig lächelnde Gesicht, ohne ihn jedoch seiner mächtigen und daher gefährlichen Positionen zu entkleiden. Im Jahre 1813 kam für ihn alles darauf an, die zweideutige Haltung Österreichs zu seinen Gunsten zu entscheiden und entweder dessen Neutralität aufrechtzuerhalten oder es an seine Seite gegen Preußen und Rußland treten zu sehen. Als Metternich Ende Juni Napoleon einen Brief des österreichischen Kaisers nach Dresden brachte, ereignete sich folgender Vorfall, über den Napoleon in seinen Memoiren berichtet: „Alle Schwierigkeiten schienen geebnet zu sein; Metternich gab in allen Punkten nach, seitdem Napoleon erklärt hatte, daß in bezug auf Österreich die Wiederabtretung von Illyrien noch nicht sein letztes Wort sei. Der Kaiser glaubte, ihn für seine Sache gewonnen zu haben; da ließ er sich in der Erregung zu den Worten hinreißen: ‚Ich habe Ihnen zwanzig Millionen gegeben; wollen Sie noch zwanzig? Ich werde sie Ihnen geben. Wieviel hat England Ihnen denn angeboten?‘ Diese Worte schlugen wie ein Blitz ein. Fürst Metternich wurde totenbleich; daran erkannte Napoleon sofort, welch einen ungeheuren Fehler er begangen hatte. Er hatte sich

einen unversöhnlichen Feind geschaffen. Tiefes Stillschweigen trat ein, beide gingen mit großen Schritten auf und ab. Der Hut des Kaisers war zu Boden gefallen, sie schreiten mehrmals daran vorbei. Bei jeder anderen Gelegenheit würde Herr von Metternich sich beeilt haben, ihn aufzuheben, was endlich der Kaiser tut.“

Das ungeduldige Temperament Napoleons spiegelt sich auch in einer Reihe kleiner Einzelheiten, die über ihn mitgeteilt werden. Unsagbar muß dieser Mann darunter gelitten haben, daß seine Epoche ihm die heutigen Errungenschaften der Technik vorenthielt. Stets brannte ihm die Zeit auf den Nägeln. Die Mittel, die ihm zur Überwindung des Raumes zur Verfügung standen, stimmten nur schlecht mit den Wünschen seiner Einbildungskraft überein. Wenn der junge General, von Sehnsucht nach Josephine erfaßt, sich auf der Fahrt nach Paris im Wagen befand, dann steigerte er die Reisegeschwindigkeit wohl beträchtlich gegenüber dem üblichen Durchschnitt. Er ließ stets Reservepferde mitlaufen und wechselte wiederholt unterwegs zwischen den einzelnen Poststationen. Trotzdem verzehrte er sich vor Ungeduld während der langen Reisen. Auch noch in späterer Zeit benützte er die Zeit im Wagen, um zu arbeiten oder zu lesen. Oft jagte Caulaincourt mit dem Felleisen, das er einem Kurier abgenommen hatte, dem Wagen Napoleons nach, reichte die Depeschen hinein, und bald hagelte es leere Briefumschläge und zerschnittene Meldungen aus dem Wagenschlage. Odeleben glaubt, der Kaiser habe selbst die sorgfältige Zerfleischung der Gutachten vorgenommen, „da er keinen Augenblick ruhen konnte. Hatte ihm Berthier oder er diesem nichts mehr zu sagen, verlor selbst das Spiel mit der Quaste des Zugfensters seinen Reiz, so entschlief er. Um aber den Kaiser vor Langeweile zu schützen, füllte man, wenn keine Rapports, Listen und dergleichen ein-

gegangen waren, alle Seitentaschen mit Pariser Zeitungen und Tagblättern aus. Auch diese flogen, wenn er sie flüchtig durchlaufen hatte, noch leichter als der Wind, der sie trug, in das nachtrabende Gefolge, und wurden von den Neuigkeitssüchtigen, wenn es ihnen anders der nachjagende Troß gestattete, gehascht und aufgehoben. Selbst mit einer kleinen Handbibliothek konnte man sich da bereichern, wenn es sonst Zeit und Umstände gestatteten; denn gab es keine neuen Zeitungen und Tagblätter mehr, so enthielten die Seitentaschen neuere, in Paris erschienene Schriften, selbst Romane, ziemlich beleibt, aber bloß geheftet, und sie vergnügten dann sehr unvollständig den nach geistigem Genuß strebenden Sinn Napoleons. Wenn ihm aber der Inhalt der ersten Seiten nicht zusagte, wurden auch sie über Bord geworfen . . . So flog einmal ein ganzes Werk von 4 oder 6 Bänden zum Wagenschlag hinaus.“ Bei der Beschreibung der Biwaks erzählt Odeleben, der Kaiser sei oft in tiefem Nachdenken auf und nieder gegangen und habe dem fernen Donner des Geschützes gelauscht. „Wenn ihm die Zeit zu lange ward, schnupfte er Tabak oder machte sich wenigstens mit den Füßen irgend etwas zu schaffen. Er schnellte die nächsten Kieselsteine von sich oder die Holzspäne ins Feuer. Nie konnte er untätig sein.“

Sein Wille und seine herrische Ungeduld konnten den Gedanken nicht ertragen, daß einer seiner Befehle nicht ausgeführt werden könnte. An Lemarois schrieb er einmal: „Sie schreiben mir: ‚es ist nicht möglich‘. — Das Wort gibt es nicht im Französischen!“ Und öfter sagte er, wenn ihm die Unmöglichkeit einer Sache vorgestellt wurde, mit beißender Ironie: „Man kann nicht?“, und er ließ von einem einmal gefaßten Vorsatze erst ab, wenn er sich persönlich von der Undurchführbarkeit überzeugt hatte.

Es ist außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich, mit wenigen Strichen ein Bild von der weltanschaulich-religiösen Seite des Charakters Napoleons zu entwerfen. Im politischen Leben war er in der Grundhaltung liberal und bei aller Realität, mit der er den Dingen gegenüberstand, niemals skrupellos. Wie Friedrich der Große huldigte er auch in der Politik nicht einem nackten Machiavellismus, sondern sah in seinem eigenen Gewissen den obersten Richter all seiner Handlungen. Daher wies er alle niederen Mittel des Verbrechens mit Entrüstung von sich, auch wenn sie seinen Zielen gedient hätten. Als ihm holländische Schmuggler, die in seinem Spionagedienst standen, das Angebot machten, den Bourbonen Ludwig (XVIII.) in seine Hände zu liefern, lehnte er ab, weil sie sich Handlungsfreiheit erbaten, ihn niederzumachen, „falls ihnen irgendein Unfall zustieße oder sie in ihrem Vorhaben behindert würden“. Sein hoher Sinn verachtete gemeine Ränke und die Konjunkturhascherei verräterischer Seelen. Las Cases erzählt, daß nach der Rückkehr Napoleons von Elba sogar die berittenen Nationalgarden von Lyon, bisher seine erbitterten Feinde, um die Vergünstigung gebeten hätten, ihm als Leibwache dienen zu dürfen. „Ihnen bemerkte Napoleon: ‚Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten. Ihr Verhalten dem Grafen Artois gegenüber belehrte mich über das, was Sie tun würden, wenn mich das Glück verläßt; ich will Sie nicht einer abermaligen Prüfung aussetzen.‘ Der Graf Artois hatte unter all diesen den besten Familien angehörigen Herren, wie verlautet, nur einen einzigen gefunden, der sich bereit erklärte, ihm nach Paris zu folgen. Diesem einzigen, der treu befunden war, ließ der Kaiser später das Kreuz der Ehrenlegion überreichen.“ Überhaupt lassen sich aus zahlreichen Beispielen Züge von Ritterlichkeit nachweisen, die Napoleon auch seinen Gegnern gegen-

über an den Tag legte. Als der Feldmarschall Wurmser nach seinen Niederlagen in Italien sich nach Mantua geworfen und es lange heroisch verteidigt hatte, erwies ihm Bonaparte nach der Übergabe der Festung alle Ehren. Bekannt ist auch der Fall des Grafen Hatzfeld, der wegen Hochverrats zum Tode verurteilt war. Als seine Frau sich dem Kaiser zu Füßen warf, schleuderte er die ihren Gatten belastenden Papiere ins Feuer. Und den jungen Staps, der in Schönbrunn einen Attentatsversuch auf ihn gemacht hatte, wollte er zunächst begnadigen. Erst als der fanatische Junge auf die Frage: „Was würden Sie tun, wenn ich Sie begnadigen würde?“ kühn geantwortet hatte: „Noch einmal versuchen, Sie zu ermorden!“, ließ ihn Napoleon erschießen.

Die Ansichten Napoleons in religiösen Dingen standen — nach Fain — auf der Höhe der modernen Philosophie. „Wohin auch seine Adler flogen, immer ließ er sich von den Grundsätzen der Duldsamkeit leiten. Wo er mehrere Religionen nebeneinander bestehend fand, machte er der Vorherrschaft der einen über die andern ein Ende. ‚Der Glaube‘, pflegte er zu sagen, ‚unterliegt nicht dem Zugriff des Gesetzes. Er ist das am tiefsten wurzelnde persönliche Eigentum der Menschen; niemand hat das Recht, sie darüber zur Rechenschaft zu ziehen.‘“

Diese Duldsamkeit Napoleons in allen Glaubensdingen ist auch der Grund für das weitgehende Entgegenkommen, das er den Juden bezeigt hat. Ihm, der unter dem Eindruck der Theorie der Französischen Revolution von der Gleichheit der Menschen stand, erschien die Judenfrage nicht als Rassenfrage, sondern allein als die Angelegenheit eines unterdrückten Bekenntnisses. Er hat gewiß in zahlreichen Aussprüchen den zersetzenden Einfluß des Judentums gebrandmarkt, allein er gab sich der trügerischen Hoffnung hin, man könne die Juden durch eine völlige staatsbürger-

liche Gleichstellung in einen Volkskörper eingliedern. Die Äußerungen, die er auf St. Helena zu O'Meara getan hat, geben einen interessanten Einblick in seine diesbezüglichen Gedankengänge, deren Trugschluß die Entwicklung inzwischen von neuem erwiesen hat. Auf die Frage O'Mearas, warum er die Juden so sehr beschützt habe, antwortete der Kaiser: „Ich wollte sie veranlassen, die Wuchergeschäfte aufzugeben und so wie andere zu werden. Es waren in den Ländern, über die ich herrschte, sehr viel Juden; ich hoffte dadurch, daß ich sie auf gleichen Fuß mit Katholiken, Protestanten und anderen stellte, sie zu guten Bürgern zu machen und sie dahin zu bringen, daß ihr Verhalten dem ihrer Mitbürger entspräche . . . Wenn die Juden dieselben Vorrechte genössen wie meine anderen Untertanen, so würden sie auch dieselben Steuern zu zahlen, den Bestimmungen über die Aushebungen zum Dienst im Heere usw. zu genügen haben. Dadurch hätte ich eine nicht unbedeutende Anzahl von Soldaten gewonnen. Außerdem aber hätte ich große Reichtümer nach Frankreich gezogen, denn die Juden wären in einem Lande zusammengeströmt, in welchem ihnen der Genuß gleicher Rechte mit den anderen garantiert wäre. Ferner aber lag mir auch an der Einführung einer allgemeinen Bekenntnisfreiheit; nach meinem System sollte es keine dominierende Religion im Staate geben, es sollte eine vollkommene Bekenntnis- und Gedankenfreiheit herrschen. Alle, gleichviel ob Protestanten, Katholiken, Mohammedaner, Deisten oder andere sollten gleiche Geltung, religiöse Anschauungen keinerlei Einfluß haben, wo es sich um Anstellungen im Staatsdienste handelte, wäre der Betreffende nur sonst geeignet.“

Er sah in der Religion, wie er einmal im Staatsrat erklärte, „nicht das Geheimnis der Inkarnation, sondern das Geheimnis der sozialen Ordnung; sie verbindet mit dem Himmel

eine Idee der Gleichheit, die verhindert, daß der Reiche vom Armen massakriert wird.“

In seiner Jugend hatte er „das Bedürfnis, zu glauben, und ich glaubte. Als ich aber anfang zu wissen und zu denken, fand mein Glaube Anstoß und Ungewißheit.“ Und wenn Napoleon Katholik geblieben ist, so geschah es aus Gründen der Tradition. „Es gibt“, sagte er einmal zu O'Meara, „so viele verschiedene Religionen und so viele Schattierungen, daß einem die Wahl schwerfällt. Hätte es eine bestimmte Religion seit Anbeginn der Welt gegeben, so hätte ich sie für die richtige gehalten; wie aber die Sache steht, so bin ich der Meinung, daß jeder bei dem Bekenntnis bleiben soll, unter dem er erzogen ist, bei dem seines Vaters.“ In Ägypten freilich hatte er sich sehr stark mit den Lehren Mohammeds befaßt, aber dies war in erster Linie aus politischen Beweggründen geschehen. Den Gedanken, als Religionsstifter angesehen zu werden, wies er weit von sich. „Eine Religion schaffen!“ sagte er in Amiens zu einem englischen Unterhändler, der ihn zur Einführung des Protestantismus in Frankreich bewegen wollte, „wenn man eine Religion begründen will, muß man auf den Kalvarienberg steigen — und das liegt nicht in meinem Sinn.“

Im Menschen sah Napoleon „nur eine besser organisierte Materie, eine beinahe schon im Zustand ihrer Vollendung befindliche“. — „Zwischen den Tieren und der Gottheit steht als Verbindungsglied der Mensch“, sagte er zu O'Meara; „er ist nur ein vollkommeneres Tier als die andern. Er hat ein besseres Denkvermögen — wir können nicht wissen, ob die Tiere nicht eine Sprache haben; es ist Anmaßung, nach meinem Dafürhalten, zu sagen: nein. Wir verstehen sie nicht. Ein Pferd hat Gedächtnis, Begriffsvermögen und Anhänglichkeit . . . Die Pflanzen sind eben-
sogut Tiere: sie essen und trinken. Es geht eben in Stufen

bis hinauf zum Menschen, der nur das vollkommenste Wesen von allen ist.“

Napoleon bezeichnet sich selbst als einen „Fatalisten von jeher“; er war überzeugt, daß niemand seinem Geschick entgehen könne. Er glaubte an Gott, an eine höhere Vernunft, an eine Vorsehung, aber Religionen waren ihm „nichts als Gebilde der Menschen“. — „Ich glaube nicht an Religionen“, sagte er einst in Malmaison zu dem Staatsrat Thibaudeau, „aber der Gedanke an einen Gott!“ Und die Hände gen Himmel erhebend, setzte er hinzu: „Wer hat das alles geschaffen?“

Den Kern des ganzen Problems hat Napoleon im Verlauf des gleichen Gespräches mit den Worten aufgezeigt: „Das Volk braucht eine Religion! Und diese Religion muß sich in den Händen der Regierung befinden.“ Aus dieser Forderung des Primats des Staates über die Religion ergibt sich ohne weiteres der Konflikt, in den Napoleon zwangsläufig mit den politisierenden Priestern kommen mußte. Schon 1797 schrieb er an den Erzbischof von Genua: „Jesus Christus starb lieber, als daß er seine Feinde auf andere Weise als durch den Glauben beschämt hätte. Der verworfene Priester dagegen hat ein wildes Auge; er verkündigt Aufruhr, Mord und Blut; er wird vom Gold des Reichen bezahlt; er hat wie Judas das arme Volk verkauft. Säubern Sie Ihre Kirche von ihnen und rufen Sie auf dieselben den Fluch und die Verwünschung des Himmels herab. Volkssouveränität, Freiheit, das ist das politische Gesetzbuch des Evangeliums.“ In einer Note vom 17. Mai 1809 an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Champagny, legte der Kaiser unter Hinweis auf das Verhalten des Papstes die Notwendigkeit dar, „die Schenkung Karls des Großen zu widerrufen und die Päpste wieder zu dem zu machen, was sie sein sollen, indem man die geistliche Macht vor den

Leidenschaften schützt, denen die weltliche Macht ausgesetzt ist“. Er schloß mit den Worten: „Das Interesse der Religion und das der Völker von Frankreich, Deutschland, Italien gebietet auf gleiche Weise Sr. Majestät, dieser lächerlichen weltlichen Macht ein Ende zu bereiten, diesem schwachen Überrest der Übertreibungen eines Gregorius und anderer, welche sich anmaßten, über die Könige zu herrschen, Kronen zu verschenken und die Leitung der irdischen wie der himmlischen Angelegenheiten zu haben. Daß die Päpste in der Abwesenheit der Konzile die Leitung der kirchlichen Dinge haben, insofern sie die Freiheiten der gallikanischen Kirche nicht berühren — ganz recht; aber sie dürfen sich weder in die Armeen, noch in die Polizei der Staaten mischen. Wenn sie die Nachfolger Jesu Christi sind, so können sie kein anderes Reich besitzen als das, welches sie von ihm haben, und sein Reich war nicht von dieser Welt. Wenn der Kaiser das nicht tut, was er allein tun könnte, so wird er dem ganzen Europa Keime von Streit und Zwist und Uneinigkeit zurücklassen. Wenn die Nachwelt ihn lobt, den Gottesdienst wiederhergestellt und die Altäre wieder aufgerichtet zu haben, so wird sie ihn tadeln, das Reich, d. h. den weitaus größten Teil der Christenheit, dem Einfluß dieses seltsamen Gemengsels überlassen zu haben, das der Religion und der Ruhe des Reiches so schädlich ist. Dieses Hindernis kann nur überwunden werden, wenn man die weltliche Macht von der geistlichen scheidet und erklärt, daß die päpstlichen Staaten einen Teil des französischen Reiches bilden.“

Auf der Rückreise aus Rußland sprach der Kaiser zu Caucaincourt von der Notwendigkeit, dem Streite mit dem Papst ein Ende zu machen. Er sagte dabei, man könne sich keinen Begriff machen, wie der Klerus auf alle Dinge Einfluß zu gewinnen trachte; unter allen möglichen Gestalten finde

man die Jesuiten wieder; der Geist des Proselytismus beseele sie wie vor dreißig Jahren, und er fuhr fort: „Der Klerus ist eine Macht, die niemals Ruhe halten kann. Ist er nicht Freund, so wird er zum Feinde, und seine guten Freundschaftsdienste sind nie unentgeltlich. Will man nicht sein Schuldner sein, so muß man sein Herr sein. Man muß ihn im Zaum halten, wenn man nicht zur Abwehr gegen ihn genötigt sein will. Das schüfe einen Zustand der Feindseligkeit, der ärgerlich und voller Unzuträglichkeiten wäre, da er zu Bestrafungen führte. Da der Klerus Verbündeter der Staatsgewalt sein soll, muß er befreundet bleiben: dazu müssen seine Rechte genau abgegrenzt sein. Mir gegenüber würde er mit seinen Machtansprüchen kein Glück haben; aber nach meinem Tode könnten sie lästig werden. Gott hat mir die Kraft und die Freude gegeben, große Dinge zu unternehmen. Ich darf sie nicht unvollendet lassen. Der Klerus soll sich angelegen sein lassen, uns mit dem Himmel zu versöhnen, unsere Frauen zu trösten und uns selbst, wenn wir alt werden, und das Reich dieser Welt soll er uns überlassen: ein König im Tempel, ein Untertan an der Tür.“ Und kurz nach dem Abschluß des Konkordates äußerte der Kaiser, wie Bausset berichtet, zu dem Marschall Kellermann: „Können Sie glauben, daß der Papst acht Tage darauf, nachdem er dieses Konkordat freiwillig unterzeichnet, mir schrieb, daß er es sehr bedauere, dasselbe unterzeichnet zu haben, daß sein Gewissen ihm darüber Vorwürfe mache, und daß er mich inständig bitte, es als nicht geschehen zu betrachten? Ich antwortete ihm hierauf: daß das, was er von mir verlange, gegen die Interessen Frankreichs sei; daß er übrigens, da er unfehlbar sei, sich nicht habe irren können.“

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß auch das Problem der Beichte in der Einstellung Napoleons zur katholi-

schen Kirche eine gewisse Rolle spielte. Dem Arzt Antomarchi erzählte er einst, daß sich sein Vater, der nichts weniger als fromm gewesen sei, einen Priester an sein Sterbebett habe kommen lassen. „Eine so plötzliche Sinnesänderung, die übrigens alle jene an sich erfahren, die von einer schweren Krankheit befallen werden, läßt sich nur aus der Unordnung erklären, die das Übel in der körperlichen Maschinerie hervorruft. Die Organe stumpfen sich ab, sie reagieren nicht mehr, die moralischen Kräfte lassen nach, die Tätigkeit des Gehirns erlahmt, daher das Beichtbedürfnis, das Verlangen nach dem Oremus und all den schönen Dingen, ohne die man glaubt, nicht sterben zu können. Und nun sehen Sie den Mann im Vollbesitz seiner Kräfte, sehen Sie die Kolonnen, die sich unter dem Geschmetter der Fanfaren in den Kampf stürzen: wie die Leute fallen im Hagel der Kartätschen! Keiner verlangt nach einem Priester, nach dem Beichtvater!“ Wenn der Papst wünschte, der Kaiser solle beichten, erwiderte er ihm stets: „Santo padre, ich bin jetzt zu sehr beschäftigt — wenn ich älter werde!“ Und zu Las Cases äußerte er: „Übrigens war meine Art von Unglauben bei meiner Stellung als Kaiser ohne Zweifel eine Wohltat für die Völker, denn wie hätte ich sonst eine wahre Toleranz ausüben können? Wie hätte ich gleichen Schutz so entgegengesetzten Konfessionen angedeihen lassen können, wenn ich von einer einzigen beherrscht worden wäre? Wie hätte ich die Unabhängigkeit meiner Gedanken und meiner Schritte unter den Einflüsterungen eines Beichtvaters erhalten, der mich in der Furcht vor der Hölle regiert hätte? Welche Herrschaft kann ein Schurke, der dümmste Mensch in dieser Eigenschaft auf die Fürsten ausüben! Wer zweifelt daran, daß die letzten Lebensjahre Ludwigs XIV. ganz anders verlaufen wären, wenn er einen anderen Beichtvater gehabt

hätte? Ich war von diesen Wahrheiten so überzeugt, daß ich entschlossen war, meinen Sohn nach besten Kräften in derselben religiösen Anschauung zu erziehen, der ich folgte.“

Am Schlusse dieser Betrachtungen über die religiösen Anschauungen Napoleons aber mag ein Wort stehen, aus dem die schlichte Größe des Soldaten spricht: „Fechten ist die Religion eines Soldaten, und die habe ich nie geändert. Die andere geht Frauen und Priester an.“

Den Künsten und Wissenschaften hat Napoleon stets ein reges Interesse entgegengebracht und ihnen immer seine Förderung zuteil werden lassen. Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich in hohem Maße mit Literatur und stellte auch gelegentlich selbst epische und lyrische Versuche an. Es gab eine Zeit, in der er für Ossians romantische Dichtungen schwärmte, und noch in den Tagen seiner Verbannung hatten sie ihren Reiz für ihn nicht verloren. Am meisten aber fesselte ihn das Drama, und hier war es vor allem die Tragödie, waren es die strengen, klassischen Werke eines Corneille und Racine, welche ihm Bewunderung einflößten, oder auch Voltaires geistvolle Stücke, an denen er allerdings in den letzten Jahren seines Lebens herbe Kritik geübt hat. „Ich liebe die erhabene Poesie“, sagte er zu Wieland, „die pathetischen und kraftvollen Schriftsteller, vor allem den tragischen Dichter“, und zu Goethe, für dessen Genie er uneingeschränkte Bewunderung empfand: „Die Tragödie sollte die Schule für Fürsten und Völker sein; das ist das Höchste, wonach der Dichter zu streben hat. Die Tragödie erwärmt die Seele, erhebt das Herz, sie kann und soll Helden schaffen.“

Bekannt ist der Eifer, mit dem Napoleon die schönsten und wertvollsten Kunstschatze aus den von ihm unterworfenen Ländern als „Beutestücke“ nach Paris bringen ließ. Dieser

Umstand allein kann nicht als Beweis für das Kunstverständnis des Korsen gelten. Es gibt aber zahlreiche Beispiele, aus denen die Freude Napoleons an schönen Bildern und Plastiken hervorgeht, und endlos ist die Reihe der Aufträge, mit denen er die Pariser Künstlerschaft bedachte. Bausset berichtet von einem Porträt der Kaiserin mit ihrem Sohne auf dem Arm, das Gérard gemalt und das Marie-Louise dem Kaiser geschenkt hatte, und fügt hinzu: „Nach der Übergabe des Porträts sprach Napoleon mit vielem Interesse und gänzlicher Hingabe mit Gérard über den Plan, das Innere des Louvre zu verschönern, wobei er den geläutertsten und besten Geschmack verriet. Seine Absicht war, alle Talente der Zeit aufzufordern, durch neue Meisterwerke dazu beizutragen.“

Auch die Vorliebe, mit der sich Napoleon mit Künstlern und Gelehrten umgab, ist ein schlagender Beweis für das Interesse, das er den Dingen der Künste und der Wissenschaften entgegenbrachte. Bausset, einst Präfekt des kaiserlichen Palastes, erzählt, der Kaiser habe während des Frühstücks gewöhnlich Gelehrte und Künstler ersten Ranges, wie Monge und Berthollet, empfangen, und Fain bestätigt, daß bei diesen Gelegenheiten meist der Hofarchitekt Fontaine, der Direktor des Museums Denon, und der Bibliothekar Barbier sowie die Maler David und Gérard, der Bildhauer Chaudet und der Schauspieler Talma zugegen gewesen seien.

Auf seinem ersten Siegeszug durch Italien fand der General Bonaparte Zeit, dem berühmten Mathematiker Oriani einen langen Brief zu schreiben, in dem es heißt: „Die Wissenschaften, welche dem menschlichen Geist Ehre bringen, und die Künste, welche das Leben verschönern und große Taten der Nachwelt überliefern, müssen von freien Regierungen besonders wert gehalten werden. Alle Männer

von Genie, alle, welche im Reich der Wissenschaften einen Rang errungen haben, sind Brüder, sie mögen in welchem Lande immer geboren sein.“ Und weiterhin sagt er darin: „Ich lade die Gelehrten ein, zusammenzutreten und mir ihre Ansichten über die zu ergreifenden Maßregeln und die nötigen Mittel kundzutun, um den Wissenschaften und schönen Künsten ein neues Leben und Dasein zu geben. Alle diejenigen, welche sich nach Frankreich begeben wollen, werden von der Regierung mit Auszeichnung aufgenommen werden. Das französische Volk setzt mehr Wert in die Eroberung eines großen Mathematikers, eines berühmten Malers, eines ausgezeichneten Mannes, welchem Stande er auch angehören möge, als auf die der reichsten und blühendsten Stadt.“

Als er wenige Jahre später seine berühmte Expedition nach Ägypten unternahm, begnügte er sich nicht damit, hiezu eine Armee und eine Flotte auszurüsten, sondern er stellte gleichzeitig eine Kommission für Wissenschaft und Kunst zusammen, welcher die namhaftesten französischen Ingenieure, Mathematiker, Astronomen, Naturforscher, Chemiker und Architekten angehörten.

Napoleon selbst verfaßte tiefeschürfende geographisch-politische Abhandlungen über das Land der Pharaonen und beschäftigte sich während seines Zuges nach Syrien eingehend mit dem Gedanken, eine Verbindung des Roten Meeres mit dem Mittelländischen Meer herzustellen, jenem Problem, das später durch den Bau des Suezkanales gelöst wurde, und dem heute eine entscheidende weltpolitische Bedeutung zukommt.

Las Cases gibt einen aufschlußreichen Bericht über die Befestigungen und Wasserbauten großen Stiles, die der Kaiser hat aufführen lassen. Neben den Deichen bei Cherbourg erwähnt er vor allem die gewaltigen Hafenanlagen von

Antwerpen und die Erweiterungsbauten von Le Havre, Dieppe, Calais, Dünkirchen, Ostende und Rotterdam, die Wasserbauten an Weser, Elbe und Ems und die Kanalprojekte, die Holland mit der Ostsee verbinden sollten. „Fügt man“, fährt Las Cases fort, „diesen mächtigen, allerdings nur zu einem kleinen Teil fertiggestellten Bauten die große Anzahl vollendeter Befestigungswerke, Heerstraßen, Brücken, Kanäle und öffentlicher Gebäude hinzu, so wird man einräumen, daß nie zuvor jemand so Großes vollbracht, so Großes vorhatte. Auch Italien ist ein beredter Zeuge in dieser Richtung. Durch die Apenninen sind nach allen Richtungen hin herrliche Straßen, in Genua ist ein riesiges Arsenal angelegt. Korfu, als der Schlüssel zu Griechenland, wurde vortrefflich befestigt, der Hafen von Venedig ausgebaut und vergrößert. In Ragusa und Pola beabsichtigte der Kaiser gewaltige Depots anzulegen. Viel ging ihm der Gedanke durch den Kopf, den Golf von Venedig mit dem von Genua mit Hilfe des Po und eines Kanals zu vereinigen, welcher von Alessandria ausgehend nach Savona quer durch die Apenninen geführt werden sollte.“ Im übrigen ist es eine bekannte Tatsache, daß die Heerstraßen, die Napoleon in Westdeutschland errichten ließ, noch vor nicht allzu langer Zeit als vorbildlich angesehen wurden und bis zur Massenverwendung des Automobils dem Verkehr völlig genügten.

Aber auch als Städtebauer hat Napoleon seinen Namen in das Buch der Geschichte eingezeichnet. Wohl sind die Entwürfe zur Umgestaltung der Reichshauptstadt nach den Gedanken und Plänen des Führers und ihre Durchführung das bisher Gewaltigste auf diesem Gebiete. Ebenso aber müssen, gemessen an den Verhältnissen einer Zeit, die den Verkehr von heute noch nicht kannte, die Straßen und Plätze, mit denen Napoleon Paris bereicherte, als

gigantisch bezeichnet werden. Ein großer Teil der Riesenstadt hat durch ihn ein Gesicht bekommen, und Bauten von edelster Schönheit trugen dazu bei, die Taten des Kaisers in Stein und Marmor der Nachwelt zu überliefern. Dabei war er sich bewußt, daß ausgedehnte Aufräumungsarbeiten die Voraussetzung für jede großzügige Verschönerung eines Städtebildes sind. Fain schreibt: „Um Paris zu verschönern“, pflegte er zu sagen, „muß man mehr niederreißen als aufbauen. Viele Gebäude, die man bis zum heutigen Tage anscheinend absichtlich versteckt gehalten hat, wären freizulegen. Sollte man nicht die kleinen Gassen, denen man so ausgiebig Sonne und frische Luft entzogen hat, obwohl sich in ihrer nächsten Umgebung breite Plätze und große Gärten befinden, sollte man diese Gassen nicht durch mächtige Luftströme desinfizieren können, um so mehr, als gegenwärtig die ganzen dazwischensliegenden Grundflächen angefüllt und verbaut sind? Können Straßen, die einst für Transporte auf Mauleseln und Lasttieren, für den Durchlaß von Handpferden und Reiteseln ausreichten, den Verkehr unserer heutigen, viel längeren und breiteren Gespanne, unserer mächtigen Eilwagen und schweren Fuhrwerke noch bewältigen? Muß man sich nicht endlich zu einem großen Entschluß aufraffen? Lange genug ist man der stets dringlicher werdenden Notwendigkeit ausgewichen; längeres Zögern wäre Verbrechen. Wer nicht ersticken will, muß die zu eng gewordene Schale sprengen — der Ameisenhaufen würde sonst umkommen.“

Zweites Kapitel

DER SOLDAT

„Ja, ich bin ein Soldat; das ist die Gabe,
die ich bei meiner Geburt empfangen habe;
es ist mein Dasein, meine Gewohnheit.“

Napoleon 1809 zu Roederer.

Bei aller Vielseitigkeit des Genies und des Wirkens Napoleons nimmt sein Feldherrntum den breitesten Raum in seinem Leben ein, und ohne eine besondere Würdigung seiner soldatischen Eigenschaften kann daher eine Geschichte dieses außerordentlichen Mannes nicht geschrieben werden.

Für Napoleon ist die Kriegführung eine Kunst, und sie erscheint ihm „wie jede wahre Kunst schön und einfach. Die einfachsten Bewegungen sind die besten.“ Und er versichert, daß er in den sechzig Schlachten, die er geliefert habe, nichts gelernt habe, was er nicht schon bei der ersten wußte. Die Schlacht ist ihm „eine dramatische Handlung, die ihren Anfang, ihren Höhepunkt und ihr Ende hat. Die Schlachtordnung, die beide Armeen einnehmen, die ersten Bewegungen sind die Exposition; die Gegenbewegungen, die das angegriffene Heer macht, bilden die Verwicklung, veranlassen zu neuen Dispositionen und führen die Krise herbei, woraus das Resultat oder die Auflösung hervorgeht.“

Wie sehr er als Künstler an die Aufgaben heranging, die ihm der Krieg stellte, geht aus den Worten hervor, die er einst zu Roederer sagte: „Wenn ich einen Kriegsplan ausarbeite, bin ich der kleinmütigste Mensch. Ich stelle mir alle möglichen Hindernisse vor und sehe alle Gefahren größer. Ich befinde mich in einer geradezu peinlichen Aufregung. Aber dennoch erscheine ich meiner Umgebung

ruhig und heiter; ich gleiche einem entbindenden Mädchen.“

Schon diese wenigen Aussprüche weisen auf die grundsätzlichen Auffassungen hin, die Napoleon vom Kriege und von der Kriegführung hatte. Eine Kunst kann man nicht erlernen, wenn man nicht den Funken des Schöpferischen in sich trägt; und zum Feldherrn muß einer genau so geboren sein wie zum Dichter, zum Musiker, zum Bildhauer, oder er wird ewig ein Stümper bleiben, mag ihn auch das Schicksal an die Spitze von Armeen gestellt haben.

Napoleon aber war der geborene Soldat und er war der geborene Feldherr. „Ja, ich bin ein Soldat“, sagte er 1809 zu Roederer, „das ist die Gabe, die ich bei meiner Geburt empfangen habe; es ist mein Dasein, meine Gewohnheit. Überall, wo ich war, habe ich befehligt; mit 23 Jahren leitete ich die Belagerung von Toulon, im Vendémiaire hatte ich das Kommando in Paris, in Italien riß ich die Soldaten vom ersten Tage an hin. Ich bin eben dazu geboren.“

Das Streben seiner Jugend, der heilige Eifer, mit denen der junge Offizier, darben und allen Zerstreuungen abhold, sich der Vorbereitung für seine Laufbahn hingab; der eiserne, alle Widerstände niederbrechende Wille, seinen Ideen, seiner überlegenen militärischen Einsicht den entscheidenden Einfluß zu sichern, sind die beredten Vorboten seiner Berufung. Er besaß nicht nur den für jeden echten Soldaten unerläßlichen persönlichen Mut, von dem er während seines ganzen Lebens zahllose Proben gegeben hat; er besaß nicht nur den kühlen Verstand des Rechners, der die strategische Planung eines Aufmarsches vornimmt und unter genauester Abwägung aller Möglichkeiten die Lösung findet; nicht nur die überlegene Ruhe, die, der plötzlichen Eingebung folgend, im Strudel der Schlacht im richtigen Augenblick den entscheidenden Entschluß wagt: ihm war

es gegeben, in seltener Vollkommenheit all jene soldatischen Eigenschaften in sich zu vereinigen, die erst in ihrer harmonischen Verbindung den wahren und gottbegnadeten Feldherrn ausmachen. Denn „jeder kann einen Feldzugsplan entwerfen, aber nur wenige sind fähig, einen Krieg zu führen, weil es nur dem wahrhaft militärischen Genie gegeben ist, sich nach den Ereignissen und Umständen zu richten. Daher kommt es auch, daß die besten Taktiker oft die schlechtesten Feldherrn sind.“ Dagegen: „Das Genie handelt nach innerer Eingebung. Was in einer Lage gut ist, ist in einer andern schlecht; aber man muß die Grundsätze wie Achsen ansehen, um die sich eine Bewegung vollzieht.“

Zunächst entsprang das Feldherrntum Napoleons aus seinen umfassenden Studien über die Geschichte der großen Kriege, über die Feldzüge Hannibals und Cäsars, des Prinzen Eugen und Turennes und ganz besonders Friedrichs des Großen, dem er eine außerordentliche Verehrung zollte. Über die Kriege Cäsars, Turennes und Friedrichs hat er im Exil auf Elba und auf St. Helena umfassende kriegsgeschichtliche Darstellungen geschrieben, die sein überlegenes kritisches Urteil verraten und einen wesentlichen Teil seines schriftstellerischen Vermächtnisses bilden. Wenn sie auch entstanden sind aus der Fülle der Erfahrung heraus, die ihm am Ende seines kriegerischen Lebens zur Verfügung stand, so fußen sie doch auf den sorgfältigen und tiefeschürfenden Studien seiner jungen Jahre. Ihr Ergebnis hat er in den kurzen Worten zusammengefaßt: „Man führe den Offensivkrieg wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, der Prinz Eugen und Friedrich; man lese wiederholt die Geschichte ihrer 83 Feldzüge; man bilde sich nach ihnen; dies ist das einzige Mittel, ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kunst zu lernen. Das Genie, auf solche Weise erleuchtet, wird

alle Grundsätze verwerfen, die denen der genannten großen Männer entgegen sind.“

Schon die ans Wunderbare grenzenden Erfolge seiner beiden ersten Feldzüge in Italien verdankt der General Bonaparte in erster Linie seiner rastlosen Tätigkeit und einer bis ins kleinste gehenden Kenntnis des Kriegsschauplatzes. Er, für den Genie vor allem Fleiß bedeutete, hatte während seiner Zuteilung zur italienischen Armee im Jahre 1794 keine Stunde ungenützt verstreichen lassen. Von dem ganzen Gelände hatte er, stets vom Gesichtspunkte militärischer Operationen aus, Besitz ergriffen; er kannte genauestens die Struktur des Landes, die Bodenbeschaffenheit, die klimatischen Verhältnisse, kein Weg und Steg war ihm fremd. Schon damals, als er die Artillerie der Italienarmee befehligte und die Unzulänglichkeit der Armeeführung erkannte, hatte er, allerdings vergeblich, versucht, auf die damalige Heeresleitung Einfluß zu gewinnen. Auch als er nach dem Umsturz des 9. Thermidor von der italienischen Armee entfernt worden war und sich in unfreiwilliger Tatenlosigkeit in Paris aufhalten mußte, hatte er in einer eingehenden Denkschrift an das Direktorium seine Gedanken und Pläne, die zu einem militärischen Erfolg in Italien führen könnten, niedergelegt. Aber die Ausführung war an dem erbitterten Widerstande der die Armee befehlighenden Generale gescheitert, die den Verfasser für verrückt erklärten. So hatte ihm das Schicksal die persönliche Durchführung seiner Pläne aufgespart, die wahrscheinlich trotz ihrer Genialität in den Händen seiner unfähigen Vorgänger nicht zum Ziele geführt hätten.

Denn wie hoch auch die fleißige Arbeit und das rein handwerksmäßige Können als Grundlage des Erfolges bewertet werden müssen, sie sind doch im Grunde nichts als die toten Massen von Sprengstoff, und nur der Funke des Genies

wird sie entzünden. Napoleon hat es ausgesprochen, daß das Schicksal einer Schlacht das Resultat eines Augenblicks, eines Gedankens sei: „Man nähert sich einander mit verschiedenen Plänen, man wird handgemein, man schlägt sich eine Zeitlang, der entscheidende Moment erscheint, ein Geistesblitz gibt den Ausschlag und die unbedeutendste Reserve führt ans Ziel.“

Aber freilich darf auch das Genie nicht auf jene Erleuchtung warten. Sie kommt nicht von ungefähr und auch dem Ausgewählten kann sie nur ein Lohn für geleistete Arbeit, die Frucht von Mühe und Anstrengungen sein. Wenn auch Napoleon im Donner der Schlachten plötzlich der Gedanke durchzuckte, der das Dunkel erhellte und ihm den richtigen Weg wies, der zwangsläufig zum Erfolg führen mußte, so hatte doch vorher der Feldherr die Lage von allen Standpunkten aus betrachtet, jede Möglichkeit erwogen und alle nur erdenklichen Kombinationen angestellt. Er hatte dabei, wenn man von einigen Ausnahmen in seinen letzten Feldzügen absieht, jedwede Rücksicht auf die eigene Person außer acht gelassen und weder sich noch seinen Mitarbeitern auch nur den notwendigsten Schlaf gegönnt, ehe er die Vorbedingungen für das Gelingen seiner Pläne geschaffen hatte. So konnte er von der glänzend gewonnenen Schlacht bei Eggmühl sagen, er würde nie den Sieg errungen haben, wenn er die vorhergehende Nacht geschlafen hätte. „Ein kommandierender General soll nie schlafen, er soll arbeiten!“

Wenn auch Napoleon getreu seinem Leitspruch: „Man tue nie, was der Feind will, schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil er es wünscht“, sich niemals vom Gegner das Gesetz des Handelns vorschreiben ließ, so hat er sich doch stets mit seltener Gründlichkeit in die Lage des feindlichen Feldherrn vertieft, um zu untersuchen, welche Maßnahmen seitens des Gegners im Bereiche der Möglichkeit lägen, und

so die für seine Entschlüsse günstigen Kombinationen herauszufinden. Mit welcher mathematischen Genauigkeit er dabei zu Werke ging, beweist ein kurzer Auszug aus der mehr als zwanzig Druckseiten umfassenden Instruktion an den Major-General, die Napoleon kurz vor Ausbruch des Krieges mit Österreich, und zwar am 30. März 1809, erließ: „Das Hauptquartier zu Regensburg befände sich also inmitten einer Armee von zweimal hunderttausend Mann, die rechts und links von einem großen Strom das rechte Donau-Ufer von Regensburg bis Passau beherrschen würde; in dieser Stellung hätte man von den Bewegungen des Feindes nichts mehr zu befürchten und genösse den Vorteil, daß der Armee auf der Donau alles, was sie braucht, in der kürzesten Zeit zugeführt werden könnte.

Es fragt sich, was der Feind, der schlagfertig ist, dermalen gegen die Armee unternehmen könnte?

Er könnte von Pilsen über Waldmünchen und Cham nach Regensburg vorrücken. Von Pilsen bis Regensburg sind fünf Tagesmärsche.

In einem solchen Falle würde die eine bayrische Division von Straubing, die andere von Landshut nach Ingolstadt zurückweichen; das Korps des Herzogs von Auerstedt würde sich nach Ingolstadt und Donauwörth begeben; das große Hauptquartier käme sodann nach Donauwörth.

Angenommen, die Armee habe die bereits angegebenen Kantonierungsquartiere um Regensburg herum bezogen, was wird der Feind dann tun? Wird er über Cham vorrücken? In diesem Falle können wir unsere ganze Macht gegen ihn vereinigen und in den am Regenfluß zum voraus gewählten Stellungen seinem Vorrücken Grenzen setzen.

Richtet der Feind seinen Marsch auf Nürnberg, so wird er von Böhmen abgeschnitten.

Dasselbe geschieht, wenn er auf Bamberg losgehen sollte.

Wollte er gar Dresden zu seinem Operationsobjekt machen, so dringt man in Böhmen ein und verfolgt ihn in Deutschland.

Im Falle er aus Böhmen vordringen und zugleich in Tirol auftreten wollte, würde er allerdings nach Innsbruck kommen; aber seine zehn oder zwölf in Innsbruck angelangten Regimenter würden ihm auf dem Schlachtfelde an den Ausgängen Böhmens abgehen; diese Regimenter würden die Niederlage ihrer schwachen Armee erst durch unsere Ankunft in Salzburg erfahren.

Im Falle endlich der Feind die äußersten Flügelpunkte zu bedrohen scheint, muß man nach der Mitte operieren, wo der Rückzug an den Lech, dessen man sich durch die Besetzung von Augsburg versichert haben muß, immer frei bleibt.“

Über die Bedeutung des Feldherrn und über seine Pflichten hat sich Napoleon wiederholt in kurzen, schlagenden Sätzen geäußert, die am treffendsten seine eigenen Anschauungen widerspiegeln.

„Die Gegenwart des Feldherrn ist unumgänglich notwendig; er ist das Haupt, die Seele seines Heeres. Nicht das römische Heer hat Gallien unterworfen, sondern Cäsar; nicht die karthagische Armee brachte die Republik vor den Toren Roms zum Zittern, sondern Hannibal; nicht das mazedonische Heer war am Indus, sondern Alexander; nicht das französische Heer hat den Krieg an die Weser und an den Inn getragen, sondern Turenne; nicht die preußische Armee hat Preußen sieben Jahre gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große.“

Er weiß, welche Geistesstärke dazu gehört, „um mit voller Einsicht in die Folgen einer jener großen Schlachten zu liegen, von denen das Schicksal eines Heeres, eines Landes, der Besitz eines Thrones abhängen“.

„Ein Gleichgewicht zwischen Geist und Charakter oder Mut“ fordert er für einen das Alltägliche überragenden General. Das Überwiegen des Mutes, das einen Führer in Abenteuer stürzt, scheint ihm ebenso ein Hindernis für den letzten Erfolg zu sein, wie ein Geist, hinter dessen Planungen der Mut der Ausführung zurückbleibt. „Selten findet man jenen geistigen Mut, jenen Mut von zwei Uhr nach Mitternacht, das heißt den Mut aus dem Stegreif, der trotz äußerst rasch eintretender Begebenheiten die Freiheit des Geistes, des Urteils und des Entschlusses in keiner Weise stört.“

Daß er einen Unterschied zwischen Tapferkeit und Tapferkeit zu machen verstand, geht aus einem Ausspruch bei der Beurteilung Neys hervor: „Die Tapferkeit, die ein Obergeneral an den Tag zu legen hat, ist von derjenigen verschieden, mit der ein Divisionsgeneral auftreten muß, und darf sich nicht der eines Grenadierhauptmanns an die Seite stellen.“

Er weiß, daß unsicheres, verzagtes Handeln und halbe Maßregeln im Kriege alles verderben, und sieht im Glück ein Weib, dessen Gunst man benutzen und dessen Unbestand man fürchten muß.

Von einem Obergeneral, der „durch seine Erfahrung oder durch sein Genie geleitet wird“, verlangt er unter Umständen auch den Mut zum Ungehorsam, denn „jeder Obergeneral, der es auf sich nimmt, einen schlechten, ins Unglück führenden Operationsplan auszuführen, begeht ein Verbrechen. Er muß Gegenvorstellungen erheben, auf der Abänderung bestehen, endlich lieber seinen Abschied nehmen, als das Werkzeug des Untergangs der Seinigen werden. Auch der ausdrückliche Befehl eines Souveräns oder eines Ministers kann ihn nicht entschuldigen, wenn er wider bessere Einsicht eine Schlacht lieferte und verlöre.“

Im Bewußtsein seines eigenen Wertes, aber auch durchdrungen von der Erkenntnis, daß nur einer allein die Verantwortung für das Heer und für seine Operationen tragen könne, schrieb er am 14. Mai 1796 aus seinem Hauptquartier in Lodi an das Direktorium, das in demokratischer Verblendung den Oberbefehl über die italienische Armee zwischen Napoleon und Kellermann teilen wollte: „Ich glaube, daß man alles aufs Spiel setzen würde, wollte man Kellermann und mich in Italien vereinigen... Überdies glaube ich, daß ein schlechter General zwei guten vorzuziehen sei“, um fortzufahren: „Legt mir das Direktorium Fesseln aller Art an, muß ich über jeden meiner Schritte den Regierungskommissaren Rechenschaft ablegen; haben diese das Recht, meine Bewegungen zu ändern, mir Truppen zu nehmen oder andere zu schicken, so erwarte man nichts Großes mehr.“

Das Geheimnis der militärischen Erfolge Napoleons beruht darauf, daß er mit der genialen Einsicht in die Grundprinzipien der Kriegführung und mit einer unerhört gründlichen, durch Studium und Erfahrung erworbenen Beherrschung des Handwerksmäßigen in der Kriegskunst wirkliches Führertum verband. Diese Synthese ist es aber gerade, die in der Geschichte so selten zu finden ist und die erst den überragenden Feldherrn ausmacht. Denn manchem von der Truppe vergötterten Führer geht entweder ein gründliches Wissen oder die letzte, intuitive Erkenntnis ab, während andere wiederum in der Theorie steckenbleiben, ohne jenen Kontakt mit der Truppe zu finden, der gerade in schwierigen Lagen den Ausschlag geben muß.

Napoleon aber besaß die Herzen seiner Soldaten. Seine Persönlichkeit wirkte auf die Massen und riß sie im entscheidenden Augenblick zu fast übermenschlichen Taten hin. Denn er handelte stets gemäß der Einsicht: „Das

erste Talent eines Generals muß darin bestehen, daß er den Geist seiner Soldaten kennt und ihr Vertrauen zu erwerben versteht.“ Er sagt einmal von sich, wenn er, während er mitten im Feuer die Reihen seines Heeres durchtritt, die Worte aussprach: „Laßt die Fahnen wehen, endlich ist der Augenblick gekommen!“, so habe seine Haltung, seine Gebärde, seine Bewegung die französischen Soldaten in Begeisterung versetzt. Er liebte es auch, bei der Begegnung mit der Truppe einzelne Soldaten anzusprechen, und wie der alte Fritz kannte er viele Soldaten seiner alten Garde, die mehrere Feldzüge mit ihm zusammen gemacht hatten, persönlich und dem Namen nach.

Ein Mann wie er, der den Krieg nicht nur vom Hörensagen kannte⁸³, sondern der sich im Exil einmal mit Recht als den ältesten Soldaten Europas bezeichnen durfte, war mit der Psyche seiner Soldaten aufs innigste vertraut. Er wußte, wie er sie anpacken mußte, um das letzte aus ihnen herauszuholen. Seine Ansprachen und Tagesbefehle wandten sich an jeden einzelnen, um sein Ehrgefühl anzustacheln. Um das Selbstbewußtsein seiner Kämpfer zu steigern, wiederholte er ihnen immer und immer wieder die Größe ihrer Leistungen und ihrer Erfolge. Er sprach ihnen von Sieg und Ruhm und unsterblichen Lorbeeren, um sie zu Idealen zu begeistern, aber er verschmähte es auch nicht, ihre Opferfreudigkeit durch materielle Versprechungen zu steigern. So rief er ihnen nach der Übernahme des Kommandos über die Armee in Italien in seiner bekannten Proklamation zu: „Soldaten! ihr seid nackt, schlecht ernährt; die Regierung

⁸³ In einer Rede im Staatsrat erklärte er einmal: „Der Krieg, meine Herren, ist durchaus kein rosiges *métier*. Sie kennen ihn nur von ihren Bänken aus durch die Bulletins oder Berichte unserer Triumphe. Aber Sie kennen nicht unsere Biwaks, unsere angestrengten Märsche, unsere Entbehrungen, unsere Leiden aller Art! Ich aber, ich kenne sie, weil ich sie stets vor Augen habe und manchmal auch teile.“

schuldet euch viel, sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Mut, den ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewunderungswürdig, aber sie verschaffen euch keinen Ruhm; kein Glanz fällt auf euch zurück. Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein, ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten von Italien, sollte es euch an Mut oder an Ausdauer fehlen?“

Vor allem wußte er, daß auf die Dauer nur die Truppe erfolgreich sein kann, die von strengster Disziplin zusammengehalten wird. Seine Erkenntnis, daß „durch Manneszucht die Truppen an ihre Fahnen gebunden werden“, war von entscheidender Bedeutung angesichts eines Revolutionsheeres, bei dem der Geist der Freiheit und Gleichheit längst alle Zucht und Unterordnung aufgelöst hatte. „Die strengen Regeln der militärischen Disziplin sind nötig, um das Heer vor Niederlagen, Metzeleien und vor allem vor Entehrung zu bewahren. Für die Armee muß die Unehre schrecklicher sein als der Tod; denn Soldaten sind zu ersetzen, aber die Ehre nicht.“

Weil er eine so hohe Meinung vom militärischen Beruf hatte, verlangte er von jedem Soldaten, daß er seinen Stand liebe, ihm aus Neigung angehöre und seinen ganzen Stolz darein setze. Er hatte daher kein Verständnis für das noch da und dort geübte Verfahren, Soldaten durch Schläge zu bestrafen. 1797 ließ er dem General Delmas schreiben: „Es ist dem Obergeneral zur Kenntnis gekommen, daß Sie sich erlaubt haben, mehrere Soldaten mit dem Stock zu schlagen. Da diese Strafe unseren Grundsätzen und der bei der italienischen Armee geltenden Manneszucht gänzlich zuwider ist, so beauftragt er mich, Sie aufzufordern, beiden nachzukommen.“ Seiner Auffassung über die Würde des Soldaten

gab er auf St. Helena gegenüber dem englischen Arzt O'Meara gelegentlich einer Unterhaltung über die englischen Soldaten Ausdruck, wobei er sich ausmalte, was er, an ihre Spitze gestellt, tun würde: „Ich hatte hierüber ein Gespräch mit Bingham, und obschon er anderer Meinung ist, so würde ich doch euer System ändern. Statt der Peitsche würde ich sie durch den Reiz der Ehre leiten. Ich würde das Gefühl der Nacheiferung in ihre Seele zu pflanzen suchen. Ich würde jeden verdienten Soldaten befördern, wie ich es in Frankreich tat . . . Bingham sagte übrigens, der größere Teil der Soldaten seien rohe Menschen, die mit dem Stock geleitet werden müßten. Aber gewiß haben doch die englischen Soldaten so viel Gefühl, daß man sie wenigstens auf eine Stufe mit den Soldaten der übrigen Nationen setzen kann, wo das entehrende System der Peitsche nicht üblich ist. Was läßt sich von entehrten Menschen erwarten? Bingham sagt, nur der Auswurf des Volkes trete freiwillig als Soldat ein. Der Grund dafür liegt in der entehrenden Strafe. Ich würde sie aufheben und selbst die Lage eines gemeinen Soldaten so bestimmen, daß daraus Ehre auf die Person, welche diese Stelle bekleidet, zurückstrahlte. Ich würde so handeln, wie ich in Frankreich gehandelt habe. Ich würde junge Leute von Erziehung, Söhne von Kaufleuten, von wohlhabenden Leuten und andere aufmuntern, als Soldaten zu dienen, und sie dann nach ihren Verdiensten befördern. Statt der Peitsche würde ich Arrest, Wasser und Brot, die Verachtung der Kameraden und ähnliche Strafen einführen. Wenn der Soldat durch Schläge beschimpft und entehrt wird, so kümmert er sich nicht mehr um den Ruhm oder die Ehre des Vaterlandes. Wie kann ein Mann Ehre besitzen, der in Gegenwart seiner Kameraden geschlagen wird. Er verliert alles Gefühl und würde, wenn man ihn besser bezahlte, ebenso gegen wie für sein Vaterland fechten.“

Bekannt ist der Eifer, mit dem der junge Napoleon gegen jeden Plünderungsversuch seiner Soldaten eingeschritten ist. Nach den ersten Siegen, die er als Oberbefehlshaber im italienischen Feldzug von 1796 erfochten hatte, richtete er einen Aufruf an seine Truppen, worin er ihnen für ihre Leistungen dankt und ihnen die Eroberung Italiens verspricht. „Aber“, fügte er hinzu, „vorher müßt ihr die Erfüllung einer Bedingung beschwören: nämlich die Völker zu ehren, die ihr befreit; die schrecklichen Plünderungen zu unterlassen, welche einige von unseren Feinden angestiftete Verbrecher begehen. Ohne diese Bedingung würdet ihr nicht die Befreier, sondern die Geißel der Völker, ihr würdet nicht der Stolz des französischen Volkes sein; es müßte euch verleugnen . . . Sowohl ich als die Generale, welche euer Vertrauen besitzen, wir müßten erröten, ein zügelloses Heer ohne Manneszucht zu befehligen, das kein anderes Gesetz kennt als die Gewalt. Allein mit der Würde des Oberbefehls ausgerüstet, stark durch die Gerechtigkeit und das Gesetz, werde ich dieser kleinen Zahl mut- und herzloser Menschen Ehrfurcht vor den Gesetzen der Menschlichkeit und der Ehre einzuprägen wissen, die sie mit Füßen treten. Ich werde nicht dulden, daß Räuber eure Lorbeeren beflecken; ich werde das in den Tagesbefehlen bekanntgemachte Gesetz mit aller Strenge vollziehen lassen. Die Plünderer werden ohne Gnade erschossen; an mehreren wurde diese Strafe bereits vollzogen.“ Daß dies in der Tat geschehen ist, geht u. a. auch aus einem Bericht an das Direktorium hervor, in dem der General Bonaparte mitteilt, daß beim Einzug in Bologna ein Grenadier, „der einen Kelch gestohlen hat“, vor den Augen der Armee erschossen worden sei. In der Proklamation, die Napoleon von Bord der „Orient“ aus an die ägyptische Landungsarmee erließ, heißt es: „Die Völkerschaften, zu denen wir gehen, behandeln

die Frauen anders als wir; aber der, welcher eine Frau notzüchtigt, ist in allen Ländern ein Ungeheuer. Das Plündern bereichert nur eine kleine Zahl Menschen, es entehrt uns, es vernichtet unsere Hilfsquellen, es macht uns die Völker zu Feinden, während es doch in unserem Interesse liegt, sie zu Freunden zu haben.“ Auch vor Akka befahl der Obergeneral in einem Tagesbefehl, „die Plünderer verhaften zu lassen, welche erschossen werden sollen. Er befiehlt insbesondere dem General, Kommandanten der Reiterei, solche Maßnahmen zu ergreifen, daß die Parteigänger und Patrouillen, die er auf Rekognoszierung ausschickt, nicht plündern. Der General, Kommandant der Reiterei, würde für die Plünderungen verantwortlich sein, denen er nicht Einhalt geboten hätte. Die Fortschritte der Armee und ihr Wohl hängen wesentlich ab von der Ordnung und der Manneszucht, die uns bei einem Volke beliebt machen werden, das uns entgegenkommt und der Feind unserer Feinde ist.“

Freilich, vor der Habsucht seiner Unterführer, die sich skrupellos bereicherten und die, wie beispielsweise Masséna, wie die Geier stahlen, mußte der General gezwungenermaßen haltmachen. Ebenso konnte er in seinen späteren Feldzügen, als sich beträchtliche Verpflegungsschwierigkeiten einstellten, den Plünderungen seiner Truppen, die jetzt im wahrsten Sinne seines Wortes zur Geißel der Völker geworden waren, nicht mehr Einhalt gebieten. Daß dies alles aber seine grundsätzliche Einstellung nicht hatte ändern können, das beweist der Ausspruch, den uns Las Cases von St. Helena überliefert hat: „Im vollen Einklang mit der Politik widersetzt sich die Moral der Plünderei. Ich habe viel über diesen Gegenstand nachgedacht und bin oft in die Lage versetzt worden, meine Soldaten mit der Plünderei zu belohnen. Ich habe es getan, wenn mir ein Vorteil

daraus erwuchs. Aber nichts ist geeigneter eine Armee vollständig zu zerrütten und aufzulösen als das Plündern. Ein Soldat hat keine Disziplin mehr, sobald er plündern darf. Und hat er sich dabei bereichert, wird er sofort schlecht und unbrauchbar und will sich nicht mehr schlagen.“

Das tiefe innere Verständnis, das Napoleon für die Psyche der Truppe empfand, war die Grundlage des grenzenlosen Vertrauens, das ihm seine Soldaten entgegenbrachten, und der engen Verbundenheit, die bis zum Ende bestand. Diese Anhänglichkeit aller Teile an den Führer nennt Napoleon „die Seele einer Armee“, und sie ist in der Tat die Voraussetzung für alle Großtaten im historischen Geschehen, weil nur sie das Übermaß jener Opfer erklärt, die, vermeintlich einer Person dargebracht, in Wahrheit nur den Tribut eines Volkes an seine Geschichte und an seine Zukunft darstellen.

Nicht nur in seiner Proklamation an das Heer bei Ausbruch des Feldzuges von 1805, sondern in allen Stunden der Not und der Gefahr konnte Napoleon seiner Armee zurufen: „Soldaten! euer Kaiser ist unter euch!“, und ohne Übertreibung durfte er über seinen Zug durch die Wüste sagen: „Der Obergeneral teilte die Strapazen der Soldaten; die Not war bisweilen so groß, daß man sich ohne Unterschied des Ranges selbst das kleinste Bedürfnis streitig machte.“

Denn was von jeher am meisten geeignet war, eine Gefolgschaft mit fortzureißen, ist das persönliche Beispiel. Ob der siebenundzwanzigjährige General auf der Brücke von Arcole die Fahne ergreift, um seine Leute anzufeuern und doch noch den Flußübergang zu erzwingen, oder ob der Kaiser in Montereau selbst eine Kanone richtet; ob „le petit corporal“, wie ihn seine Soldaten scherzhaft nannten, in Jaffa die Pestkranken berührt, um die allzu wahren Gerüchte über das Vorkommen der Pest verstummen zu machen und eine Panik im Lager zu vermeiden, oder ob er bei

Dresden, als eine Kanonenkugel zwischen ihm und einem Bataillon Italiener einschlägt, den erschrockenen Soldaten lachend zuruft: „Ah cujoni, non fa male — die tut euch nichts, ihr Schelme!“: immer ist es der persönliche Einsatz, die Nichtachtung der Gefahr, welche eine unwiderstehliche Wirkung auf seine Umgebung ausüben.

Das Genie wird von dem Glauben an seinen Stern durch alle Gefahren getragen. Und so ist auch Napoleon, der in seinen vierzehn Feldzügen sich wiederholt schonungslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt hat, oft nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen. Selbst nach Belle-Alliance, als alle seine Hoffnungen und Träume versanken, und der stolze Bau seines Lebens zusammengebrochen war, fand er die mitleidige Kugel nicht, die er erwartete.

Und doch hat auch Napoleon verschiedene Verwundungen erlitten. Auf St. Helena zeigte er einmal Las Cases und Bertrand eine tiefe Narbe an seinem linken Schenkel und sagte, sie rühre von einem Bajonettstich her, durch den er vor Toulon um ein Haar das Bein verloren habe. Er kam dabei auf die allgemeine Auffassung zu sprechen, er sei stets glücklich und unverletzt aus allen Schlachten hervorgegangen, und begründete diesen Irrtum damit, daß er stets die Gefahren, in denen er sich befand, mit Absicht verschwiegen habe. Bei der Belagerung von Toulon seien ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden; in seinen italienischen Feldzügen seien ihm mehrere getötet oder verwundet worden, ebenso während der Belagerung von St. Jean d'Acre. Er selbst sei mehrere Male verwundet worden. In der Schlacht bei Regensburg habe ihm eine Flintenkugel die Ferse gestreift; in der Schlacht bei Aspern oder bei Wagram habe ihm ein Schuß den Stiefel, den Strumpf und die Haut des linken Beines aufgerissen. Im Jahre 1814 habe er bei Arcis sur Aube ein Pferd und seinen Hut verloren, und nach der

Schlacht bei Brienne, als er abends traurig und gedankenvoll seinem Hauptquartier zuritt, sei er unvermutet mit Kosaken ins Handgemenge gekommen⁸⁴.

Die Verbundenheit zwischen dem Führer und seiner Mannschaft äußert sich vor allem aber auch in der Besorgtheit Napoleons um das Wohl seiner Soldaten. Denn wenn auch in späteren Jahren durch Unterschleife und Versagen unterer Stellen der Nachschub nicht in ausreichendem Maße erfolgte, so ist dies nicht dem Kaiser zur Last zu legen. Denn was ihn selbst betrifft, so hat er nicht nur seinen Soldaten ihren Anteil an seinem Ruhm und an seiner Ehre in vollem Maße gegönnt, so wenn er sagt: „Ich selber zähle mich in den Schlachten, die ich gewonnen habe, nur halb; es ist sogar schon viel, den General in Verbindung mit dem Siege zu nennen, denn alles in allem ist es doch nicht er, sondern die Armee, die da siegt . . . Eine vollkommen gute Armee wäre die, in der jeder Offizier weiß, was er unter Umständen zu tun hat, eine Armee, die diesem Punkte am nächsten kommt, wird die beste sein.“ Nein, der Kaiser hat auch für das leibliche Wohl seiner Truppen weitestgehendes Verständnis gezeigt, wenn er auch bei der Dynamik seiner Persönlichkeit und bei den Ausmaßen und der Schnelligkeit seiner Unternehmungen gezwungen war, ihnen die größten Strapazen zuzumuten, um das Höchste und Letzte an Leistung zu erzielen. Wo aber immer die Verhältnisse es erlaubten, gewährte er ihnen alle möglichen Erleichterungen. Auch

⁸⁴ Wie in instinktiver Vorahnung der ihm zgedachten Verwundung hatte der Kaiser 1809 vor der Schlacht bei Regensburg befohlen: „Wenn ich verwundet werden sollte, soll es vor den Truppen so sehr wie möglich geheim gehalten werden! . . . Wer weiß, welche furchterliche Verwirrung das Gerücht meiner Verwundung hervorrufen könnte! Mit meinem Leben ist das Schicksal eines großen Reiches verbunden . . . Werde ich getötet, so soll man sich bemühen, die Schlacht ohne mich zu gewinnen, nachher kann man ja alles sagen.“

an Geschenken und Ehrengaben für sie hat er nicht gespart. Bekannt ist, daß er beispielsweise die Truppen, die 1809 nach dem österreichischen Feldzuge nach Spanien transportiert wurden, auf der Durchreise durch Frankreich in allen Orten auf seine Kosten festlich empfangen und bewirteten ließ.

Daß der innere Kontakt zwischen Napoleon und seinen Soldaten, den aufzuzeigen ich mich bemüht habe, wirklich vorhanden war, beweisen nicht nur die todesmutige Opferbereitschaft und Liebe seiner Truppen, die, wenn sie auch „murrten, ihm doch stets folgten“ und jedes Schicksal auf sich zu nehmen bereit waren: auch zahllose Äußerungen von Zeitgenossen belegen und bezeugen diese unbestreitbare Tatsache. Graf Ségur erzählt in seinen Erinnerungen anlässlich einer Beschreibung des Endes des preußischen Feldzuges: „Lannes, der gewiß der geringste Schmeichler von allen war, sagte von seinen Soldaten, sie liebten ihren Kaiser so glühend wie eine Geliebte!“ Der gewiß unverdächtige Odeleben schreibt in seiner Schilderung des Feldzuges von 1813 in Sachsen von Napoleon: „Sein Erscheinen begeisterte die Truppen. Obschon der größte Teil des Ney'schen Korps aus ganz jungen Konskribierten bestand, die wohl heute zum ersten Male im Feuer waren, so ging doch selten ein Blesierter vorbei, der nicht sein „Vive l'Empereur!“ gerufen hätte. Verstümmelte selbst, die vielleicht nach wenigen Stunden eine Beute des Todes wurden, brachten ihm diese Huldigung dar. Ich habe nicht einen, ich habe den Jubelruf von vielleicht fünfzig solcher halbtoter Schwärmer gehört.“

Und so hat Franz von Gaudy nur der wirklichen Stimmung der napoleonischen Soldaten dichterischen Ausdruck verliehen, wenn er in einem seiner „Kaiserlieder“ einem sterbenden Gardedragonier in Spanien die Worte in den Mund legt:

Nicht Weib noch Kinder weinen mir eine Träne nach; wohl längst schon ist zerfallen der Väter Hüttendach. Ich kenne keine Heimat als einzig die Schwadron, mein Kirchturm ist der Adler, mein Gott Napoleon.

Der Abschied, den der Kaiser vor der Abreise in seine erste Verbannung nach Elba von seiner alten Garde in Fontainebleau nahm, und bei dem die alten, kampferprobten Krieger von wildem Schluchzen geschüttelt wurden, ist ebenso bekannt wie die Todesverachtung der Grenadiere seiner Garde, die ihn nach der Katastrophe von Belle-Alliance in ihrem Karré aufnahmen und, Schritt für Schritt zurückweichend unter den unaufhörlichen englischen Reiterattacken, wohlbehalten zurückbrachten.

In seiner historischen Abhandlung „Napoleon im Frühjahr 1807“ schildert Graf Dohna in beredten Worten die napoleonische Armee. Sie erscheint ihm „als Siegeswerkzeug und Fundament der Weltstellung ihres Kriegsherrn ohne Beispiel in der Geschichte aller Länder und Zeiten“; er nennt sie „die Schöpfung ihres Kriegsherrn, ein Teil seines Wesens“, etwas, das nur durch ihn und nur so lange existierte, als er an ihrer Spitze stand. „Als die gekrönten Vasallen des Imperators, seine Brüder und Schwäger, seine mit Glücksgütern übersättigten Marschälle abfielen, als ganz Europa sich gegen den Gewaltigen erhob und Frankreich selbst den Widerstand aufgab, da ist seine Armee ihm unerschütterlich treu geblieben und hat ihre Opferwilligkeit noch auf den Schlachtfeldern Belgiens bewährt. Darum darf man sagen, daß es in dem Zeitalter Napoleons noch etwas Größeres gegeben hat als das Genie des Imperators, und dieses Größere war der Geist seiner Armee.“

Um so unverständlicher ist es daher, wenn der gleiche Schriftsteller in seiner Schilderung wie folgt fortfährt: „Und wie, so fragen wir, hat Napoleon sich ihr gegenüber verhalten?

Welchen Lohn empfangen sie für ihre beispiellose Anhänglichkeit? Erst jetzt sind wir in der Lage, auf Grund der vorliegenden unverwerflichen Zeugnisse eine den bisher gültigen Anschauungen direkt widersprechende Antwort zu geben. Napoleon hat diese Armee, der er seine Größe, seine Weltmacht, seine Kronen, sein Dasein verdankte, in einer unerhörten Weise behandelt, er hat sie vernachlässigt, ihre Interessen mißachtet, ihre Opferwilligkeit mißbraucht.“

Wenn auch nur ein Bruchteil dieser Anschuldigungen wahr wäre, so hätte diese Armee nicht bis zum letzten Augenblick ihren Führer auf Händen getragen, und alle ihr gezollten Lobpreisungen würden ihren Sinn verloren haben; seine Soldaten wären Napoleon nicht zwei Jahrzehnte lang durch Kampf und Not und Entbehrung gefolgt; nimmermehr würden sie den Verbannten, als er von Elba zurückkehrte, wie einen Gott begrüßt und aufgenommen haben, um erneut und für eine ungewisse Zukunft ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden.

„Meine Soldaten sind meine Kinder.“ So schließt der Aufruf Napoleons, den er am 21. Oktober 1805 „an die Soldaten der Großen Armee“ richtete, und schon 1799, als er Ägypten verließ, um nach Frankreich zurückzukehren und die politische Macht an sich zu reißen, übergab er seine Armee an General Kléber mit den Worten: „Das Heer, welches ich Ihnen anvertraue, besteht ganz aus meinen Kindern. Zu allen Zeiten, selbst mitten in den größten Drangsalen, hat es mir Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Erhalten Sie es in diesen Gefühlen!“

Als Oberbefehlshaber der italienischen Armee nahm er jede Gelegenheit wahr, dem Direktorium die Verdienste seiner Untergenerale und ihrer Truppen vor Augen zu führen. Der blutjunge Bonaparte, der bei Antritt seines Kommandos den alten und erfahrenen Kriegsgenerale gegenüber gewiß keinen

leichten Stand hatte, trug gerade mit dieser Geste wesentlich dazu bei, das Vertrauen, das sie ihm bald nach seinen ersten Erfolgen entgegenbrachten, zu befestigen.

Erbeutete Fahnen ließ er gewöhnlich durch einen seiner Generale nach Paris bringen. In dem Begleitbrief, den er bei einer solchen Gelegenheit dem General Serurier mitgab, schrieb er: „Der General Serurier hat in den beiden letzten Feldzügen ebensoviele Talente als Tapferkeit und Bürgersinn an den Tag gelegt. Seine Division hat die Schlacht bei Mondovi gewonnen. Er war es, der zum Gewinn der Schlacht von Castiglione so vieles beitrug, der Mantua nahm, der sich bei den Übergängen über den Tagliamento, den Isonzo und hauptsächlich bei der Einnahme von Gradiska auszeichnete.“ Ähnlich berichtete er einige Monate später (im November 1797) über Joubert: „Der General Joubert, der in der Schlacht bei Rivoli befehligte, erhielt von der Natur alle Eigenschaften, welche den Krieger auszeichnen. Grenadier dem Mute nach, ist er durch seine Kaltblütigkeit und seine militärischen Talente ein geborener General. Häufig befand er sich in Umständen, wo Kenntnisse und Talente so mächtigen Einfluß auf den Sieg haben. Er ist es, von dem man vor dem 18. Fructidor sagte: dieser Mann lebt noch. Trotz mehrerer Wunden und tausend Gefahren entging er dem Tode auf dem Schlachtfelde.“

Als ihm der gesetzgebende Körper zum Andenken an die Schlacht bei Arcole, um „das italienische Heer in seinem Feldherrn zu ehren“, eine Fahne übergab, händigte er sie dem General Lannes mit den Worten aus: „Auf den Feldern von Arcole war der Sieg einen Augenblick schwankend und bedurfte der Kühnheit des Chefs. Voll Blut und mit drei Wunden bedeckt, verließen Sie die Ambulanz, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. An diesem Tage sah ich Sie unausgesetzt an der Spitze der Tapfersten. Sie waren es, der

an der Spitze der Höllenkolonne zuerst bei Dego anlangte und den Po und die Adda überschritt. Ihnen gebührt es, diese ehrenvolle Fahne aufzubewahren, welche die Grenadiere, die Sie befehligen, mit Ruhm bedeckt. In Zukunft werden Sie diese Fahne nur dann entfalten, wenn jede rückgängige Bewegung nutzlos ist und der Sieg nur darauf beruht, Herr des Schlachtfeldes zu bleiben“.

Dies ist die Sprache, welche den Weg zum Herzen der Soldaten findet. Diese Stellen mögen zugleich aber auch ein Bild geben von dem klaren und edlen Stil Napoleons, der sich in seinen ganzen Schriften offenbart und klassisch genannt werden kann.

Wie er die Tapferkeit seiner Soldaten in erster Linie mit Mitteln ideeller Art belohnte, wie er sie durch Verleihung von Ehrensäbeln und Orden sowie durch öffentliche Belobigungen auszeichnete, so waren auch seine Strafen in der Hauptsache darauf berechnet, an das Ehrgefühl des einzelnen und der Gesamtheit zu appellieren. Das Verhalten Napoleons angesichts der Meuterei in Ägypten⁸⁵ ist dafür ebenso ein Beispiel wie die Rede, die er 1796 auf der Hochebene von Rivoli vor der Division Vaubois hielt, welche, anstatt befehlsgemäß das rechte Ufer des Lavis zu nehmen, zurückgegangen war und Trient geräumt hatte. Damals rief er zornig aus: „Soldaten! ich bin unzufrieden mit euch; ihr habt weder Manneszucht noch Ausdauer noch Tapferkeit gezeigt; ihr vermochtet euch in keiner Stellung zu sammeln, ein panischer Schrecken hat euch erfaßt. Ihr habt euch aus Stellungen vertreiben lassen, wo eine Handvoll Tapferer ein ganzes Heer aufgehal-

⁸⁵ Damals hatte Napoleon die neunte Halbbrigade, die den Vormarsch nicht antreten wollte, mit den Worten: „Soldaten der neunten, ich brauche euch nicht!“, weggeschickt und hatte der Truppe erst nach langem Bitten gestattet, den Vormarsch, allerdings an letzter Stelle, mitzumachen.

ten haben würde. Soldaten der 39. und 85. Halbbrigade, ihr seid keine französischen Soldaten. Ich befehle dem Chef des Generalstabes, auf eure Fahnen zu schreiben: „Sie gehören nicht zum Heere von Italien!““ In seinen Memoiren fährt Napoleon bei Erzählung dieser Begebenheit fort: „Diese mit strengem Ton ausgesprochene Rede brachte die alten Soldaten dieser Division zu Tränen. Die Gesetze der Subordination vermochten den Ausdruck ihres Schmerzes nicht zu ersticken. Mehrere Grenadiere, welche mit Ehrenwaffen geziert waren, riefen aus: „General! man hat uns verleumdet; stellen Sie uns an die Spitze der Vorhut, und Sie sollen sehen, ob die 39. und die 85. Halbbrigade zum italienischen Heere gehören!“ Nachdem Bonaparte auf solche Weise die erwünschte Wirkung hervorgebracht hatte, richtete er einige Worte des Trostes an sie. Einige Tage darauf bedeckten sich diese beiden Halbbrigaden mit Ruhm.“

Die Stellung Napoleons zu seinen Soldaten spiegelt sich auch in der Pietät gegenüber den Gefallenen und in seiner Fürsorge für die Verwundeten. So erließ er wenige Wochen nach der Schlacht bei Austerlitz folgendes Dekret:

„1. Wir adoptieren die Kinder der Generale, Offiziere und Soldaten, welche bei Austerlitz geblieben sind.

2. Sie sollen auf unsere Kosten erhalten und erzogen werden; die Knaben in unserem kaiserlichen Palast zu Rambouillet, die Töchter in unserem kaiserlichen Palast zu St. Germain. Die Knaben sollen in der Folge von uns angestellt, die Mädchen verheiratet werden.

3. Außer ihren Tauf- und Familiennamen haben sie das Recht, den Namen Napoleon zu führen.“

„Napoleon ist“, sagt der General Gourgaud, „unter allen Generalen des Altertums wie der neuen Zeit derjenige gewesen, welcher die meiste und stetigste Sorgfalt für die Verwundeten bewiesen hat. Nie ließ ihn die Trunkenheit des

Sieges ihrer vergessen, und sein erster Gedanke nach jeder Schlacht war immer an sie gerichtet.“ Chlapowski berichtet in seinen Memoiren anlässlich einer Beschreibung der Schlacht von Wagram: „Der Kaiser ritt langsam über das Schlachtfeld — da lagen unzählige Leichen, aber auch eine Menge Schwerverwundeter. Napoleon blieb bei vielen stehen, ließ ihnen Wein oder Brantwein und Brot reichen, denn einige Vorräte davon hatte Roustan stets für den Kaiser bei sich. Sanitätswagen mit Ärzten kamen auch an, die für die Verwundeten sorgten. Bald war Roustan genötigt, dem Kaiser auf seine Frage zu erwidern, er habe nichts mehr, denn alles sei verteilt.“

In Kairo gab Bonaparte Marmont den Befehl, die Spitäler alle fünf Tage durch einen Stabsoffizier visitieren und jeden Krankenwärter sofort niederschießen zu lassen, der den Kranken nicht die nötige Hilfe leistete. Er nahm dort gleichfalls wiederholt Kontrollen vor, wobei er die Klagen über die Chirurgen und die Apotheker entgegennahm und strenge Maßnahmen zur Abstellung der Übelstände ergriff. In Kairo erließ er auch für den Jahrestag der Gründung der Republik einen Tagesbefehl, „daß die Armee nur einerlei Brot erhalte, und zwar sollen alle Rationen sowohl für den Generalstab als für die Verwaltungsbeamten aus Kommißbrot bestehen. Für die Spitäler soll ein besseres Brot gebacken werden. Es ist jedoch den Magazinaufsehern streng verboten, weder dem Obergeneral noch den Generalen oder Stabsoffizieren, unter welchem Vorwand es auch sei, davon abzugeben.“

Las Cases schreibt, Napoleon habe sich nur ein einziges Mal hinreißen lassen, einen seiner Untergebenen zu schlagen. „Einer seiner Stallknechte hatte sich geweigert — es war bei dem Rückmarsch von St. Jean d'Acre — sein Pferd zur Beförderung eines Kranken herzugeben; er selbst, der Ge-

neral en chef, und sein gesamter Stab hatten ihre Pferde zur Fortschaffung der Verwundeten und Kranken hergegeben.“

Daß dieser Mann, der so oft als gänzlich gefühllos verschrien wurde, auch feindlichen Soldaten gegenüber Züge von Ritterlichkeit aufweist, davon zeugt folgende Episode, die Odeleben überliefert hat: „Zu den Eigentümlichkeiten Napoleons gehörte, daß er, wenn es einigermaßen die Zeit erlaubte, nach einem vorgefallenen Gefechte jedesmal den Wahlplatz aufmerksam besuchte, gleichsam als ob er sich durch die innegehabte Stellung des Feindes von seiner Stärke und seinen Plänen unterrichten wollte. Mit Interesse hielt er an manchen Punkten oder bei den gefallen Feinden still, und ich habe sogar gesehen, daß er bei ganz schwer verwundeten Russen, welche noch Zeichen des Lebens gaben, seinen Leibarzt absteigen und untersuchen ließ, ob sie noch zu erhalten wären. ‚Wenn er gerettet wird, so ist einer weniger‘, sagte er einmal in Schlesien bei einem solchen Halbtoten und ließ einen Ordonnanzoffizier zurück, um ihn ins Dorf schaffen zu lassen.“ Auch um das Los der Gefangenen hat er sich persönlich gekümmert, so als er 1809 von Schönbrunn aus an den General-Intendanten Daru schrieb: „Herr Daru, ich kann nur mit höchstem Erstaunen sehen, daß die 18000 Gefangenen auf der Napoleonsinsel (Insel Lobau) Hungers sterben. Das ist unmenschlich und unverzeihlich. Schicken Sie morgen sofort 20000 Rationen Brot hin, ebenso Mehl, um die Kriegsbäckerei zu beschäftigen. Ich habe befohlen, daß Brot für vier Tage dort sein soll, und sie gaben keines.“

Daß der Soldatenkaiser Napoleon, der fast sein ganzes Leben inmitten seiner Truppen verbracht hatte, endlich im Exil von St. Helena auch zu den englischen Soldaten, denen seine Bewachung anvertraut war, einen persönlichen Kontakt gefunden hat, ist weiter nicht verwunderlich. Nach Gourgauds

Überlieferungen waren die auf der Insel in Garnison befindlichen Offiziere begeistert von dem Kaiser, ja, einige höhere Offiziere erboten sich sogar, Briefe von Longwood nach Europa durchzuschmuggeln. Als das Offizierskorps des von St. Helena abkommandierten 53. Regiments sich verabschiedete, richtete Napoleon zunächst an jeden einzelnen die üblichen Fragen nach Dienstjahren, Verwundungen usw. und wandte sich endlich an alle mit den Worten: „Ich bin mit dem 53. sehr zufrieden gewesen, ich werde stets mit Vergnügen vernehmen, wenn ihm Glückliches widerfährt.“ Und als der Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe, einst nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Kaiser drohte, er werde keine Lebensmittel mehr schicken, erwiderte Napoleon: „Sehen Sie dort das Lager? Da! Wo die Soldaten sind? Ich werde hingehen und zu ihnen sagen: ‚Der älteste Soldat Europas kommt zu euch und bittet, aus eurem Feldkessel mit euch essen zu dürfen‘ — und ich werde ihre Kost mit ihnen teilen!“

Wenn Napoleon im Felde war, so teilte er nicht nur alle Gefahren und Mühen mit seinen Soldaten, sondern er selbst trug die Hauptlast des Kampfes. Er vereinigte die strategische und taktische Gesamtleitung aller Operationen in seiner Hand. Seinem Gehirn entsprangen die Ideen für den Aufmarsch und die Pläne der Schlachten. Er verfolgte den Gang der Kampfhandlungen und traf die Entscheidungen, die der Augenblick forderte. Von ihm stammten zum größten Teil aber auch die Entwürfe für alle Einzelheiten der Durchführung, wie er auch persönlich das Gelände erkundete und die Stellungen aussuchte. Der sächsische Major von Odeleben, der 1813 bis zum Abmarsch der Sachsen dem großen Hauptquartier zugeteilt war, gibt über die Arbeitsweise des Kaisers interessante Einzelheiten. „Er befahl bloß im ganzen, durch seine Ordonnanzoffiziere oder persönlich

an die Korps- und Divisionskommandanten, und diese an die Bataillonschefs — ohne alles Geräusch, kurz und bündig. So waren auch alle Befehle bei Hofe und in der Armee.“ — Wenn er im Felde war, so war in seinem Kabinett oder bei einem Biwak in seinem Zelte stets eine große Karte ausgebreitet, auf der die eigenen und die feindlichen Stellungen mit buntköpfigen Stecknadeln bezeichnet waren. In seinem Hauptquartier war ununterbrochen, oft auch die ganze Nacht hindurch Betrieb, und es geschah nicht selten, daß er 6- bis 7mal in einer Nacht geweckt wurde oder daß er, wenn ihn eine plötzliche Unruhe ergriff, seinen ganzen Stab, angefangen vom Fürsten Berthier bis zum letzten Sekretär, aus den Betten holen ließ. „Gemeinlich diktirte er seinen Sekretären, indem er völlig angezogen, in seiner gewöhnlichen grünen Uniform und sehr oft mit dem Hute auf dem Kopfe, im Zimmer hin und her ging. Gewöhnt, alles, was aus seinem Kopfe strömte, mit der größten Schnelligkeit ausgeführt zu sehen, konnte ihm auch niemand schnell genug schreiben, und was er in die Feder sagte, mußte deshalb in Chiffren geschrieben werden. Es ist unglaublich, wie schnell Napoleon beim Diktieren sprach und zu welcher Fertigkeit in dieser Schrift es sonach seine Sekretäre gebracht hatten.“

Irgendeine Regelmäßigkeit hinsichtlich der Arbeitsstunden gab es bei Napoleon nicht. „Alles was im Hauptquartier vorkam, geschah überraschend, und doch mußte jeder auf der Stelle zum Dienst bereit sein. — Ungewöhnliche Ruhezeiten und nicht erwarteter Aufbruch, Abänderung der bestimmten Stunde und sehr oft auch der Wege und Quartiere. Wenn auch der Großstallmeister einen Wink erhielt, so geschah dies gemeinlich sehr spät, und alle übrigen mußten erraten, was etwa geschehen würde. — Wer sich deshalb bei den andern Rats erholen wollte, erhielt unter Achselzucken nur ein

leidiges *Je ne sais pas* zur Antwort. Die Geschäfte, die eingehenden Meldungen, die ankommenden Eilboten waren die Uhr, nach der Napoleon seine Zeit einteilte.“ Seine „Marschälle und Generale waren daran gewöhnt, ganz unerwartet sich von einem Ort zum andern schleudern zu lassen und sich überhaupt dem Willen des Kaisers blindlings aufzuopfern. Soult hatte erst vor kurzem seine besten Pferde aus Spanien nach Deutschland bringen lassen. Während des Waffenstillstandes kam seine Gemahlin aus Paris in Dresden an; und zwei Tage darauf, nachdem der Kaiser die rückgängige Bewegung seiner Truppen von Vittoria bis an die französische Grenze erfahren hatte, erhielt er von neuem, ganz unerwartet, jenes Kommando in Spanien, mußte in der Nacht noch abreisen, alle Pferde, Maulesel und Equipagen verkaufen und seine Leute verabschieden . . . Die Strapazen und Anstrengungen, welche Napoleons Umgebung, seine Adjutanten, Sekretäre, Ordonnanzoffiziere und alle Individuen, vom Großstallmeister bis auf den Geringsten, ertragen mußten, waren ungeheuer.“

Die schon einmal zitierte Instruktion an den Major-General, die Napoleon am 30. März 1809 erließ, gibt ein eindrucksvolles Bild von der erschöpfenden Genauigkeit, mit welcher der Kaiser seine Anordnungen auf alle Einzelheiten der Vorbereitung ausdehnte. Nach einer einleitenden Erklärung über die Unvermeidbarkeit eines baldigen Krieges mit Österreich und nach eingehenden Befehlen über die Zusammensetzung und Stärke der einzelnen Truppenteile heißt es hier: „Augsburg muß vor allen Dingen gegen einen Handstreich gesichert sein; man betreibe also mit doppelter Tätigkeit die Arbeit an den Festungswerken; die verlangten 200000 Rationen Zwieback sollen in diesem Platze aufbewahrt werden. Backöfen zur Bereitung von 60000 Rationen und Vorräte aller Art sollen dahin geschickt werden.

Man muß zweitens die Brückenköpfe am Lech verpalisadieren und mit etwas stärkeren als den gewöhnlichen Feldkalibern ausrüsten lassen.

Endlich müssen zu Donauwörth viele Magazine angelegt werden, weil, wenn die Österreicher angreifen, wahrscheinlich das Hauptquartier dahin kommen wird.

Ferner muß die Zitadelle von Passau wohl bewehrt und ausgestattet werden, so daß sie sich drei Monate halten kann.

Man muß auch zu Ingolstadt arbeiten und tüchtige Brückenköpfe herstellen lassen, damit man nach Gefallen auf das linke Ufer vorbrechen könne.

Ich habe dem General-Intendanten befohlen, heute noch einen Kriegskommissar mit 200 000 Fr. in Gold und 800 000 Fr. in Wechseln abgehen zu lassen, um auf meine Kosten eine Million Rationen aufzukaufen und für den Fall in Bereitschaft zu halten, daß die Armee sich vereinigen sollte. Es ist nötig, daß die Bayern zu Ulm und Augsburg zwei Millionen Rationen beisammen haben. Der Ordonator Joinville ist angewiesen, zu Ulm und Donauwörth eine gewisse Anzahl bemannter Fahrzeuge auf einen Monat zu mieten, bestimmt, alles, was man bedarf, auf der Donau fortzuschaffen.

Endlich habe ich dem Kommandanten des Geniewesens und dem General-Intendanten befohlen, am 1. April in Straßburg zu sein, um auf der Straße von Straßburg nach Ulm Vorspannstationen für je sechzig Fuhrwerke einzurichten...

Dem General-Intendanten habe ich befohlen, hunderttausend Paar Schuhe zu Straßburg, fünfzigtausend zu Ulm und ebensoviele zu Augsburg anfertigen zu lassen; sorgen Sie dafür, daß sie von guter Beschaffenheit sind und daß kein Unterschleif stattfindet!...

Der Verpflegsbehörde liegt ob, große Magazine in Augsburg und Donauwörth anzulegen; an letzterem Ort sind Back-

öfen zur Bereitung von dreißig- bis vierzigtausend Rationen herzustellen.

Die Magazine zu Augsburg werden auf Kosten Bayerns angeschafft, die zu Donauwörth kommen auf meine Rechnung; ich will über dieselben verfügen, es mag nun auf dem rechten oder auf dem linken Donau-Ufer manövriert werden. Der General-Intendant muß Anstalten treffen, damit zwei Millionen Brotrationen in Donauwörth gefertigt werden können; er muß das hiezu Nötige anschaffen und die Kosten davon anzeigen.

Aller Zwieback, der aus den Gegenden auf dem linken Donau-Ufer uns zukommen soll, muß nach Regensburg gebracht werden, wenn wir einmal dort sind; solange es aber noch ungewiß ist, ob wir diesen Punkt vor dem Feinde erreichen können, muß derselbe in Donauwörth untergebracht werden . . .

Was die geographischen Ingenieure anlangt, so sollen sie die Stellungen in der Gegend von Regensburg und die Donau-Brücken rekognoszieren; auch wird der Major-General an den General Wrede schreiben und von ihm Erkundigungen über die genannten Brücken und Stellungen einziehen; so fragt es sich zum Beispiel, ob die Brücke von Straubing sich verteidigen lasse, im Falle der Feind auf dem linken Donau-Ufer herankäme.

Der General-Intendant muß sich wegen der Zufuhren aller Fahrzeuge auf der Donau versichern; er bedarf auch einer Ofensetzer- und einer Bäckerkompagnie . . .“

Allerdings scheint es, daß trotz der detaillierten Anordnungen des Kaisers die Verpflegung seiner Truppen, wenigstens in den letzten Feldzügen, höchst mangelhaft gewesen ist. Was den Krieg in Rußland anlangt, so sind die Schwierigkeiten des Nachschubs, welche mit zur Katastrophe der „Großen Armee“ geführt haben, hinreichend bekannt. Aber

auch im Feldzug von 1813 herrschten in dieser Beziehung unhaltbare Zustände. Odeleben schreibt hierüber: „Napoleon war immer mit geographischen Berechnungen beschäftigt. Er erwog mit geübtem Blick die Entfernungen des Raumes und der Zeit; auf ihnen beruhte das Übereinstimmen der Märsche seiner Heere zu einem Zweck, sowohl in strategischen als taktischen Bewegungen. Aber, verwöhnt durch die Genauigkeit der Märsche unter den strengen Befehlen seiner Generale, glaubte er, daß die Verpflegung mit derselben Leichtigkeit herbeizuschaffen und es hinreichend sei, ebenso diktatorisch Brot und Fleisch wie das Vorrücken auf einen bestimmten Punkt zu verlangen. Die oberen Verwaltungsbehörden der Armee waren vielleicht nachlässig und die Untergebenen freche Betrüger, welche sich auf ihre Unentbehrlichkeit stützten; Napoleon, dem das Gewerbe dieses Gelichters verborgen blieb, wurde betrogen und ließ daher einen so wichtigen Zweig in den Händen der Ordinateurs und Intendanten.“

Zu Beginn seiner Laufbahn hatte Napoleon allerdings einen heftigen Kampf gegen Veruntreuungen aller Art durch die Kriegskommissare geführt, die während und nach der Französischen Revolution gang und gäbe waren. Ein Schreiben, das er aus seinem Hauptquartier in Mailand am 6. Januar 1797 an das vollziehende Direktorium nach Paris richtete, gibt darüber interessante Aufschlüsse. Er berichtet darin über „die unheilbaren Wunden der Administration“ und spricht von der dringenden Notwendigkeit einer Abhilfe. „Die Verrechnung der Armee befindet sich bei dem Zahlmeister in einer Erstaunen erregenden Unordnung. Über keinen Gegenstand ist es möglich, eine Abrechnung zu erhalten, und dem unzweifelhaften Rufe eines Betrügers, den der Kontrollör hat, schließt sich die Unerfahrenheit der übrigen Beamten an. Alles ist käuflich. Die Armee braucht

fünfmal so viel, als sie nötig hat, weil die Magazinaufseher falsche Quittungen anfertigen und mit den Kriegskommissaren teilen.“ Und weiterhin heißt es: „Sie dürfen indessen nicht glauben, daß ich schwach genug sei, um das Vaterland in diesem wichtigen Punkte meiner Pflichten zu verraten. Alle Tage lasse ich Beamte verhaften, ihre Papiere untersuchen, ihre Kassen stürzen; allein ich werde durch niemanden unterstützt, und die Gesetze bewilligen einem General nicht Gewalt genug, um dieser Schar von Spitzbuben einen heilsamen Schrecken einzujagen. Indessen nimmt das Übel ab, und mittels Zürnen, Strafen und Ärgern hoffe ich, sollen diese Sachen in Zukunft mit etwas mehr Anstand geschehen.“ Aber trotz der Säuberung der Verwaltung durch Napoleon sind offensichtlich gegen Ende seiner Regierung erneut Zustände eingerissen, die sich denen während der Revolution bedenklich nähern. Diese Nachlässigkeit in bezug auf die Verpflegung der Truppen und die Unterschleife, die dabei vorkamen, sind auch die Ursache für die Plünderungen, die im französischen Heere immer mehr zunahmen.

Wenigen großen Feldherrn war es beschieden, daß sie wie Friedrich der Große selbst Monarch waren und daher, ohne einen Herrscher über sich zu haben, ihr militärisches Genie frei entfalten konnten. In Napoleons Feldherrnlaufbahn lassen sich zwei Abschnitte unterscheiden, deren erster mit der ägyptischen Expedition endet und deren zweiter mit der Schlacht bei Marengo beginnt. War er bisher der General gewesen, der, wenn auch zur rechten Zeit unbotmäßig, dennoch im großen und ganzen den Plänen und Anordnungen eines ihm übergeordneten Direktoriums unterworfen war, so konnte er nunmehr zum erstenmal als der allein Verantwortliche seine Dispositionen und Entscheidungen treffen. Diese Vereinigung der politischen und militäri-

schen Führung in einer Person gab seinen Planungen erst jenen großen Wurf, der ihn befähigte, das Letzte, das Ungewöhnliche zu erreichen. Sie barg zugleich aber, da er zuerst und vor allem Feldherr war, in sich den Keim zu seinem späteren Mißerfolg. Denn niemals wuchs der Staatsmann in ihm über den Feldherrn hinaus, und endlich entzog die Phantasie des Eroberers dem Politiker den Boden der Wirklichkeit und riß ihn mit sich in den Abgrund.

Den größten Namen als militärischer Interpret Napoleons hat sich der General Jomini gemacht. 1779 in der Schweiz geboren, studierte er als blutjunger Mensch die Kriege Friedrichs des Großen und stellte Vergleiche mit den Feldzügen Napoleons an. Er kam dabei zu interessanten Ergebnissen über gewisse Grundsätze der Kriegführung, die er in seinem Werke „*Traité des grands opérations militaires*“ niederlegte. Das Buch erregte das Aufsehen des Kaisers, der zunächst Fouché einen Vorwurf daraus machte, daß er ein Buch hatte erscheinen lassen, das die Feinde Napoleons dessen ganzes Kriegssystem lehre. Indessen beruhigte er sich bald bei dem Gedanken: „Die alten Generale, welche gegen mich befehligen, werden das Buch nicht lesen, und die jungen Leute, welche es lesen, befehligen nicht.“

Jomini, welchem es schon zuvor gelungen war, Verbindung mit dem Marschall Ney aufzunehmen, war abwechselnd bei diesem, zuletzt als sein Generalstabschef, und im Stabe des Kaisers selbst tätig. 1813 zog er sich, verbittert über den Haß und die Intrigen, mit denen ihn vor allem Berthier verfolgte, zurück, um in die Dienste des Kaisers Alexander von Rußland zu treten. Den Vorwurf des Verrates, der gegen ihn erhoben wurde, hat Napoleon später mit den Worten entkräftet: „Mit Unrecht schreibt man dem General Jomini zu, daß er den Verbündeten das Geheimnis unseres Feldzugsplanes mitgeteilt hätte . . . Dieser Offizier kannte

den Plan des Kaisers gar nicht . . . Und selbst wenn er ihn gekannt hätte, würde der Kaiser ihn nicht des Verbrechens beschuldigen, dessen man ihn bezichtigt. Er hat nicht seine Fahnen verraten wie Pichegru, Augereau, Moreau und Bernadotte. Er hatte sich über schwere Ungerechtigkeiten zu beklagen; ein ehrenwertes Gefühl hat ihn verblendet. Außerdem war er nicht Franzose; Vaterlandsliebe brauchte ihn nicht zurückzuhalten.“

An anderer Stelle erklärt es der Kaiser für „wirklich erstaunlich, daß man hat glauben können, ich hätte Jominis Ratschläge befolgt“. Die Wahrheit ist, daß Jomini in ungewöhnlichem Maße in die militärischen Gedankengänge Napoleons eingedrungen war. Bis zu welchem Grade dies der Fall war, beweist folgende Begebenheit, von der erstmals Lecomte berichtet: vor Eröffnung des Feldzuges gegen Preußen im Jahre 1806 ließ der Kaiser Jomini zu sich nach Mainz kommen und eröffnete ihm, daß er ihn seinem Stabe eingliedern wolle. Jomini erbat sich vier Tage Zeit, um seine Pferde nachkommen zu lassen, und sagte, er würde den Kaiser in Bamberg einholen. Napoleon sah überrascht auf. „Wer sagt Ihnen, daß ich nach Bamberg gehe?“ — „Die Karte, Sire! Ew. Majestät werden gegen den linken Flügel der Preußen dasselbe Manöver ausführen wie gegen den rechten von Mack oder gegen den rechten von Melas, und die hiebei zu nehmende Linie führt über Bamberg.“ Der Kaiser befahl ihm, zu schweigen und ihn wieder in Bamberg zu treffen.

Napoleon war der erste, welcher in der Kriegführung die Bedeutung der Masse in vollem Umfang erkannt hatte. Er hat damit, brechend mit den Grundsätzen des 18. Jahrhunderts, eine neue Epoche der Kriegführung eingeleitet und nach einem Worte Yorck von Wartenburgs „mit dem Grundsatz der Massenverwendung uns zu dem Volkskrieg

und zu der heutigen Gestaltung der auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Armeen hingedrängt“.

Der gleiche Militärkritiker sieht die große Bedeutung des Feldzuges von 1796 darin, daß Napoleon „völlig und mit eins alle Überlieferungen hinter sich warf und in dem Siegeszug von Nizza nach Leoben der Schöpfer und der Vertreter der neueren Kriegsweise wurde, alle ihre Gedanken sogleich verkörpernd“. Er räumt ein, daß auch die Revolutionsführer nicht mehr befangen waren in den taktischen Fesseln der friderizianischen Zeit, und daß daher Napoleon die alte Form bereits zerbrochen vorfand, aber „die große Tat seines Genius war, daß er Neues an deren Stelle zu setzen wußte“.

Bei seinem Grundsatz von der Verwendung großer Massen mußte Napoleon folgerichtig darauf bedacht sein, schon vor der Begegnung mit dem Feinde eine geschlossene Truppenmasse in der Hand zu haben und weiterhin diese Masse auch geschlossen einzusetzen. Er schreibt hiezu in seiner Darstellung der Kriege Friedrichs des Großen, „daß die Vereinigung der verschiedenen Korps einer Armee niemals nahe am Feinde geschehen darf“, und in seinen Memoiren, „wenn man eine Schlacht liefern will, ziehe man alle seine Streitkräfte zusammen und vergesse auch nicht eine; ein einziges Bataillon entscheidet zuweilen eine Schlacht“. Und als ihm einst Gohier, der Präsident des Direktoriums, mit der Bemerkung, er habe oftmals mit kleinen Armeen größere geschlagen, etwas Angenehmes sagen wollte, antwortete Napoleon: „Selbst in diesem Falle ist die Minderzahl immer von der Mehrzahl geschlagen worden. Wenn ich mit geringeren Streitkräften einer stärkeren Armee gegenüberstand und diese mich umlagerte, fiel ich wie ein Blitz über einen ihrer Flügel her und warf ihn. Ich benützte dann die Verwirrung, die hierauf jedesmal

in der feindlichen Armee entstand, um diese auf anderen Punkten mit meiner ganzen Macht anzugreifen. So schlug ich dieselbe in Teilen, und der Sieg, den ich davontrug, war, wie Sie selbst sehen, eben nur der Sieg der Mehrzahl über die Minderzahl.“ Der Kunst, die darin bestand, daß sich Napoleon stets eine zahlenmäßige Überlegenheit zu verschaffen wußte, zollt auch der Erzherzog Karl seine Anerkennung, wenn er sagt, man wollte „Bonapartes Ruhm durch die Bemerkung schwächen, daß er die meisten Erfolge seiner überlegenen Kraft verdanke. Gibt es wohl ein größeres Lob für den Staatsmann, als daß er keinen Krieg oder Feldzug begann, ohne solch einer Überlegenheit sicher zu sein? Selbst dort, wo seine Streitkräfte im ganzen mit den feindlichen gleich stark, ja sogar oft schwächer waren, wie z. B. in den Feldzügen von 1796 und 1814, wußte er sich die Überlegenheit auf den entscheidenden Punkten in verhängnisvollen Momenten zu verschaffen.“

Die Schnelligkeit, mit der der Kaiser seine Operationen durchführte, war daher der Schlüssel zu seinen Erfolgen, und es wird somit auch verständlich, daß er bei der Beurteilung der Güte einer Truppe die Ausdauer in der Ertragung von Strapazen und Entbehrungen noch über den Mut stellt. Denn die Marschleistungen, die er seinen Truppen vor und nach den eigentlichen Kampfhandlungen zumutete, gingen mitunter wirklich an die Grenze des Möglichen und sind erstmalig durch die der deutschen Truppen im Polenfeldzug übertroffen worden. Welchen Wert Napoleon bei allen seinen Operationen auf das Überraschungsmoment legte, geht schon aus den Worten hervor, die er bei der Ausschiffung vor Alexandria zu dem Admiral Brueys sagte: „Admiral, wir haben keine Zeit zu verlieren; das Glück gibt mir nur drei Tage, wenn ich sie nicht ausnütze, sind wir verloren.“

Über seine Schlachten sagte der Kaiser einstmals, sie ließen sich nicht einzeln für sich beurteilen. „Sie hatten keine Einheit des Ortes, der Handlung, der Absicht. Sie waren stets nur ein Teil sehr umfassender Kombinationen. Daher muß man sie auch nur nach ihrem Resultat beurteilen.

Die so lange unentschiedene Schlacht bei Marengo hat uns Italien verschafft.

Die Schlacht bei Ulm vernichtete ein ganzes Heer.

Die Schlacht bei Jena setzte uns in den Besitz der ganzen preußischen Monarchie.

Die Schlacht bei Friedland hat das russische Reich geöffnet.

Die Schlacht bei Eggmühl hat über einen ganzen Krieg entschieden.

Die Schlacht an der Moskwa war eine von denen, wo man das meiste Verdienst entwickelte und die größten Resultate erzielte.

Die Schlacht bei Waterloo war eine solche, wo alles fehlgeschlug, und die, wenn alles gelungen wäre, Frankreich gerettet und Europa neu gegründet haben würde.“

In einer kriegsgeschichtlichen Studie „Der Angriffskrieg in weltgeschichtlichen Beispielen“ sagt der Kaiser von seinen eigenen Feldzügen zusammenfassend: „Alle Pläne Napoleons in seinen vierzehn Feldzügen stimmten mit den wahren Grundsätzen der Kriegführung überein. Seine Kriege waren kühn, aber sie hatten Methode.“

Dieser Kühnheit versagt auch Clausewitz nicht seine Bewunderung, wenn er seine Geschichte des russischen Feldzuges von 1812 mit den Worten beschließt: „Die Gefahren des Augenblicks beherrschen den Menschen stets am gewaltsamsten und darum erscheint oft als eine Verwegenheit, was in letzter Instanz gerade der einzige Rettungsweg, also die höchste Vorsicht ist. Selten ist der bloße Verstand hin-

reichend, den Menschen bis auf diesen Grad zu stärken, und es ist also meist nur die angeborene Kühnheit des Charakters, welche fähig macht, solche Wege der Vorsicht zu gehen. An dieser Kühnheit aber fehlte es dem berühmten Eroberer so wenig, daß er gerade aus Neigung das Kühnste gewählt haben würde, wenn sein Genie es ihm auch nicht als das Weiseste geraten hätte. Wir wiederholen es: alles, was er war, verdankt er dieser kühnen Entschlossenheit, und seine glänzendsten Kriege würden denselben Tadel erfahren haben, wenn sie nicht gelungen wären.“

Drittes Kapitel

URSACHEN SEINES STURZES

„Ich fühle mich nach einem Ziele hingetrieben, welches ich nicht kenne; sobald ich es erreicht haben werde und mein Wirken überflüssig ist, wird ein Atom genügen, um mich niederzuwerfen, aber bis dahin vermögen alle Anstrengungen der Menschen nichts gegen mich.“

Napoleon in Paris vor Ausbruch des russischen Feldzuges (Graf Ségur, Geschichte Napoleons und der Großen Armee im Jahre 1812).

„Der Kaiser ging aus zwei Ursachen zugrunde“, schreibt Stendhal in seinen „Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons des Ersten“: „Erstens durch die Liebe, die er seit seiner Krönung für mittelmäßige Menschen gefaßt hatte, zweitens durch die Vereinigung des Berufes als Kaiser mit dem des obersten Generals.“

Die von dem berühmten französischen Schriftsteller angeführten Gründe für den Zusammenbruch des napoleonischen Machttraumes sind nicht erschöpfend und überdies zu allgemeiner Art, als daß sie einer heutigen Geschichtsbetrachtung genügen könnten.

Eine ganze Reihe von Momenten wirkten zusammen, um den Sturz des Titanen herbeizuführen. Und gewiß spielten der von Napoleon zugunsten seiner unzulänglichen und unfähigen Familienmitglieder betriebene Nepotismus sowie die Kriegsmüdigkeit, ja der Verrat einzelner seiner Unterführer ebenso eine gewichtige Rolle beim endgültigen Mißlingen seiner Pläne wie die Anstrengungen seiner vereinigten Gegner und das Nachlassen seiner eigenen Kraft und Gesundheit. Die Summe der Fehler und Schwachemomente

war am Schlusse auf seiner Seite größer als auf seiten der Verbündeten. Aber so sehr auch diese Tatsachen in die Augen springen mögen, sie sind mehr oder weniger äußerlicher Natur, und im tiefsten und letzten Grunde war die Ursache zum Sturze Napoleons eine andere.

Seine historische Mission war beendet, als er dem Chaos der Französischen Revolution Einhalt geboten und eine politische Neuordnung Europas angebahnt hatte, welche die Grundlagen für die künftige geschichtliche Entwicklung schuf. Was er über diese ihm von der Vorsehung gestellte Aufgabe hinaus, einem dunklen, dämonischen Trieb folgend, begann, war ihm zu erreichen nicht bestimmt. Es war die Idee seines späteren Strebens an sich falsch, weil die inneren Voraussetzungen für ihre Verwirklichung fehlten, und weil sie mit den Strömungen seiner Zeit nicht zu vereinbaren war.

Nicht, daß er sich die Krone der Bourbonen, die er „aus dem Straßenkot herausgefischt“ hatte, aufs Haupt setzte, macht ihn in unseren Augen zum Usurpator. Dies ist sein historischer Irrtum und seine tragische Schuld: daß er den traditionellen Reichsanspruch der Deutschen auf das französische Volk übertragen wollte, glaubend, er könne auf der allzu schmalen Basis dieser Nation mit Waffengewalt eine Herrschaft aufrichten, die sich weder geschichtlich noch geographisch noch kulturell begründen läßt.

Er fühlte sich selbst als Nachfolger Karls des Großen, aber in Wahrheit wollte er eher das alte römische Imperium fortsetzen. Daß er kein Hehl aus seinem Streben gemacht hat, beweist sein stolzes Wort: „Ich habe die Weltherrschaft gewollt, und wer würde sie nicht an meiner Stelle gewollt haben⁸⁶?“

⁸⁶ „Wenn ich nahe daran war, diese Universalmonarchie zu schaffen, so war es ohne Berechnung geschehen und kam daher, daß man mich Schritt für Schritt dahin geführt hatte. Die letzten Anstrengungen

Aber er wollte in einem Zeitalter, in dem sich das Erwachen des deutschen Volkes vorbereitete, ein übervolkliches Reich aufbauen. Er wollte ein Paneuropa unter Führung Frankreichs, wobei er — wenigstens in den späteren Jahren seiner Herrschaft — unter Frankreich die Dynastie Bonaparte verstand.

Trotz seiner Verheiratung mit einer Kaisertochter erkannten die erlauchten Fürstengeschlechter Europas den „Emporkömmling“ niemals ganz als ihresgleichen an, weil sie ihm nicht verziehen, daß er sich allein unter Berufung auf sein Genie eine Gleichstellung mit ihrem Gottesgnadentum angemacht hatte. Aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, sich auf weite Sicht und endgültig mit den deutschen Fürsten zu verständigen — an dem Freiheitswillen des deutschen Volkes, das bereit war, über seine Souveräne hinwegzugehen, wäre er früher oder später zerbrochen. Denn ebenso wie in den ersten Koalitionskriegen der Kampf der Könige gegen die Ideenwelt der Französischen Revolution zum Ausdruck kam, rang in den letzten Feldzügen gegen Napoleon dieses erwachende deutsche Volk, die kommende Einheit erträumend, um seine Selbständigkeit und um sein Dasein.

um dahin zu gelangen, wären nicht der Rede wert gewesen, war es denn so unvernünftig, sie zu versuchen?“ (Napoleon nach dem Mémorial von Las Cases.)

Gourgaud: „Welches war eigentlich der wirkliche Beweggrund zum russischen Feldzug? Ich weiß nichts davon, und vielleicht wußte es der Kaiser ebensowenig. Wollte er nach Indien gehen, sobald er die moskowitzische Dynastie entthront hätte? Die Vorbereitungen, die mitgenommenen Zelte schienen darauf hinzudeuten.“ — Montholon: „Nach den Instruktionen, die ich als Botschafter empfang, glaube ich, daß S. M. ebenfalls Kaiser von Deutschland werden wollte und sich zum Kaiser des Westens hätte krönen lassen. Man bearbeitete den Rheinbund in diesem Sinne. In Erfurt war es bereits eine abgemachte Sache, aber Alexander verlangte Konstantinopel, das Napoleon nicht fahren lassen wollte.“ (Nach dem Tagebuch des Generals Gourgaud.)

Es ist eine feststehende Tatsache, daß die Tiroler Bauern entgegen dem Willen des Wiener Hofes den zweiten Aufstand des Jahres 1809 entfacht haben. Aber auch nicht die süddeutschen Fürsten und nicht der König von Sachsen fanden 1813 den Weg in die Einheitsfront aller Deutschen, sondern ihre Völker zwangen sie, den Bündnisvertrag mit Napoleon zu brechen. Und schließlich und endlich war der Sturm, der im Norden Deutschlands losbrach, alles andere als das Ergebnis eines heroischen Entschlusses des schwächlichen Preußenkönigs.

Dabei verfügte Napoleon nicht einmal über das französische Volk in seiner Gesamtheit. Die Armee trug ihn auf Händen. Seine Soldaten gingen in des Wortes wahrstem Sinne für ihn durchs Feuer. Aber das, was den autoritären Regimen unserer Zeit, was dem Nationalsozialismus und dem Faschismus die eherne Grundlage abgibt und den Garanten darstellt für die bedingungslose Durchführung der Befehle eines Führers, für das Durchdringen seines Willens bis in die letzte Zelle — eine Organisation des Volkes besaß er nicht.

Wenn wir den Untergang des Empire von dieser Warte aus betrachten, erscheinen die schon genannten äußeren Umstände, die zum Sturze des Kaisers beitrugen, von untergeordneter Bedeutung. Trotzdem sind sie alle Komponenten in diesem Parallelogramm der Kräfte und müssen bei der Gesamtbetrachtung berücksichtigt werden.

Die Stärke des napoleonischen Reiches beruhte auf dem Genie des Kaisers und auf der Tüchtigkeit und Treue seiner Soldaten. Wohl hat Napoleon die Verdienste seiner Generale reich belohnt, er hat sie zu Marschällen, zu Fürsten und Herzögen erhoben, aber die eigentlichen Machtpositionen seines gekünstelten Staatssystems sollten den Mitgliedern seiner Familie vorbehalten bleiben.

Als Napoleon den unseligen Schritt vom Ersten Konsul auf Lebenszeit zum Kaiser der Franzosen tat, da hatte er

sich auf die schiefe Ebene einer dynastischen Problematik begeben, und von jetzt an war für ihn die Frage der Erhaltung und der Festigung seiner Herrschaft gleichbedeutend mit der Frage, in welchem Maße es ihm gelingen könnte, seiner Dynastie die Anerkennung durch die alteingesessenen Monarchen zu sichern. Wenn irgendwo, dann war dieser souveräne Geist unfrei in der Überschätzung der dynastischen Ebenbürtigkeit. Daß die Fürsten seine Ebenbürtigkeit, auf die sein Genie tausendmal mehr Anspruch hatte als ihre Geburt, nur unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse anerkannten, daß sie sich nur mit innerem Widerstreben dazu verstehen konnten, in ihm einen gleichgestellten und gleichberechtigten Monarchen zu sehen, das mußte nicht nur den Stolz des herrischen Mannes verletzen. Es mußte vor allem die Wachsamkeit des um sein Werk Besorgten auf den Plan rufen. Diese quälende Überlegung sprengte seine sonst glückliche, aber durch ihre Kinderlosigkeit unzulängliche Ehe mit Josephine und führte die Verbindung mit Marie-Louise herbei, die sein Verhältnis zu Rußland endgültig zerstörte und ihn trotzdem nicht vor der Vergeltung Österreichs zu schützen vermochte. Die zärtliche, inbrünstige Liebe, die er zu seinem legitimen Sohn empfand, galt in erster Linie dem König von Rom, dem Thronfolger, von dem er hoffte, er würde dereinst sein politisches Erbe antreten.

Indem er die Kronen der unterworfenen Länder an seine Verwandten verteilte, glaubte er am besten dem Ziele zu dienen, um das alle seine Gedanken und Wünsche kreisten: der Stärkung der Dynastie Bonaparte als Mittel zum Zwecke der Erhaltung des Kaiserreiches. Denn daß er sich dabei auch einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung dieser Länder sichern wollte, ist nicht allein das Entscheidende. Hiezu hätte es genügt, fähige, ihm bis zum letzten ergebene Männer auf die Königsthronen zu erheben. Es ist aber Tat-

sache, daß den Männern seiner Wahl meist nicht nur jede außerordentliche Fähigkeit eines Regenten fehlte, sondern daß oft genug auch ihre Ergebenheit und Treue dem Kaiser gegenüber und die Einsicht in die Überlegenheit seiner Führung hinter ihrem persönlichen Ehrgeiz zurücktraten.

Es ist erstaunlich, wie sehr Napoleon, der sonst nur zu herrschen gewohnt war, sich den Wünschen und Interessen seiner Familie unterordnete. Fast keiner seiner Verwandten hat ihm seine Großzügigkeit und Rücksichtnahme gedankt, die meisten waren nur bestrebt, seine Großmut weidlich auszunützen, wobei man ihnen vielleicht zugute halten kann, daß sie teilweise nur durch Bitten und Überredungskünste des Kaisers zu bestimmen waren, die ihnen angebotenen Kronen anzunehmen.

Der fähigste von den Brüdern Napoleons war zweifellos Lucien. Am 18. Brumaire hatte er entscheidenden Anteil am Gelingen des Staatsstreiches gehabt. Da er sich später weigerte, sich von seiner Frau zu trennen, die der Kaiser nicht als Familienmitglied anerkennen wollte, blieb er der einzige ungekrönte Bruder Napoleons. Er soll daher in diesem Zusammenhang nur erwähnt werden, weil auch er sich, von seinem Ehrgeiz hingerissen, wiederholt als seltsamer Freund seines Bruders gezeigt hat. Denn auch am 18. Brumaire war seine Rolle zum mindesten unklar, und das Ergebnis des Staatsstreiches ändert nichts an der Tatsache, daß Lucien damals mehr auf eigene als auf Rechnung Napoleons gearbeitet hat. In späterer Zeit gefiel er sich in der Rolle des Republikaners, der die Freiheiten der Revolution gegen die Herrschaftsgelüste seines Bruders zu verteidigen vorgab. Und als Napoleon nach Belle-Alliance und nach seiner Abdankung zugunsten seines Sohnes unter dem Eindruck der Volksstimmung und bei der eigenartigen Haltung der provisorischen Regierung in einer geheimen Beratung die

Frage aufwarf, ob er nicht an der Spitze der Truppen dem gegenrevolutionären Klüngel entgegentreten solle, da war es Lucien, der erklärte, nur er selbst könne an der Spitze der Republik die Revolution retten, er wolle aber Napoleon den Oberbefehl über die Armee übertragen. Damals würdigte Carnot „den wahren Wert dieses seltsamen Vorschlages“, indem er, zum Kaiser gewandt, ausrief: „Niemand als ich hat ein größeres Recht, sich das Organ der wahren Republikaner zu nennen; ich habe es bewiesen und ich erkläre, daß nicht einer unter ihnen die Diktatur Ihres Genies mit der des Präsidenten des Rates der Fünfhundert vertauschen möchte!“

Napoleons ältester Bruder Joseph wurde bekanntlich zunächst zum König von Neapel gemacht, bis er 1808 als König von Spanien in Madrid einzog. Von Natur aus gutmütig, aber schwach, war er keinesfalls geschaffen, an der Spitze eines kaum unterworfenen, überall in Gärung befindlichen Landes zu stehen. Die Beurteilung, die er durch Napoleon auf St. Helena erfährt und die uns Gourgaud in seinen Denkwürdigkeiten überliefert, läßt denn auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Für Spanien wäre ein ganz anderer Regent nötig gewesen als mein Bruder Joseph. Blake sagte, man brauchte dort einen Mann, der noch dreimal so fest wäre wie ich“, äußerte der Kaiser einmal, und ein andermal sagte er: „Joseph ist kein Soldat und hat keinen Mut; er würde wohl im Feuer bleiben, aber sich dabei den Leib halten, solche Angst hat er . . . Ich habe sehr unrecht getan, ihn zum König zu machen, besonders in Spanien, wo ein fester und soldatischer Herrscher vonnöten war; aber in Madrid dachte er nur an die Weiber. Er hat Geist, aber er hält sich für einen Militär und hat dabei keine Ahnung von der Kriegskunst. Er hat mir viel geschadet und wird mir auch ferner noch schaden.“ Ge-

legentlich verglich er ihn mit Ludwig XVI., der auch Geist, aber keine Tatkraft besessen habe. Als sich einst Joseph bei ihm über die Einmischung des Generals Belliard beklagt und der Kaiser mit diesem darüber gesprochen hatte, hatte Belliard geantwortet: „Allerdings, Sire, ich kommandierte. Alle Tage mußte ich Befehle geben, Maßregeln ergreifen, und König Joseph dachte nur alle Monate einmal daran.“ Dabei war er eitel und rechthaberisch und weit entfernt, den wohlmeinenden Ratschlägen Napoleons Gehör zu schenken, die er stets als eine unwillkommene Einmischung in seine ureigensten Angelegenheiten betrachtete.

Ähnlich liegen die Dinge bei Louis, Napoleons jüngerem Bruder, der von 1805 bis 1810 die Krone Hollands trug. Er war zwar ein tapferer Offizier, aber unleidlich infolge seiner Kränklichkeit und außerstande, auf die Ideen des Kaisers einzugehen. Seine wenig glückliche Ehe mit Hortense Beauharnais, der Stieftochter Napoleons, die er schlecht behandelte, trug auch nicht dazu bei, das an sich schlechte Einvernehmen mit seinem Bruder zu verbessern. Nach Las Cases ließ sich Napoleon auf St. Helena folgendermaßen über ihn aus: „Louis hat Geist und ist kein Bösewicht, mit diesen Eigenschaften aber kann jemand große Torheiten begehen und großes Unheil anstiften. Louis hat einen natürlichen Hang für das Verquere, Bizarre, der noch besonders genährt worden ist durch die Lektüre der Schriften Rousseaus. Louis war viel daran gelegen, für einen gefühlvollen, wohlwollenden Menschen zu gelten, dabei war er doch zu hochfliegenden Anschauungen unfähig, nur Naheliegendes fand Beachtung. Louis war ein sehr mittelmaßiger König. Sowie er seinen Fuß auf holländischen Grund und Boden gesetzt hatte, wollte er weiter nichts mehr sein als ein guter Holländer; und so schloß er sich der englischen Partei an, begünstigte den Schmuggel und trat

überhaupt in Beziehung zu unseren Feinden. Ich mußte ihn von vornherein überwachen lassen, ja ihm drohend begegnen; er versteckte infolgedessen seinen Mangel an Charakter hinter einem maßlosen Eigensinn; er hielt verdrießliche Auftritte für ruhmreich, ließ den Thron im Stich, deklamierte gegen mich, gegen meinen unersättlichen Ehrgeiz, meine unerträgliche Tyrannei und was dergleichen Dinge mehr sind. Was blieb mir zu tun übrig? Sollte ich Holland unseren Feinden zur Verfügung stellen? Sollte ich einen neuen König ernennen? Durfte ich von einem zweiten mehr erwarten als von dem ersten? Alle, die ich auf Throne setzte, machten es ja ungefähr ebenso. So schritt ich zur Einverleibung Hollands — daraus aber erwuchs mir ein großer Nachteil; ich hatte ganz Europa gegen mich, und darin liegt zum Teil die Ursache meiner Unglücksfälle.“

Diese Auslassungen legen schonungslos die schwache Stelle im Herrschaftssystem Napoleons bloß. Sie offenbarten aber ebenso die tiefe Tragik, welcher der Kaiser in den politischen Beziehungen zu seinen Brüdern unterworfen war. Die Betrachtungen aber, die er an diese Beurteilung seines Bruders Louis anknüpft, sind deshalb bemerkenswert, weil sie nicht nur des Kaisers Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner Brüder aufzeigen, sondern gleichzeitig auch den Versuch einer Rechtfertigung seiner Handlungsweise darstellen. „Es ist leider wahr“, fügte der Kaiser nachdenklich hinzu, „daß ich von den Gliedern meiner Familie nur wenig unterstützt wurde, ja, daß sie mir und dem, was ich wollte, großen Schaden zugefügt haben. Oft hat man die Stärke meines Charakters gerühmt, doch den Meinigen gegenüber war ich stets ein Weichling und Schwächling. Sie wußten wohl, daß, wenn der erste Sturm vorüber war, ihre Beharrlichkeit und zähe Standhaftigkeit mich überwinden mußten; sie haben schließlich aus mir, der ich des Haders müde war,

gemacht, was sie wollten. Nach dieser Richtung hin bin ich mir schwerer Fehler bewußt; hätten sie mir treu zur Seite gestanden, wir hätten vor uns her alles niedergeworfen, wir hätten die Oberfläche der Welt verändert, ein neues Staatensystem in Europa eingeführt; man hätte uns gepriesen und gesegnet! Mir ist es nicht so ergangen wie Dschingis-Khan mit seinen vier Söhnen, die sich gegenseitig überboten, dem Vater treu zu dienen. Ich, sobald ich einen König ernannt hatte, fand in demselben sogleich einen Herrscher ‚von Gottes Gnaden‘ — er war für mich kein Unterfeldherr mehr, auf den ich zählen konnte, er war ein Feind mehr, mit dem ich mich abzugeben hatte. Diese von mir geschaffenen Könige waren nicht bemüht, mich zu unterstützen, sie trachteten vielmehr dahin, sich unabhängig zu machen. Sie hatten durch die Bank die Manie, angeboten und mir vorgezogen zu werden. Ich genierte sie, ich erschien ihnen gefährlich. Arme, verblendete Menschen! Als ich unterlag, konnten sie sich überzeugen, daß sie nicht einmal die Ehre genossen, vom Feinde ihre Beseitigung gefordert oder erwähnt zu sehen . . . Keiner von ihnen — darüber möge man außer Sorge sein — wäre imstande, irgendeine politische Bewegung hervorzurufen . . . Sie haben sich alle unter meinem Schutz den Freuden ihres Königtums hingegeben: ich allein hatte die Last . . .

Man wird mich vielleicht fragen, weshalb ich mich darauf versteift hätte, Königreiche zu schaffen. Die Sitten, die Lage Europas forderten es so. Jede neue Annexion an Frankreich hätte Europa in Bestürzung versetzt. Lautes Wehgeschrei hätte sich erhoben, der Friede wäre in eine immer weitere Ferne gerückt.

Aber, so wird man ausrufen, welche Eitelkeit, jedes Glied der Familie auf einen Thron zu setzen! Warum hat man nicht lieber einfache, aber geeignete Privatpersonen heran-

gezogen? Darauf muß ich erwidern, daß es sich um erbliche Throne und nicht um einfache Präfekturen handelte. Fähigkeiten usw. sind heutzutage etwas so Häufiges, daß man sich wohl hüten sollte, die Gedanken an einen Wettbewerb wachzurufen. Bei der allgemeinen Aufregung der Geister, bei unsern heutigen Sitten mußte man vor allem an ein Fortbestehen, an eine erbliche Zentralisation denken — was wären andernfalls für Verwicklungen, für Kämpfe entstanden! Ich fühlte meine Isolierung. Welche natürlichere Stütze gab es für mich als meine Angehörigen? Hätte ich bei Fremden Besseres suchen dürfen?“

Daß aber Napoleon diese Schwierigkeiten mit seinen Brüdern nicht etwa erst aus der Bitterkeit der Verbannung heraus konstruiert hat, dafür mag als eines von vielen Beispielen das Schreiben dienen, das er am 4. April 1807 von Finckenstein aus an den König von Holland richtete und das in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. „Wenn Sie so fortfahren“, heißt es darin, „werden Sie mich in Holland lächerlich machen. Sie regieren diese Nation zu kapuzinermäßig. Die Güte eines Königs muß immer majestätisch, darf nie die eines Mönchs sein . . . Es kommen mir Berichte über die Wiederherstellung des Adels zu, worüber ich bald Aufklärung erhalten möchte. Hätten Sie den Kopf so ganz verloren und sollten Sie so weit vergessen, was Sie mir verdanken? Sie sprechen in Ihren Briefen immer von Achtung und Gehorsam; aber ich will nicht Phrasen, ich will Tatsachen haben. Die Achtung und der Gehorsam bestehen darin, daß Sie in so wichtigen Dingen nicht ohne meinen Rat so schnell vorwärts gehen; denn Europa kann nicht glauben, daß Sie die Rücksichten so sehr vergessen hätten, gewisse Dinge ohne meinen Rat zu tun. Ich werde mich gezwungen sehen, meine Mißbilligung zu erklären. Ich habe das die Wiederherstellung des Adels betreffende Aktenstück

verlangt. Machen Sie sich auf ein öffentliches Zeichen meiner äußersten Unzufriedenheit gefaßt.

Unternehmen Sie nichts zur See; die Jahreszeit dafür ist vorbei. Errichten Sie Nationalgarden, Ihr Land zu verteidigen. Bezahlen Sie meine Truppen. Heben Sie viele einheimische Rekruten aus. Ein Fürst, der im ersten Jahre seiner Regierung für so gut gilt, ist ein Fürst, über den man sich im zweiten lustig macht. Die Liebe, welche die Könige einflößen, muß eine männliche Liebe sein, die mit ehrerbietiger Furcht und einer hohen Meinung verbunden ist. Wenn man von einem König sagt, daß er ein gutmütiger Mensch sei, so ist seine Regierung verfehlt. Wie kann ein gutmütiger Mensch oder ein guter Vater, wenn Sie wollen, die Lasten des Thrones tragen, die Böswilligen im Zaum halten und es dahin bringen, daß die Leidenschaften schweigen oder seiner Leitung folgen? Das erste, was Sie hätten tun sollen und was ich Ihnen angeraten hatte, war die Einführung der Konskription. Was kann man ohne eine Armee? Denn kann man einen Troß Deserteure eine Armee nennen? Wie war es möglich, nicht zu fühlen, daß in der Lage, in welcher sich Ihre Armee befindet, die Ernennung von Marschällen unpassend und lächerlich ist? Der König von Neapel hat keine. Ich habe in meinem Königreich Italien keine ernannt. Glauben Sie, daß, wenn sich vierzig französische Schiffe mit fünf oder sechs holländischen Kähnen vereinigt haben, der Admiral Verhuel z. B. sie in seiner Eigenschaft als Marschall kommandieren könnte? Die kleinen Mächte haben keine Marschälle, es gibt keine in Bayern, keine in Schweden. Sie überhäufen Menschen mit Gunstbezeugungen, die sie nicht verdient haben. Sie gehen zu schnell und ohne sich raten zu lassen; ich habe Ihnen meinen Rat angeboten, Sie antworten mir mit schönen Komplimenten und begehen immer neue Dummheiten . . .

Mißtrauen Sie den Personen, die Sie umgeben; Sie sind nur mit Adeligen umgeben. Die Ansichten dieser Leute stehen immer im Gegensatz zu denen des Publikums. Nehmen Sie sich in acht! Sie sind schon in Rotterdam und in Amsterdam bei dem Volke nicht mehr beliebt. Die Katholiken fangen an, Sie zu fürchten. Wie kommt es, daß Sie keinen anstellen? Müssen Sie nicht ihre Religion beschützen? Dies alles zeugt von wenig Kraft und Charakter. Sie schmeicheln einem Teil des Volkes zu sehr; Sie erwecken Mißtrauen bei den andern. Was haben die Ritter getan, denen Sie Orden gegeben haben? Wo sind die Wunden, die sie für das Vaterland erhalten haben, wo die ausgezeichneten Talente, die ihnen zur Empfehlung dienen? . . .

Übrigens können Sie in Ihrem Königreich Dummheiten begehen, ich habe nichts dagegen; aber ich will nicht, daß Sie auch bei mir solche begehen. Sie bieten Ihre Orden aller Welt an; viele Leute haben mir darüber geschrieben, die keinen Anspruch auf solche Auszeichnung machen können. Es tut mir leid, daß Sie nicht begreifen, daß Sie die mir schuldige Achtung vergessen. Ich will nicht, daß irgend jemand in Frankreich diese Orden trage, da ich selbst entschlossen bin, sie nicht zu tragen. Wenn Sie mich um den Grund fragen, so antworte ich Ihnen, daß Sie noch nichts getan haben, um zu verdienen, daß man Ihr Bildnis trage.“

Wenn Joseph und Louis, obwohl sie ihrer Stellung nicht gewachsen waren, sich wenigstens redlich bemühten, den Interessen der ihnen anvertrauten Länder zu dienen, so sah Jérôme in seinem westfälischen Königreich nur die Melkkuh zur Befriedigung seiner maßlosen Verschwendungssucht. Dieser jüngste Bruder Napoleons, dem der Kaiser eine besondere Zuneigung entgegenbrachte, machte kein Hehl daraus, daß ihm das Schicksal seines Landes und seiner Untertanen völlig gleichgültig war. „König Lustig“,

wie der haltlose und ausschweifende Mann allgemein genannt wurde, fand sich bei seinem Mangel an sittlichem Ernst und seiner vollkommenen Unfähigkeit willig in die ihm zugedachte Rolle eines Scheinkönigs und hielt sich durch eine prunkvolle und kostspielige Hofhaltung schadlos. Von Bayonne aus schrieb ihm Napoleon im Juli 1808: „Sie schulden der Schuldentilgungskasse zwei Millionen. Sie haben Ihre Wechsel protestieren lassen, was kein Ehrenmann tut. Ich leide nicht, daß man mir sein Wort bricht. Verkaufen Sie Ihre Diamanten, Ihr Tafelgeschirr! Geben Sie sich nicht einer so unsinnigen Verschwendungssucht hin, die Sie zum Gespött Europas macht und schließlich die Entrüstung Ihres Volkes hervorrufen wird. Verkaufen Sie Ihre Möbel, Ihre Pferde, Ihre Schmucksachen und bezahlen Sie Ihre Schulden! Die Ehre über alles! Es steht Ihnen schlecht an, Ihre Schulden nicht zu bezahlen, wenn man die Geschenke sieht, die Sie machen, und diesen in Ihrem Lande ungewöhnlichen Luxus, der Ihr Volk aufreizt. Sie sind jung, leichtsinnig und legen keinerlei Wert aufs Geld, noch dazu in einer Zeit, wo Ihre Untertanen unter den Folgen des Krieges zu leiden haben.“ Es erübrigt sich zu sagen, daß dieser wie alle anderen Versuche Napoleons, der Verschwendung seines Bruders Einhalt zu gebieten, ergebnislos blieb. Da Jérôme auch im Kriege den gewohnten Luxus nicht entbehren zu können glaubte und einen sagenhaften Troß mit sich herumschleppte, erfuhr er während des Jahres 1809, als er zur Unterstützung des Königs von Sachsen in dessen Land eingerückt war, eine Kritik durch seinen kaiserlichen Bruder, die an Deutlichkeit nicht zu überbieten ist. „Ich habe einen Tagesbefehl von Ihnen gelesen“, schrieb ihm Napoleon, „der Sie zum Gespött von ganz Deutschland, Österreich und Frankreich macht! Haben Sie denn gar keinen Freund in Ihrer Umgebung, der Ihnen

einmal die Wahrheit sagt? Sie sind König und Bruder des Kaisers: lächerliche Eigenschaften im Kriege! Man muß vor allem Soldat und wieder Soldat und noch einmal Soldat sein! Sie brauchen im Lager weder Minister, noch ein diplomatisches Korps, noch Luxus. Sie müssen bei ihrer Vorhut biwakieren, Tag und Nacht auf dem Pferde sitzen und mit der Vorhut marschieren, um sofort alle Nachrichten zu erfahren, oder lieber in Ihrem Palaste bleiben! Sie führen Krieg wie ein Satrap. Mein Gott, haben Sie denn das von mir gelernt? ... Sie stellen große Ansprüche, haben ein wenig Geist und einige gute Eigenschaften, die jedoch durch Ihre Geckenhaftigkeit völlig in den Schatten gestellt werden. Außerdem besitzen Sie einen ungewöhnlichen Dünkel und nicht die geringste Kenntnis der Dinge ... Lassen Sie diese Albernheiten! Schicken Sie das diplomatische Korps nach Kassel zurück, führen Sie Krieg ohne Gefolge noch Gepäck und halten Sie keine andere Tafel als die Ihre! Führen Sie Krieg wie ein junger Soldat, der Ruhm und guten Ruf nötig hat! Suchen Sie der hohen Stellung, zu der Sie gelangt sind, der Achtung Frankreichs und Europas, die ihre Blicke auf Sie richten, würdig zu sein, und, bei Gott, haben Sie wenigstens soviel Geist, daß Sie sich in Ihren Schriften und Reden angemessen ausdrücken.“

Am wenigsten von allen seinen Verwandten hat den Kaiser sein Stiefsohn Eugen Beauharnais enttäuscht, den er 1805 adoptierte und zum Vizekönig von Italien ernannte. Aber auch er, zwar ein tüchtiger Offizier, war nur ein mittelmäßiger Herrscher, und Napoleon hatte wiederholt Ursache, sich über seine Querköpfigkeit zu beklagen. Das Verhalten seines Schwagers Murat aber hat dem Kaiser schwersten Schaden zugefügt. Murat war ein verwegener Reiteroffizier, der mehr als einmal durch kühnen persönlichen Einsatz das Schicksal eines Tages mit entschieden hat. Am 13. Vendé-

miaire bemächtigte er sich durch einen Handstreich des Geschützparkes von Les Sablons in dem Augenblick, als die Aufständischen ihn an sich reißen wollten. Eine Zeitlang tat er Dienst als Adjutant Napoleons, später befehligte er die Reiterei. Er zeichnete sich vor allem in Italien und Ägypten, später bei Marengo und Austerlitz aus. Nach des Kaisers Urteil war er „wie Ney unvergleichlich auf einem Schlachtfelde; aber sonst hat er nur Dummheiten gemacht“. Seine Mission in Spanien erfüllte er schlecht. Während er nach der spanischen Königskrone strebte, besorgte er mehr seine eigenen Geschäfte, als daß er die Belange des Kaisers vertreten hätte. Als er aber nach der Niederlage von Leipzig Napoleon in der Hoffnung verließ, die eigene Krone retten zu können, und am 11. Januar 1814 ein Bündnis mit Österreich abschloß, beging er nackten Verrat an seinem Wohltäter. Daß er, als er sich trotzdem in seiner Unabhängigkeit bedroht sah, kurz nach Napoleons Rückkehr von Elba die Österreicher auf eigene Faust angriff und von ihnen geschlagen wurde, kann seine Schuld dem Kaiser gegenüber nicht auslöschen, um so weniger, als er ihm mit diesem übereilten Vorgehen einen schlechten Dienst erwies. „Ich kann mit Fug behaupten“, sagte Napoleon nach dem Tagebuch des Generals Gourgaud, „daß er schuld daran ist, wenn wir heute hier auf St. Helena sitzen! Anstatt ruhig zu bleiben, wie ich ihn hatte bitten lassen, griff er die Österreicher gerade in dem Augenblicke an, wo Kaiser Franz schwankte, ob er sich zu meinen Gunsten erklären wollte. Da war alles unheilbar verdorben, man sagte sofort: ‚Napoleon wird wieder sein altes System anfangen und alles an alles setzen.‘ Ich konnte erklären, soviel ich wollte, daß Murat gegen meine Wünsche angreife — man glaubte, es wäre alles zwischen mir und ihm abgemacht worden; damit war jede Möglichkeit abgeschnitten, zu einer Verständigung zu gelangen.“

Die Rücksicht Napoleons gegen seine Verwandten ging späterhin so weit, daß er sogar bei der Vergebung militärischer Führerstellen die wichtigsten Erfordernisse zurücktreten ließ. Daß er Eugen mit schwierigen Kommandos betraute, wird ihm niemand verargen. Denn der Vizekönig von Italien war ein tatkräftiger, begabter Offizier und überdies in militärischen Dingen ein gelehriger Schüler des Kaisers, der eifrig auf dessen Anregungen und Ratschläge einging. Daß er nach seiner Abreise aus Rußland den Oberbefehl über die Rückzugsarmee trotz Caulaincourts Rat nicht Eugen oder einem seiner Marschälle, sondern Murat anvertraute, ist schon bedenklicher⁸⁷. Denn der König von Neapel besaß weder die kühle Überlegung noch die Charakterfestigkeit, welche notwendig gewesen wären, um die Trümmer der Armee zu sammeln und schlecht und recht zurückzubringen. In der Verbannung sah der Kaiser seinen Irrtum ein: „Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich den Oberbefehl Murat übertrug, der gerade der Allerunfähigste war, um unter solchen Umständen mit Erfolg zu handeln . . . Ich hätte die Armee dem Vizekönig Eugen überlassen sollen, der zwar eigensinnig ist, aber wenigstens meine Befehle ausgeführt haben würde. Ich hatte anempfohlen, nur in kleinen Tagemärschen zu marschieren, und man hatte welche von zehn Lieues gemacht! Wenn Murat nach der Ankunft bei Wilna ein Biwak vor der Stadt aufgeschlagen, allen Korpskommandanten das gleiche befohlen und etwa dreißig gute Offiziere auf die Verteidigungslinie verteilt hätte, so würde man 100 000 Mann gesammelt haben. Man hätte sich den ganzen

⁸⁷ Caulaincourt berichtet darüber: „Der Kaiser schien meine Ausführungen für richtig zu halten; er stimmte sogar der Meinung zu, die man über den König äußerte. Aber er bemerkte, sein Rang mache es ihm unmöglich, ihn unter den Befehl des Vizekönigs zu stellen. Er sei also gezwungen, dem König den Vorrang zu geben; dieser würde die Armee verlassen, wenn man Eugen das Kommando gäbe.“



Jean Paul Laurens: Nach der Schlacht von Belle-Alliance

Winter in Wilna behaupten können. Sie waren da, Gourgaud, nicht wahr? Murat war der feigste Mensch, sowie er geschlagen war; er war nur im Feuer gut. Er hat sich nach Wilna hineingeworfen, und alles ist drunter und drüber gegangen!“

Daß Napoleon im russischen Feldzug den Oberbefehl über eine Armeeabteilung in die Hände des liederlichen Jérôme legte, war ein Fehler, dem der Verlust dieses Krieges und damit die Katastrophe des Kaisers mit zuzuschreiben sind. Denn der ganze Kriegsplan des Kaisers war aufgebaut auf einer Trennung der beiden russischen Armeen unter Barclay und Bagration. Jérôme aber, welcher den dringlichsten Auftrag hatte, schleunigst vorzustoßen, um die Umzingelung Bagrations zu vollenden, hatte sich ohne ersichtlichen Grund zwei bis drei Tage in Grodno aufgehalten. So sah sich Napoleon, freilich zu spät, am 6. Juli veranlaßt, den König von Westfalen mit seiner Armee dem Marschall Davout zu unterstellen, nachdem er tags zuvor empört an Berthier geschrieben hatte: „Die ganze Frucht meiner Manöver und die schönste Gelegenheit, die sich mir im Kriege geboten hat, sind durch diese sonderbare Nichtachtung der ersten Begriffe des Krieges entschlüpft.“ Weit entfernt seinen Fehler einzusehen, gab Jérôme tief verletzt den Oberbefehl an Poniatowski ab. Napoleon aber kann sich über die militärischen Qualitäten seines Bruders nicht im unklaren gewesen sein. „Muß er nicht“, schreibt Yorck von Wartenburg, „eine sehr geringe Meinung von der Führerbegabung dessen besessen haben, dem er schreiben ließ: ‚S. Majestät ist nicht erstaunt, daß Sie nicht begreifen, daß Anweisungen, die auf hundert Wegstunden Entfernung gegeben werden, entgegengesetzte Zwecke haben, welche die Ereignisse aufhellen müssen.‘ Früher hatte er solche Rücksichten fürstlicher Verwandtschaft bei Besetzung der Führerstellen nicht walten

lassen: „Mein Gefühl ist, daß es bei der Armee keine Fürsten gibt. Es gibt Soldaten, Offiziere, Obersten, Generale und den kommandierenden General, welcher alles überragen und über allem stehen muß.“ (An Soult, Mailand, 8. Juni 1805.) Jetzt war er auch darin anders geworden.“

Daß Talleyrand und Fouché ihn einst verraten würden, wußte Napoleon seit langem. Sie hatten schon ihre Intrigen gesponnen, als er noch im Zenith seiner Macht stand; aber er glaubte Talleyrand nicht entbehren zu können, während er offenbar Fouché nicht ernst genug nahm. „Talleyrand war stets zum Verrat geneigt“, sagte der Kaiser auf St. Helena, „er war stets der Mitschuldige des Glückes. Er war in Wien mit ausgedehnten Vollmachten für Friedensunterhandlungen, er prostituierte meine Politik! Vielleicht trägt er gar die Schuld an meinem Exil! Er hatte viel Talent und verstand es, dasselbe zur Geltung zu bringen. Seine Umsicht, seine Voraussicht waren groß, er verkehrte mit Freunden, als könnten sie auch seine Feinde sein, mit Feinden, als könnten sie wohl Freunde werden. Bei meiner Scheidung von Josephine stand er plötzlich der Kaiserin zur Seite, den Krieg mit Spanien hatte er eifrig betrieben, in der Öffentlichkeit zeigte er sich als ein Gegner desselben⁸⁸.“ Fouché nannte er den „Talleyrand der Klubs“, Talleyrand den „Fouché der Salons“. Er bedauerte es tief, daß er Fouché, für den „die Intrige etwas so Notwendiges war wie die tägliche Nahrung“, nach seiner Rückkehr von Belle-Alliance nach Paris als das Haupt der Partei des Verrats nicht sofort hatte hinrichten lassen.

⁸⁸ Talleyrand verstand meisterhaft die Kunst, sich zu beherrschen und seine Gedanken zu verbergen, so daß Lannes von ihm sagen konnte wenn man mit ihm spreche, und er bekäme hinterrücks einen Fußtritt vor seinen Gesäßteil, man in seinen Gesichtszügen nicht das Geringste davon merken würde. Napoleon nennt ihn nach Gourgaud einmal die „verkörperte Unmoral“ und sagt, „er habe niemals jemanden gekannt, der im tiefsten Grunde seines Herzens verworfener gewesen wäre“.

Napoleon war ein zu guter Menschenkenner, als daß er nicht die persönlichen Schwächen seiner Unterführer erkannt hätte, und so gab er sich auch über die Treue manches seiner Generale keinen zu großen Illusionen hin. Caulaincourt, der den Kaiser auf der denkwürdigen Schlittenfahrt von Smorgon nach Dresden begleitet hat, berichtet von einem Gespräch über „verschiedene hervorragende Männer in hohen Ämtern“, in dessen Verlauf Napoleon bemerkte: „Ich würde mich ihnen nicht anvertrauen; sie wären fähig, mich an demselben Tage zu verraten, wo ihr Interesse gegen mich spräche, obwohl ich doch ihr Wohltäter war. Die Heiligkeit des Eides, die Treue in ihren Ämtern, in ihrem Dienst, jenes Ehrgefühl, das einem verbietet, den zu verraten, dem man dient, das alles bedeutet für diese Männer nichts; denn diese Hingabe und Treue sind Gefühle, die in der Wesensanlage solcher Naturen fehlen. Selbst das Vaterland ist für sie nur ein inhaltloses Wort, wenn sein Interesse nicht mit dem ihrigen übereinstimmt. Der geringste Ärger, den gewisse Leute empfinden — etwa wenn man einem Spitzbuben, für den sie sich verwendet haben, weil er ihr Verwandter ist, ein Amt verweigert —, empört sie, und manche sind sofort bereit, aufsässig zu werden, wenn ich sie am Stehlen und Plündern hindere.“ Caulaincourt setzt hinzu, der Kaiser habe in diesem Zusammenhange so bekannte Namen angeführt, daß er es nicht wage, sie zu nennen, weil er den Glanz einiger Namen, die der Geschichte angehören, nicht verdunkeln wolle. „Und trotzdem“, habe der Kaiser hinzugefügt, „sind diese Männer Helden!“ In seinem Diktat über Waterloo sagt Napoleon, daß auch damals noch der Mut, der gute Wille und das Vertrauen in den Kaiser bei dem einfachen Soldaten unbegrenzt gewesen seien, doch habe er den Heerführern argwöhnisch gegenübergestanden. Dieses Mißtrauen war nur zu berechtigt. „Der Charakter von mehreren Generalen hatte durch die

Ereignisse von 1814 gelitten; sie hatten an Kühnheit, an Tatkraft, an Vertrauen, Eigenschaften, durch die sie so viel Ruhm erworben, durch die sie in so hohem Grade zum Erfolge der früheren Feldzüge beigetragen hatten, eingebüßt.“ Die Unzuverlässigkeit eines großen Teils der Generale geht aber viel weiter zurück. Die Ursache liegt vor allem darin, daß sie auf Grund ihrer gehobenen sozialen Stellung kriegsmüde geworden waren. Sie hatten sich teilweise skrupellos bereichert⁸⁹, und auch der Kaiser selbst hatte mit Dotationen für sie nicht gespart. Je mehr sie aber an Werten aufgespeichert hatten, desto mehr wollten sie die Früchte ihres Reichtums genießen. Ihre zunehmende Unzuverlässigkeit führte endlich dazu, daß die Befehle des Kaisers nicht mehr mit der gewohnten Präzision ausgeführt wurden, so daß er selbst die unmittelbare Einwirkung auf den Gang der Dinge verlor. Dies zeigte sich schon im russischen Feldzug, weit mehr aber noch 1815 in Belgien. „Am 15. Juni sollte das 3. Korps um 3 Uhr morgens aufbrechen und um 10 Uhr in Charleroi eintreffen“, sagt Napoleon in seinem Diktat über Waterloo, „es traf erst um 3 Uhr nachmittags ein. —

⁸⁹ Hiefür legen u. a. die Aussprüche des Kaisers auf St. Helena Zeugnis ab, die Gourgaud überliefert: „Das ‚Ambigu‘ meint, alle meine Marschälle und meine früheren Minister müßten Millionen besitzen. Soult muß nach meiner Meinung der reichste sein. Masséna hat tüchtig gestohlen und viel Geschrei verursacht.“ — „Während des spanischen Krieges quälte Joseph mich, ich sollte durch die Zollbehörden das Herausschleppen von Geld aus seinem Königreich verhindern, oder alles Geld sollte an den Staatsschatz geschickt werden, wenn der Nachweis des rechtmäßigen Erwerbes nicht zu erbringen wäre. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß als dann die Generale ihre Beute in schlechte Diamanten umsetzen oder daß sie ihre Reichtümer in England anlegen würden; und dies würde sie dazu verleiten, uns zu verraten. Spanien würde dabei verlieren und wir würden nichts gewinnen.“ Von Lannes sagte er, dieser wie Ney wären imstande, einem den Bauch aufzuschlitzen, wenn sie einen Vorteil dabei fänden; aber auf dem Schlachtfelde seien sie unbezahlbar.

An demselben Tage sollte der Angriff auf den Wald bei Fleurus, und zwar um 4 Uhr nachmittags, erfolgen — er fand erst um 7 Uhr statt. Es wurde Nacht, ehe man nach Fleurus hincinkonnte, wohin der Oberbefehlshaber sein Quartier hatte legen wollen. Dieser Verlust von 7 Stunden war, besonders bei Beginn des Feldzuges, sehr ärgerlich. Ney hatte den Befehl, am 16. vor Tagesanbruch mit 43 000 Mann, welche den von ihm kommandierten linken Flügel bildeten, vor Quatre-Bras Stellung zu nehmen und sich dort eventuell zu verschanzen. Ney vertrödelte 8 Stunden, der Prinz von Oranien hatte die wichtige Stellung am 16. bis 3 Uhr nachmittags inne“ usw.

Daß sich aber bei einer Reihe von Generalen zur allgemeinen Unzuverlässigkeit unverblümter Verrat gesellte, ist eine unbestreitbare Tatsache, wenn auch der Kaiser auf St. Helena einmal in einer Aufwallung verzeihender Großmut sagte: „Die Mehrzahl von denen, welche mich im Unglück verließen, hätten wohl, wenn mir das Glück treu geblieben wäre, sich selbst nie im Verdacht gehabt, sie könnten mich aufgeben. Es gibt Missetaten wie Tugenden, die im Drang der Umstände auftreten. Ich bin wohl verlassen, jedoch nicht verraten worden. Es war um mich her mehr Schwachmütigkeit als Treulosigkeit.“ Aber an anderer Stelle spricht er es schonungslos aus: „Ich bin verraten worden von Marmont, den ich mein Kind, meinen Zögling hätte nennen können, von ihm, dem ich mein Geschick anvertraut hatte, indem ich ihn in dem Augenblick nach Paris entsandte, als er seine Verräterrolle memoriert hatte; ich wurde verraten von Murat, den ich vom Soldaten zum König gemacht hatte, ich wurde verraten von Berthier, einem Gänserich, den ich zu einer Art von Adler gemacht hatte; ich wurde im Senat verraten von denjenigen der Nationalpartei, die mir alles verdankten!“ — „Berthier, Marmont, die ich mit Wohltaten

überhäuft, wie haben sie sich benommen? Mich soll irgendein Mensch hintergehen! Da müßte einer schon ein ungeheurer Schurke sein, um ein solcher Schurke zu sein, wie ich ihn in jedem Menschen vermute!“ Folgenschwerer als der Abfall Berthiers, der sich mit Ney und anderen 1814 energisch für die Abdankung des Kaisers eingesetzt hatte, war der Verrat Marmonts, weil er im kritischsten Augenblick den andern mit seinem Beispiel vorangegangen war; er „war die Hauptursache, daß diese augenblickliche Besetzung der Hauptstadt den Verbündeten nicht zum Verderben ge-
reichte“.

Wie sehr sich auch der Herzog von Ragusa in seinen Denkwürdigkeiten bemüht, sein Handeln mit patriotischen Motiven zu verbrämen, er kann damit nicht ungeschehen machen, daß seine Verhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg zum Abmarsch seines 6. Korps zum Gegner und damit zur Bloßstellung der wichtigen Position von Essonne geführt haben⁹⁰.

Von Davout sagt der Kaiser: „Davout hat sich täuschen lassen . . . Bah! er hat verraten! Er auch! Er hat Frau und

⁹⁰ Siehe auch Thiers: „Freilich hört ein Militär nicht auf, Bürger zu sein, weil er Soldat ist; und weil er sein Blut für das Vaterland vergießt, verliert er nicht das Recht, sich für dessen Schicksal zu interessieren und dafür tätig zu sein. Daher durfte Marmont nach Fontainebleau zu Napoleon eilen, den Eintritt in seinen Palast erzwingen, nachdem er diesen erzwungen, sich ebenso Zugang zu seinem Herzen verschaffen, im Namen Frankreichs zu ihm sprechen, ihn anflehen, es nicht noch mehr zu zerreißen, es den Bourbonen zu überlassen, die fähiger als er, es mit Europa auszusöhnen und es wieder frei zu machen; er konnte ihm alle diese Dinge sagen, wenn er unter diejenigen gehörte, die sie für wahr hielten, und dann, wenn er kein Gehör fand, mußte er Napoleon seinen Degen, mit seinem Degen den ihm anvertrauten Posten zurückgeben und sich zu der provisorischen Regierung verfügen . . . Die Dankbarkeit fesselt allerdings das persönliche Interesse, fesselt aber nicht die Pflicht. Dem Feinde ohne diesen vorgängigen Schritt insgeheim die Position der Essonne zu übergeben, war ein wirklicher Verrat!“

Kinder, er hat gedacht, es wäre alles verloren und hat retten wollen, was er besaß. Schon als ich von Paris zur Armee abreiste, hatte er ohne mein Wissen einen Abgesandten nach England geschickt; er wollte mir vorreden, es sei zum Ankauf von Waffen geschehen!“

Bei Marmont, Berthier und vielen andern war die Untreue gegen Napoleon zweifellos eine Affekthandlung, und bis zu dem Augenblick, wo sie, sei es aus Gründen der Konjunktur oder weil sie wirklich im Interesse Frankreichs zu handeln glaubten, ihn verließen, hatten sie ihm in Treue und Ergebenheit gedient.

Anders Bernadotte. Das Porträt, das Bleibtreu von ihm entwirft, ist wenig schmeichelhaft: „Dieser jüdisch-gaskognische Streber dürfte wohl so ziemlich der unsympathischste der ganzen Marschallgesellschaft sein, da ihm der Nimbus jener unübertrefflichen persönlichen Bravour mangelt, welcher jene andern — verrückt oder nicht, borniert oder nicht — umstrahlt. Nicht einmal aus Napoleons Schule hervorgegangen, von mehr als zweifelhaftem Talent, machte sein intrigantes Strebertum ihn so gefährlich, daß Napoleon, der ihn von jeher verachtete und haßte, ihn gleichwohl zu gewinnen suchte.“ Obgleich versippt mit Napoleon — er hatte dessen Jugendliebe, Desirée Clary, die Schwester der Frau Joseph Bonapartes geheiratet —, trieb ihn sein Ehrgeiz von Anbeginn an in Opposition zu ihm. Er stand abseits am 18. Brumaire, er konspirierte mit Moreau anläßlich der Verschwörung Pichegrus gegen das Leben des Ersten Konsuls, und selbst als napoleonischer Marschall und Prinz von Ponte Corvo blieb er stets ein unsicherer Faktor in den militärischen Berechnungen des Kaisers. In der Schlacht bei Auerstedt wollte er „vor Davout die Spitze der Kolonne einnehmen; aus Zorn darüber, daß er diesen Platz nicht erhielt, verließ er seinen Kollegen und versuchte sich zwischen Soult

und die Engpässe zu schieben; dieses Manöver war aber nicht gelungen, und Davout stand mit seinem einzigen Korps von 30 000 Mann dem preußischen Hauptheer unter dem König gegenüber“ (s. Gourgaud). Bei Wagram versagte er so schmähhlich, daß der Kaiser sein Korps auflöste und seine Zustimmung zu dem Kommando verweigerte, welches der Ministerrat dem nach Paris zurückgeschickten Marschall über die bei Walchern gegen die Engländer stehenden Truppen anvertraut hatte. Als nach der Absetzung Gustavs IV. der kinderlose Karl XIII. den schwedischen Thron bestiegen und, um seine Nachfolge und gleichzeitig seinem Lande den Schutz Frankreichs zu sichern, von Napoleon einen Vorschlag für eine Adoption erbeten hatte, fiel die Wahl trotzdem auf Bernadotte, der damit 1810 Kronprinz von Schweden wurde. „Ich hatte instinktiv ein unangenehmes und peinliches Gefühl in bezug auf diese Wahl“, sagte Napoleon in der Verbannung, „und in der Tat hat sich Bernadotte als die Schlange gezeigt, die wir an unserem Busen genährt hatten. Kaum hatte er uns verlassen, als er auch schon das System unserer Feinde zu dem seinigen machte; später trug er auch die Hauptschuld an unseren Unglücksfällen, er verriet dem Feinde das Geheimnis unserer Taktik, er gab ihm den Schlüssel zu unserer Politik. Vergebens betonte er den Umstand, daß er mit der Annahme des schwedischen Thrones Schwede geworden wäre. Nimmt man eine Frau, so verzichtet man nicht auf seine Mutter, noch weniger ist man gehalten, sie zu erstechen, ihr das Eingeweide zu zerreißen.“ An anderer Stelle, gleichfalls von Las Cases überliefert, äußerte der Kaiser: „Ein Franzose . . . hatte des Schicksals Fäden in der Hand. Hätten seine Urteilskraft, seine Seele auf der Höhe der Zeitumstände gestanden, wäre er ein aufrichtiger Schwede gewesen, was er doch zu sein meinte, so konnte er Glanz und Macht seinem neuen Vaterlande wieder-

geben. Er konnte Finnland nehmen, vor Petersburg stehen, ehe ich Moskau erreicht hatte. Allein er hat persönlicher Stimmungen, einer törichten Eitelkeit, kleinlichen Dingen den Vortritt gegeben. Der Kopf war dem alten Jakobiner verdreht, als er sich von legitimer Seite gesucht sah, als Legitimisten ihm schmeichelten, als er sich von Angesicht zu Angesicht in geheimer Konferenz dem Kaiser aller Reußen gegenüber sah — noch dazu, da dieser gegen ihn keine Schmeicheleien sparte. Es wird versichert, Alexander habe ihm einen Wink gegeben, er könne um eine kaiserliche Schwester anhalten, wenn er sich vorher von seiner Frau scheiden lasse. In seinem Rausch gab Bernadotte sein neues Vaterland ebenso wie das alte, er gab seinen Ruhm, seine Ehre, die Sache der Völker, das Schicksal der Welt preis!“ Richtig ist an diesen Auslassungen, daß Bernadottes Politik schon sehr bald in Gegensatz zu der französischen geriet, daß er 1812 einen Geheimvertrag mit Rußland gegen Napoleon abschloß und 1813 der Koalition gegen Frankreich beitrug. Die Behauptung allerdings, er sei damit die Hauptursache zu den Unglücksfällen des Kaisers geworden, ist maßlos übertrieben. Denn die Rolle, welche Bernadotte in diesem Feldzug als Führer der Nordarmee gespielt hat, ist wenig rühmlich. Bekanntlich hat er es so einzurichten gewußt, daß er nie zu aktivem Einsatz gelangte, weil er nicht gegen Franzosen fechten wollte. Die Tatsache seines Verrates an Napoleon, der gleichwohl dauernd mit ihm rechnen und Kräfte gegen ihn ansetzen mußte, kann indes durch diese Feststellung nicht abgeschwächt werden.

Man hat Napoleon oft den Vorwurf gemacht, er sei im Gefühl der eigenen Stärke so weit gegangen, die Kräfte des Gegners zu unterschätzen, und so hat man häufig gerade in diesem Umstande eine der Ursachen zu seinem Mißerfolg gesehen. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß der Kaiser 1815

die Möglichkeit, der bei Ligny geschlagene Blücher könne schon zwei Tage später erneut in einen Kampf eingreifen, bei seinen Berechnungen völlig außer acht ließ. Diesem Eingreifen Blüchers ist aber gerade der Verlust der Schlacht von Belle-Alliance und damit die gänzliche Vernichtung Napoleons zuzuschreiben. Trotzdem darf diesem Umstand bei einer Gesamtbetrachtung kein allzu großes Gewicht beigemessen werden. Denn bei der Auffassung des Kaisers, „daß, wenn man genötigt ist, von seiner Stärke zu sprechen, man sie übertreiben und als furchtbar darstellen muß, indem man ihre Anzahl verdoppelt oder verdreifacht, und daß, wenn man vom Feinde spricht, man seine Stärke um die Hälfte oder um ein Drittel vermindern muß“, wird man niemals im einzelnen klar erkennen können, ob seine Unterschätzung der feindlichen Stärke auf einer fehlerhaften Berechnung beruht oder als ein taktisches und propagandistisches Manöver anzusehen ist⁹¹.

⁹¹ Für Napoleons Übertreibung der eigenen Stärke lassen sich zahlreiche Beispiele anführen. In Montholons Überlieferungen heißt es: „Man würde sich irren, wenn man annehmen wollte, daß alle dekretierten Konskriptionen wirklich ausgehoben worden seien. Es war dies eine Kriegslist, deren man sich bediente, um dem Ausland Ehrfurcht einzuflößen, und dieser stets befolgte Grundsatz hat fortwährend den Glauben verbreitet, die französischen Heere seien zahlreicher, als sie wirklich waren. — In Ägypten war mit allen Befehlshabern der Korps die Übereinkunft getroffen worden, daß man in den Tagesbefehlen alle Austeilungen an Lebensmitteln, Waffen, Kleidungsstücken usw. um ein Drittel höher angeben solle.

In den Rapporten der italienischen Feldzüge 1796 und 1797 sowie auch in den folgenden wurden die nämlichen Mittel angewandt, um den Begriff von den französischen Kräften zu steigern.“

Noch 1814 schrieb Napoleon, empört über eine französische Zeitungsmeldung an Savary: „Die Zeitungen werden ohne Verstand verfaßt. Ist es passend, in dem jetzigen Augenblick zu sagen, daß ich wenig Streitkräfte hatte, daß ich nur gesiegt habe, weil ich den Feind überraschte, und daß wir einer gegen drei waren? Ihr müßt wahrhaftig in Paris den Kopf verloren haben, um solche Sachen zu sagen . . .“

Weit wichtiger, als daß Napoleon etwa die eigenen Kräfte wirklich überschätzt und die gegnerischen unterschätzt haben sollte, ist die Tatsache, daß die Verbündeten in den letzten entscheidenden Feldzügen tatsächlich über Hilfsmittel verfügten, die denen des Kaisers weit überlegen waren. Wiederum, wie in den Revolutionskriegen, stand gegen die Franzosen ganz Europa in Waffen. England war die Seele der Koalition. Es hatte den Krieg zur See geführt und ihn dort bereits in der Schlacht von Trafalgar zu seinen Gunsten entschieden. Was den Krieg auf dem Kontinent anlangt, so hatte es, von zwei Ausnahmen — Spanien und Waterloo — abgesehen, nicht unmittelbar in den Kampf eingegriffen, und auch in dieser letzten Entscheidungsschlacht hatte sein Heer in der Hauptsache aus Nichtengländern, aus Hannoveranern, Braunschweigern, Nassauern und Holländern bestanden, ganz abgesehen davon, daß nur das rechtzeitige Eintreffen Bülows und Blüchers die Niederlage Napoleons herbeiführte. Während aber England, um die für sein Empire verhängnisvolle Kontinental Sperre unwirksam zu machen, mit allen Mitteln die diplomatische Einkreisung Napoleons betrieb, hatten seine Verbündeten auf dem Kontinent die eigentlichen Lasten des Krieges zu tragen. Die deutschen Truppen aber waren wiederum in allererster Linie die Träger des Kampfes und der Opfer, und hier fällt entscheidend die innere Wandlung ins Gewicht, die Deutschland seit den wenig rühmlichen Revolutionskriegen und vor allem seit den Tagen seiner tiefsten Erniedrigung durchgemacht hatte. Es waren nicht die Preußen von Valmy und nicht die von Jena, die, mit ihren deutschen Stammesbrüdern von einem gemeinsamen Ideal in eine gemeinsame Front gezwungen, zusammen mit den Russen dem französischen Eroberer bei Leipzig und Brienne gegenüberstanden und die im belgischen Feldzug den letzten, zermalmenden Schlag gegen ihn führten. Die

Reorganisation des preußischen Heeres, wie sie Scharnhorst vor allem seit Jahren mit Leidenschaft betrieb, hatte ihre Früchte getragen. Vor allem aber war die knechtische Gesinnung in Deutschland, welche in schmachvoller Unterwerfung das kleinste der Übel sah, dem Geiste eines Clausewitz gewichen, der sich lossagte „von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls“; der bekannte, „daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins“; der der Welt und Nachwelt bezeugte, daß er „die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können“. Es war die Saat aufgegangen, die Stein und Yorck und Gneisenau, die Fichte und Arndt und all die anderen glühenden Patrioten in die Herzen der Verzagten gesenkt hatten, und so stand dem sieggewohnten Kaiser plötzlich nicht nur ein Heer gegenüber, das die von ihm aufgebieten Massen an Zahl übertraf, sondern der stolze und unbeugsame Freiheits- und Siegeswillen einer erwachsenen Nation.

In demselben Maße aber, in dem die Widerstandskraft der Verbündeten wuchs, nahmen auf seiten der Franzosen äußere Machtmittel wie innere Geschlossenheit ab. Der Verfall der Führungsschicht kennzeichnet am besten diese Entwicklung. Aber auch in der Truppe, wenngleich ihre Tapferkeit und ihre Treue zum Kaiser sich gleich blieben, zeigten sich die Spuren der Ermüdung. Mehr als zwei Jahrzehnte ununterbrochener Kriege hatten die Reihen dieser Generation schrecklich gelichtet, und das erschöpfte Land mußte seine jüngsten Jahrgänge kaum ausgebildet an die Front schicken, die den Anforderungen der Feldzüge nicht mehr ganz gewachsen waren. Auch rächte sich das System, das sich unterworfenen Völker politisch verpflichtet hatte und gewohnt war, auch militärisch mit ihnen zu rechnen, wie die Selbstbesinnung der süd-

deutschen und sächsischen Truppen — Napoleon nannte dies verbittert „Abfall“ — beweist.

Endlich aber war die Zeit auch an dem Kaiser selbst nicht spurlos vorübergegangen.

Die namhaftesten Militärkritiker stimmen darin überein, daß Napoleon als Feldherr, was die geniale Anlage seiner Schlachtpläne anlangt, sich bis zum Ende gleichgeblieben ist. Mit anderen Worten: die Kriege, in denen er unterlag, gründeten sich auf nicht minder kühne und überlegene Erwägungen wie diejenigen es waren, in denen er seine Gegner bis zur Vernichtung schlug. Der Gedanke, der ihn bei der Eröffnung des Feldzuges von 1815 leitete, war in strategischer und taktischer Hinsicht ebenso überragend wie der Entwurf, mit dem er bei Montenotte den Ruhmeskranz seiner siegreichen Schlachten zu flechten begann.

Dagegen hatte seine persönliche Aktivität und Widerstandskraft nachgelassen. Schon der Feldzug von 1809 weist Augenblicke auf, die ein solches Urteil zum mindesten nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen lassen. Yorck von Wartenburg, der sich damit auch die Nichtverfolgung der Österreicher nach der Schlacht bei Eggmühl erklärt, zieht ähnliche Schlüsse aus dem Verhalten des Kaisers nach der Schlacht bei Wagram. „Wie es nach Regensburg geworden war, so war es auch hier, der Gegner wurde nicht vernichtet, er stand nach der Schlacht schnell wieder operationsbereit da.“ Man muß dabei berücksichtigen, daß „auch nach Wagram die Krönung des taktischen Erfolges durch die Vernichtung des Gegners nur schwer und gefahrvoll zu erreichen gewesen“ wäre. „Aber früher hätte Napoleon nicht geruht, bis dieses Ergebnis erreicht worden wäre, und lieber alles Errungene von neuem aufs Spiel gesetzt, ehe er sich mit einem Ende begnügte, welches den Gegner noch widerstandsfähig und kampfbereit ließ. Er stimmte hier nicht mehr überein mit

sich selbst, hatte also nicht recht, so sehr auch mancher andere Führer gerechtfertigt gewesen wäre, sich mit dem am Abend von Wagram Erreichten zu begnügen.“

Nicht anders verhält es sich mit dem Abschluß des Waffenstillstandes von Znaim. Auch hier hat der Kaiser entgegen seiner sonstigen Gewohnheit sich auf Verhandlungen eingelassen, obwohl die von ihm erzielten Erfolge nicht genügten, das Erreichte zu sichern. Es ist kein Zufall, daß er um dieselbe Zeit in einem Schreiben an Clarke der in seinem Munde ungewohnten Auffassung Ausdruck gibt, „daß Schlachten nur geliefert werden sollen, wenn man zu seinen Gunsten siebzig Fälle des Erfolges auf hundert rechnen kann, ja, daß man eine Schlacht nur liefern soll, wenn man keine neue Glückswendung zu hoffen hat, da ihrer Natur nach das Geschick einer Schlacht immer zweifelhaft ist“.

Es scheint daraus klar hervorzugehen, daß Pelet recht hatte, als er in seinen Memoiren über den Krieg von 1809 schrieb: „Der Kaiser ist seit langem des Krieges müde, ebenso sehr wie unsere jungen Konskribierten es sind; er führt ihn nur noch aus Pflicht und mit Widerwillen.“ Was er selbst vier Jahre früher vorausahnend ausgesprochen hatte, begann sich an ihm bemerkbar zu machen: „Man hat nur eine gewisse Zeit für den Krieg, ich werde noch sechs Jahre gut dazu sein, danach werde ich selbst einhalten müssen.“

Diese Wandlung hatte ihren Grund nicht so sehr in den zunehmenden Jahren des Kaisers — er war bei Wagram erst 40, bei Belle-Alliance 46 Jahre alt — als vielmehr in seinem Gesundheitszustand. Wenn man auch zugeben darf, daß die äußeren Begleitumstände des Erfolges, daß Reichthum, Glück und Familie bis zu einem gewissen Grade auch in dem Kaiser selbst — nicht nur bei seinen Mitkämpfern — den Wunsch wachgerufen haben, das Erreichte in Ruhe zu genießen, anstatt es stets von neuem den Wechselfällen eines Krieges

auszusetzen, so muß man doch in erster Linie in dem physischen Zustand Napoleons die Ursache seiner veränderten Einstellung suchen. Ich zitiere wiederum Yorck von Wartenburg, der sich bemüht, in seinem vortrefflichen Werk „Napoleon als Feldherr“ gerade diesen Gesichtspunkt herauszuarbeiten: „Schon war seine körperliche Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen und Ermüdungen, seine Unempfindlichkeit gegen die Einflüsse der Witterung sehr gesunken. Die ersten Julitage (1812) brachten eine außerordentliche Hitze mit sich, viele Offiziere und Leute erlagen derselben, und ganz wie es in Ägypten geschehen war, sahen nun auch die Felder Rußlands manchen Soldaten der französischen Armee den Selbstmord den ferneren Strapazen vorziehen. Aber anders wie in Ägypten machte sich hier die Ungunst des Klimas auch bei dem Führer geltend; auch der Kaiser litt unter diesen hochgestiegenen Hitzegraden, sein Körper zeigte nicht mehr jene äußerste, nervöse Tatkraft verratende Magerkeit seiner jungen Jahre, sondern eine krankhafte Gedunsenheit, und Harnbeschwerden begannen sich einzustellen und seine Leistungsfähigkeit zu erschüttern.“ Yorck kommt bei seiner Kritik des russischen Feldzuges zu dem Ergebnis, „daß dieses große Genie zwar an Geistesschärfe und Klarheit in der Beurteilung strategischer Sachlagen . . . noch völlig auf der ehemaligen Höhe ist, daß aber die Frische und Lebendigkeit seiner Auffassung, seine Entschlußkraft gelitten haben“.

Ganz besonders aber hat sich die gesundheitliche Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit des Kaisers im belgischen Feldzug bemerkbar gemacht. Yorck von Wartenburg schreibt: „Der Kaiser war allerdings in bezug auf seine körperliche Spannkraft ein erheblich anderer geworden. Wir sahen ihn schon 1812 leidend, wir sahen dann 1813 ihn Rücksichten persönlicher Bequemlichkeiten nachgeben, und jetzt tritt das gleiche in noch stärkerem Maße auf. Er war krank.“ Ähnlich

beurteilen ihn Männer aus seiner Umgebung, so Constant und Marmont, die in ihren Erinnerungen schreiben: „Er bändigte nicht wie ehemals die Zerstreuungen, den Schlaf, die Ermüdung. Seine Kraft der Aufmerksamkeit schien an ihrer Grenze angekommen zu sein“, und: „Er besitzt immer noch seinen erstaunlichen Geist. In bezug hierauf ist er so, wie Sie ihn gekannt haben; aber kein Entschluß mehr, kein Wille, kein Charakter.“ Selbst Charras, der, ein geschworener Feind Napoleons, selten nach Gründen sucht, um den großen Mann zu entlasten, muß bei der Beschreibung der Schlacht von Belle-Alliance zu geben, daß Napoleon krank war. „Er litt an zwei Übeln, von denen namentlich eines ihm das Reiten beschwerlich machte; er blieb fast den ganzen Tag abgesehen, sah wenig selbst oder sah falsch und war oft genötigt, den Fortgang der Dinge bloß nach Meldungen zu beurteilen, die ihn mehr als einmal irreführen konnten . . . Wäre er kräftig und tätig gewesen wie ehemals, so würde er dem Gang der Dinge unmittelbar gefolgt sein; er hätte diese oder jene Bewegung besser vorbereiten oder ausführen lassen oder rechtzeitig angeordnet.“

Eine Fülle von Unglücksfällen, von Mißgeschick und widrigen Umständen half mit, des Mächtigen Sturz zu vollenden. Das sprichwörtliche Glück, das ihm früher bei all seinen Unternehmungen zur Seite gestanden hatte, verließ ihn am Ende. Die Sonne von Austerlitz leuchtete ihm nicht mehr!

In der Verbannung hat Napoleon auch mit Selbstvorwürfen nicht gespart und ist zu der Einsicht gekommen, daß ihm Schaden eigentlich niemand zugefügt habe. „Ich selbst war mein größter Feind. Meine eigenen Pläne, diese Expedition nach Moskau, waren die Veranlassung, daß ich stürzte.“

Damit hat sich der Ring geschlossen, wir sind am Ausgangspunkt unserer Betrachtungen angelangt. Napoleons scheiterte, als seine Aufgabe erfüllt war.

Man erzählt folgende Anekdote, die, wenn sie nicht wahr sein sollte, zum mindesten gut erfunden ist: eines Tages hatte der Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, ihm einen unerbetenen Ratschlag erteilt. Der Kaiser trat mit ihm ans offene Fenster, zeigte auf den Himmel und fragte: „Sehen Sie diesen Stern?“ Und als der Kardinal verneinte, antwortete Napoleon heftig: „Aber ich sehe ihn, und so lange ich ihn sehe, werde ich ihm folgen!“ —

Als der Kaiser nach der Niederlage von Belle-Alliance, von körperlichen Schmerzen gepeinigt und im Herzen eine trostlose Leere, mit wenigen Getreuen auf der Straße von Genappe nach Charleroi mit verhängtem Zügel dahinjagte, sah er diesen Stern nicht mehr. Er war erloschen.

THE
JOURNAL
OF
THE
ROYAL ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE
VOLUME 10
PART 1
1880
LONDON
PUBLISHED BY THE INSTITUTE
21, BEDFORD SQUARE, W.C.

ZEITTADEL ÜBER DIE WICHTIGSTEN EREIGNISSE IM LEBEN NAPOLEONS

- 1769 15. August: Geburt Napoleons in Ajaccio auf Korsika
- 1785 Napoleon wird als Artillerie-Unterleutnant in die französische Armee eingereiht
- 1793 Verbannung Napoleons aus Korsika, Übersiedlung nach Frankreich und Dienstantritt in den Armeen der Republik; Napoleons Teilnahme an den Kämpfen gegen die Aufständischen von Marseille; seine entscheidende Mitwirkung bei der Einnahme von Toulon und seine Ernennung zum Brigadegeneral
- 1794 Abkommandierung zur italienischen Armee. Verhaftung und Festsetzung im Fort Antibes
- 1795 Napoleon schlägt am 5. Oktober (13. Vendémiaire) den Aufstand der Sektionen nieder, wird am 10. Oktober zweiter Befehlshaber der Armee des Innern und von Paris und am 26. Oktober Chef dieser Armee
- 1796 2. März: Napoleon erhält das Kommando über die italienische Armee
 9. März: Verheiratung mit Josephine Beauharnais
 26. März: Napoleons Eintreffen in Nizza und Übernahme des Kommandos über die italienische Armee
 12. April: Napoleons erster Sieg im italienischen Feldzug bei Montenotte
 10. Mai: Sieg bei Lodi
 5. August: Sieg bei Castiglione
 15.—17. November: Sieg bei Arcole
- 1797 14. Januar: Sieg bei Rivoli
 2. Februar: Einnahme von Mantua
 19. Februar: Friede von Tolentino mit Papst Pius VI.
 16. März: Sieg Napoleons am Tagliamento
 9. Juli: Errichtung der Zisalpinischen Republik
 17. Oktober: Friede von Campo Formio

Zeittafel

- 1798 12. April: Ernennung Napoleons zum Oberbefehlshaber der Orientarmee
1. Juli: Landung in Alexandria
21. Juli: Sieg bei den Pyramiden
2.—3. August: Niederlage der französischen Flotte in der Seeschlacht bei Abukir
- 1799 10. Februar: Beginn des Feldzuges in Syrien
7. März: Einnahme von Jaffa
19. März bis 20. Mai: Belagerung von Akka
16. April: Sieg am Berge Tabor
25. Juli: Sieg bei Abukir
9. November (18. Brumaire): Staatsstreich Napoleons
10. November: Abschaffung des Direktoriums. Sieyès, Roger Ducos und Napoleon bilden als „Konsuln der Republik“ die neue Regierung
24. Dezember: Ernennung Napoleons zum Ersten Konsul
- 1800 20. Mai: Napoleon überschreitet an der Spitze der italienischen Armee den Großen St. Bernhard
14. Juni: Sieg bei Marengo
24. Dezember: Mißlungenes Attentat auf Napoleon
- 1801 9. Februar: Frieden von Lunéville
15. Juli: Konkordat mit Papst Pius VII.
- 1802 27. März: Friede von Amiens
19. Mai: Gründung der Ehrenlegion
2. August: Napoleon wird durch Senatsbeschluß auf Grund einer Volksbefragung Erster Konsul auf Lebenszeit
- 1803 19. Februar: Neuordnung der Schweiz durch Vermittlung Napoleons
22. Mai: Kriegserklärung an England wegen Bruchs des Friedens von Amiens
- 1804 21. März: Erschießung des Herzogs von Enghien
18. Mai: Napoleon wird durch Senatsbeschluß zum Kaiser ausgerufen
10. Juli: Verschwörung des Georges Cadoudal
2. Dezember: Krönung Napoleons und Josephins
- 1805 17. März: Proklamierung Napoleons zum König von Italien
27. August: Abbruch des Lagers von Boulogne

- 3. September: Kriegserklärung Österreichs an Frankreich
 - 1. Oktober: Napoleons Übergang über den Rhein
 - 17. Oktober: Kapitulation der Österreicher in Ulm
 - 21. Oktober: Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar
 - 13. November: Einzug Napoleons in Wien
 - 2. Dezember: Napoleons Sieg bei Austerlitz
 - 26. Dezember: Friede von Preßburg
- 1806
- 12. Juli: Napoleon Protektor des Rheinbundes
 - 14. Oktober: Sieg bei Jena
 - 27. Oktober: Einzug Napoleons in Berlin
 - 21. November: Dekret über die Kontinentalsperre gegen England
- 1807
- 8. Februar: Schlacht bei Preußisch-Eylau
 - 14. Juni: Napoleons Sieg bei Friedland
 - 8. Juli: Friede von Tilsit
 - 27. Oktober: Friede von Fontainebleau
- 1808
- 5. Mai: Friede von Bayonne
 - 6. Juni: Proklamation Joseph Bonapartes zum König von Spanien
 - 23. Juni: Aufstand in Spanien
 - 19. Juli: Niederlage der Franzosen bei Bailén
 - 27. September bis 14. Oktober: Napoleons Zusammentreffen mit dem Zaren in Erfurt
 - 9. November: Sieg der Franzosen bei Gamonal
 - 23. November: Sieg der Franzosen bei Tudela
 - 4. Dezember: Kapitulation von Madrid
- 1809
- 16. Januar: Schlacht bei Coruña
 - 22. April: Napoleons Sieg bei Eggmühl
 - 23. April: Einnahme von Regensburg
 - 3. Mai: Sieg bei Ebelsberg
 - 12. Mai: Kapitulation Wiens
 - 21. und 22. Mai: Schlacht bei Eßling und Aspern
 - 5. und 6. Juli: Napoleons Sieg bei Wagram
 - 12. Juli: Waffenstillstand von Znaim
 - 19. Oktober: Friede von Schönbrunn
 - 15. Dezember: Scheidung Napoleons von Josephine
- 1810
- 1. und 2. April: Trauung Napoleons mit Marie-Louise
 - 24. April: Vereinigung der Länder links des Rheins mit Frankreich
 - 9. Juli: Einverleibung Hollands in das französische Imperium

Zeittafel

- 1811 20. März: Geburt des Königs von Rom
25. Oktober: Sieg der Franzosen bei Sagunto
- 1812 22. Januar: Sieg der Franzosen bei Altafuela
14. März: Allianzvertrag zwischen Napoleon und Österreich
22. Juni: Eröffnung des Feldzuges gegen Rußland
23. Juli: Sieg bei Mohilew
17. August: Sieg Napoleons bei Smolensk
7. September: Sieg bei Borodino
14. September: Napoleons Einzug in Moskau
19. Oktober: Napoleon verläßt Moskau. Beginn des Rückzugs der „Großen Armee“
18. November: Schlacht bei Krasnoj
28. November: Übergang über die Beresina
18. Dezember: Napoleons Ankunft in Paris
- 1813 1. April: Napoleons Kriegserklärung an Preußen
2. Mai: Napoleons Sieg bei Großgörschen
20. und 21. Mai: Napoleons Sieg bei Bautzen und Wurschen
21. Juni: Niederlage der Franzosen bei Vittoria
11. August: Kriegserklärung Österreichs an Napoleon
23. August: Niederlage der Franzosen bei Großbeeren
26. August: Niederlage der Franzosen an der Katzbach
27. August: Napoleons Sieg bei Dresden
30. August: Niederlage der Franzosen bei Kulm
6. September: Niederlage der Franzosen bei Dennewitz
17., 18. Oktober: Napoleons Niederlage bei Leipzig
- 1814 29. Januar: Napoleons Sieg bei Brienne
1. Februar: Napoleons Niederlage bei La Rothière
11. Februar: Napoleons Sieg bei Montmirail
18. Februar: Napoleons Sieg bei Montereau
20. März: Schlacht bei Arcis
30. März: Niederlage der Franzosen vor Paris
4. April: Abdankung Napoleons zugunsten seines Sohnes
11. April: Endgültige Abdankung
12. April: Selbstmordversuch in Fontainebleau
20. April: Abreise ins Exil nach Elba
- 1815 26. Februar: Abfahrt Napoleons von Elba
20. März: Ankunft in Fontainebleau
25. März: Vertrag von Wien zur Niederwerfung Napoleons
22. April: Zusatzakte zur Verfassung des Kaiserreichs

- 16. Juni: Napoleons Sieg bei Ligny
- 18. Juni: Napoleons Niederlage bei Belle-Alliance
- 22. Juni: Zweite Abdankung
- 29. Juni: Napoleon verläßt Malmaison
- 15. Juli: Napoleon begibt sich auf den „Bellerophon“
- 7. August: Napoleon erfährt den Beschluß über seine Verbannung nach St. Helena
- 17. Oktober: Landung auf St. Helena

1821 5. Mai: Napoleons Tod

NAMENSVERZEICHNIS

- Abrantès, Herzog von s. Junot
 — Laurette de Saint-Martin-Permon, Herzogin von 31
 Abrial, Justizminister 86
 Achmed Pascha, türk. Befehlshaber 69
 Albitte, franz. Volksrepräsentant der Revolutionsperiode 24
 Alexander d. Gr. 364, 368
 Alexander I., 1777–1825, seit 1801 Kaiser von Rußland 98, 123, 131, 134–136, 140–142, 153–154, 157, 160, 168, 172–173, 195, 206–211, 213, 215, 221, 224–225, 237, 240–241, 243, 253, 257, 259–261, 263, 266, 311, 394, 402, 425
 Alvinczy, Joseph, Frhr. von Berberek, 1735–1810, Feldzeugmeister der österr. Armee 46–48, 51
 Antomarchi, Francesco, 1780–1838, Leibarzt Napoleons auf St. Helena 304, 356
 Argenteau, österr. General 36
 Arndt, Ernst Moritz, 1769–1860 141, 158, 312–313, 428
 Artois, Karl Philipp, Graf von, 1757–1836, Bruder Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII., bis zur Restauration Haupt der französischen Emigrantenpartei, ab 1824 als Karl X. König von Frankreich 106, 110, 304, 349
 Aubry, Octave, französ. Historiker 295, 299, 305
 Auersperg, Fürst, österr. General 130–131
 Auerstedt, Herzog von s. Davout
 Augereau, Pierre François Charles, Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich, 1757–1816 44, 47–48, 50, 56–57, 98, 159, 263, 269, 278, 395
 Bagration, Peter Iwanowitsch, Fürst, 1765–1812, russ. Feldherr 131, 214, 216–220, 222, 417
 Balcombe, William, Finanzagent der Ostindischen Kompanie auf St. Helena 300
 Barbier, Antoine Alexandre 358
 Barclay de Tolly, Michael, Fürst, 1761–1818, russ. Feldmarschall 214, 216–221, 241, 417
 Barras, Paul Jean François Nicolas, Graf von, 1755–1829, Politiker der Revolutionsperiode, wurde 1794 Präsident des Nationalkonvents und 1795 Mitglied der Direktorialregierung 30, 32–33, 58–59, 77, 79
 Barré, Kapitän 67
 Barthélemy, François, Marquis de, 1747–1830, französ. Staatsmann, 1795 Mitglied der Direktorialregierung 58

- Bassano, Herzog von s. Maret
- Bathurst, Henry, Lord, engl. Kriegs- und Kolonialminister 302
- Bausset, Präfekt des kaiserl. Palastes 334, 336, 355, 358
- Beauharnais, Alexander, Vicomte de, 1760–1793, französ. General 33
- Eugen von, 1781–1824, Stiefsohn Napoleons, Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstätt, Vizekönig von Italien 33, 116, 137, 177, 184–187, 214–215, 218, 222, 229, 231, 239, 256, 268, 414, 416
- Hortense, 1783–1837, Stieftochter Napoleons, Königin von Holland und Mutter Napoleons III. 114, 294, 407
- Joséphine s. dort
- Beaulieu, Jean Pierre, Baron, österr. General 34–35, 37–38, 40, 43, 52
- Beker, französ. General, 1815 von der Provisorischen Regierung mit der Bewachung Napoleons betraut 291–292
- Belliard, Augustin Daniel, Graf, 1769–1832, französ. General 407
- Belluno, Herzog von s. Victor
- Benevent, Herzog von s. Talleyrand
- Bennigsen, Levin (Leontij Leontjewitsch), Graf 1775–1826, russ. General 150, 152–153, 244, 254
- Bernadotte s. Karl XIV. Johann
- Berndt, Otto 181
- Berthier, Alexandre, 1753–1815, Fürst von Neuchâtel und Valengin, Herzog von Wagram, Marschall von Frankreich 34, 59, 92, 130, 146, 174–175, 196, 215, 218, 235, 267, 269, 347, 388, 394, 417, 421–423
- Berthollet, Claude Louis, Graf 358
- Berton, Rektor der Militärschule von Brienne 18
- Bertrand, Henri Gratien, Graf, 1773–1844, General, seit 1813 Großmarschall des Palastes 179, 252, 270–272, 291, 296, 299, 302–303, 377
- Bessières, Jean Baptiste, 1766–1813, Herzog von Istrien, Marschall von Frankreich 41, 159, 164, 191
- Beyle, Henri, gen. Stendhal, 1783–1842, französ. Schriftsteller 328, 400
- Bingham, George, 1776–1833, Kommandeur des 53. engl. Infanterieregiments auf St. Helena 373
- Blake, Joaquin, span. General 170, 406
- Bleibtreu, Karl, 1859–1928, Schriftsteller und Dichter 423
- Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst von Wahlstatt, 1742–1819, preuß. Feldmarschall 144, 236, 239, 244–245, 247–249, 252–253, 259–266, 281, 283–288, 291–293, 306, 426–427
- Bombelles, René Charles, Graf, 1785–1856, dritter Gatte Marie-Louisens 269
- Bon, französ. General 64, 70

- Bonaparte, Carlo Maria, 1746–1785, Vater Napoleons 16–18, 304, 356
- Elisa Baciocchi, 1777–1820, älteste Schwester Napoleons, Fürstin von Lucca und Piombino, Großherzogin von Toskana 18
- Jérôme, 1784–1860, jüngster Bruder Napoleons, 1807–1813 König von Westfalen 18, 156, 214–215, 217, 412–414, 417
- Joseph, 1768–1844, ältester Bruder Napoleons, 1806 König von Neapel, 1808–1814 König von Spanien 18, 26, 28–29, 114, 139, 164, 166, 169–171, 191, 258, 266, 406–407, 411–412, 420, 423
- Karoline Murat, 1782–1839, jüngste Schwester Napoleons, Großherzogin von Berg und Kleve, Königin von Neapel, Gräfin von Lipona 18, 32
- Letizia, geb. Ramolino, 1750–1836, Mutter Napoleons 16, 18, 26, 294, 343
- Louis, 1778–1846, Bruder Napoleons, König von Holland, Herzog von Saint-Leu 18, 114–115, 139, 164, 194, 200–202, 407–408, 410–412
- Lucien, Prinz, 1775–1840, Bruder Napoleons, Fürst von Canino 18, 80–83, 86, 90, 163, 280, 405–406
- Pauline, 1780–1825, Schwester Napoleons, Gemahlin des Fürsten Camillo Borghese, Herzogin von Guastalla 18, 271
- Wilhelm, Vorfahre Napoleons 16
- Bouhler, Karl Christian 231
- Bouillierie, Baronin de la 266
- Bourienne, Louis Antoine Fauvelet de, 1769–1834, Schulfreund und später Sekretär Napoleons 18, 26, 53, 61, 95, 329, 333, 343
- Braunschweig, Friedrich Wilhelm, Herzog von, † 1815 182
- Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von, preuß. Heerführer 144
- Brueys d'Aigalliers, François Paul, französ. Admiral 63, 67, 397
- Brune, Guillaume Marie Anne, 1763–1815, Marschall von Frankreich 152
- Bülow, Friedrich Wilhelm, Frhr. von, Graf von Dennewitz, 1755–1816, preuß. General 245, 249, 259, 263–264, 283, 285–288, 427
- Bunbury, Sir Henry, engl. Unterstaatssekretär 297
- Busca, Kardinal-Staatssekretär 50
- Buxhöwden, Friedrich Wilhelm, Graf von, russ. Feldherr 130–131, 150
- Cadoudal, Georges, 1771–1804, französ. Royalist 107–108
- Calder, engl. Admiral 118
- Cambacérès, Jean Jacques Régis de, Herzog von Parma, 1753–1824, 1799 Zweiter Konsul, Erzkanzler des Kaiserreichs 85, 100, 116, 195
- Cambronne, Pierre Jacques Etienne, Graf von, 1770–1842, französ. General 271

- Caemmerer, General von 309
 Capefigue, Baptiste Honoré Raymond 279
 Carnot, Lazare Nicolas, Graf von, 1753–1823, französ. Staatsmann
 47, 58, 92, 278, 293, 406
 Carteaux, republik. General 21–22
 Caesar, Gaius Julius 304, 364, 368
 Castaños, Francisco Xavier, Herzog von Bailén, 1758–1852, span.
 General 170
 Castlereagh, Henry Robert Stewart, Marquis von Londonderry,
 1769–1822, engl. Staatsmann 212, 302
 Caulaincourt, Armand Augustin Louis, Marquis de, Herzog von Vi-
 cenza, 1773–1827, Großstallmeister des Kaiserreichs 110, 147, 157,
 159, 207–209, 214, 232, 243, 258, 261, 267, 270, 278, 344, 347,
 354, 416, 419
 Chambray, G. de 223, 229, 232
 Champagny, Jean Baptiste Nompère de, Herzog von Cadore, 1756 bis
 1834, französ. Staatsmann 172, 212, 353
 Charras, Jean Baptiste Adolphe, 1810–1865, französ. Militärschrift-
 steller 432
 Chateaubriand, François René Vicomte de, 1768–1848, französ. Schrift-
 steller und Staatsmann 203
 Chaudet, Antoine Denis, 1763–1810, französ. Bildhauer und Maler 358
 Chlapowski 385
 Clarke, Henri Jacques Guillaume, Herzog von Feltre, 1765–1818,
 Marschall von Frankreich 159, 340, 430
 Clary, Desirée, 1777–1860, Gemahlin des Marschalls Bernadotte, seit
 1810 Kronprinzessin, seit 1818 Königin von Schweden 28, 423, 425
 — Julie, Gemahlin von Joseph Bonaparte 28, 423
 Clausewitz, Karl von, 1780–1831, preuß. General 35–36, 223, 398, 428
 Cobenzl, Ludwig, Graf von, 1753–1809, österr. Staatsmann 129, 345
 Cockburn, George, geb. 1772, engl. Konteradmiral 299–301
 Colli da Vigevano, österr. General 34–36, 50
 Collingwood, Cutberth, Lord, engl. Admiral 128
 Colonna de Cesario Rocca, Graf 281
 Condé, Louis Joseph, Prinz von, Herzog von Bourbon, 1736–1818,
 einer der Führer der französ. Emigrantenpartei 108
 — Louis Antoine Henri s. Enghien
 Constant de Rebecque, Benjamin, 1767–1830, französ. Politiker und
 Schriftsteller 278, 281–282, 432
 Coquereau, Abbé 334
 Corneille, Pierre 357
 Correggio, Antonio Allegri da 38
 Cromwell, Oliver 82, 91

- Danton, Georges Jacques, 1759–1794, radikaler Volksführer der Französischen Revolution 14, 24
- Daru, Pierre Antoine Bruno, Graf, 1767–1829, französ. Staatsmann und Schriftsteller 121, 386
- David, Jacques Louis, 1748–1825, französ. Maler 358
- Davidovich, Paul, Baron von, österr. General 43–44, 47
- Davout, Louis Nicolas, Herzog von Auerstedt, Fürst von Eggmühl, 1770–1832, Marschall von Frankreich 130, 132, 144, 146, 151, 159, 175, 180, 184–186, 214, 217, 219, 229, 231, 244, 248, 278, 290–291, 367, 417, 422–424
- Decrès, Denis, Herzog von, französ. Admiral 116, 118, 121, 294
- Delmas, Antoine Guillaume, 1768–1813, französ. General 372
- Denon, Dominique Vivant, Direktor der staatl. Museen in Paris 75, 358
- Desaix de Veygoux, Louis Charles Antoine, 1768–1800, französ. General 63–64, 68–69, 71, 94–95
- Desmoulins, Camille, 1760–1794, französ. Revolutionär 24
- Diebitsch-Sabalkanskij, Iwan Iwanowitsch, Graf, 1785–1831, russ. Feldmarschall 236
- Dohna, Graf 380
- Dolgorukij, Fürst 131
- Doppet, republik. General 22
- Dounous, Mitglied des Rates der Fünfhundert 81
- Drouet d'Erlon, Jean Baptiste, Graf, Marschall von Frankreich 285
- Drouot, Antoine, 1774–1847, französ. General 271–272
- Ducos, Roger, Graf, 1747–1816, französ. Politiker 79, 83–85
- Dugommier, französ. Revolutionsgeneral 22
- Dugua, französ. General 69
- Dumerbion, französ. Revolutionsgeneral 22
- Dumolard, französ. Royalist 56
- Duphot, Léon, 1770–1797, französ. General 59
- Dupont, Pierre, Graf de l'Etang, 1765–1840, französ. General 153, 162, 166
- Duroc, Gérard Christophe Michel, Herzog von Friaul, 1772–1813, französ. General, Großmarschall des Palastes 118–119, 157, 159, 214, 296
- Durot, Mme., Gattin eines französ. Generals und Hofdame der Kaiserin Marie-Louise 198
- Enghien, Louis Antoine Henri de Bourbon-Condé, Herzog von, 1772 bis 1804, bourbonischer Prinz und Emigrant 56, 107–110, 137
- Erlon s. Drouet
- Eugen, Prinz von Savoyen 364
- Eugen s. Beauharnais
- Exelmans, Remy Joseph Isidore, Graf, französ. General 285, 294

- Fain, Agathon Jean François, Baron de, Sekretär Napoleons 322, 324-325, 336, 338, 341, 350, 358, 361
- Ferdinand, Prinz von Asturien, später König Ferdinand VII. von Spanien, 1784-1833 161-163, 165, 310
- Ferdinand von Modena-Este, Erzherzog, österr. Feldmarschall, 1781 bis 1850 176-177
- Ferdinand, Großherzog von Toskana, Kurfürst von Salzburg, Großherzog von Würzburg, 1769-1824 189
- Fesch, Joseph, 1763-1839, Stiefonkel Napoleons, Kardinal 433
- Fezensac, Raymond Emery Philippe Joseph de Montesquiou, Herzog von, französ. General 146
- Fichte, Johann Gottlieb, 1762-1814 141, 158, 428
- Fontaine, Pierre François Louis, Architekt 358
- Fontanes, Louis, Marquis de, Senator 322
- Forfait, Marineminister 86
- Förster, Friedrich Christoph, Historiker 293
- Fouché, Joseph, Herzog von Otranto, 1759-1820, früher Jakobiner, unter Napoleon bis 1810 Polizeiminister, bildete 1815 die Provisorische Regierung, die den Kaiser stürzte 24, 106, 153, 173, 191, 269, 278, 280, 289-291, 293, 394, 418
- Fouquier-Tinville, Antoine Quentin, französ. Revolutionär 58
- Fournier, August, Historiker („Napoleon I., eine Biographie“, Leipzig 1886-1889, 3 Bde.) 41, 58, 67, 151, 154, 159, 171, 176, 200
- Fox, Charles James, 1749-1806, engl. Staatsmann 139-140
- Franz II., 1768-1835, von 1792-1806 deutscher Kaiser, als Kaiser von Österreich Franz I. 27, 52, 114, 124, 128-129, 131, 133-137, 139, 173, 188-189, 195-197, 211, 213, 216, 250, 254, 262, 266, 269, 280, 310, 415
- Friedrich d. Gr. 143, 145, 215, 287, 304, 320, 327, 349, 364, 368, 371, 393-394, 396
- Friedrich Wilhelm III., 1770-1840, seit 1797 König von Preußen 88, 95-96, 118-119, 123, 125, 137, 140-146, 154-155, 172, 183, 211, 213, 236-238, 266, 311, 403, 424
- Ganteaume, französ. Admiral 117, 119
- Gassicourt, französ. Schriftsteller 191
- Gaudy, Franz Frhr. von, Dichter 379
- Georg III., 1760-1820, König von England und Hannover 88, 90
- Gérard, François Pascal, französ. Maler 358
- Girard, französ. General 248
- Giulay, Albert, Graf von, österr. General 252
- Gneisenau, August, Graf Neithardt von, 1760-1831, preuß. Heerführer 152, 158, 167, 183, 239, 255-256, 284, 287, 293, 428

Godoy, Manuel de G. Alvarez de Faria Rios Sanchez Zarzosa, Herzog von Alcudia, 1767–1851, der „Friedensfürst“, span. Staatsmann 161, 163, 165

Gohier, Präsident des Direktoriums 77, 79, 396

Goethe, Johann Wolfgang 168, 357

Gourgaud, Gaspard, Baron, 1783–1852, General und Generaladjutant Napoleons, zusammen mit Montholon Herausgeber der Diktate Napoleons von St. Helena „Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon“ 163, 295, 297, 299, 303–304, 340, 345, 384, 386, 402, 406, 415, 417–418, 420, 424

Gregor VII., Papst 354

Grouchy, Emanuel, Graf, 1766–1847, Marschall von Frankreich 232, 285–287

Guiche, Herzogin von 106

Gustav Adolf von Schweden 364

Gustav IV. Adolf, 1778–1837, König von Schweden 199, 424

Hannibal 36, 364, 368

Hardenberg, Karl August, Fürst von, 1750–1822, preuß. Staatsmann 125, 140, 152

Haspinger, Joachim, 1776–1858, Tiroler Freiheitskämpfer 188

Hassan, Mameluckenbey 71

Hatzfeldt, Franz Ludwig, 1750–1827, preuß. General und Diplomat 350

Haugwitz, Christian August, Graf von, 1752–1832, preuß. Staatsmann 136, 138, 140

Hawkesbury s. Liverpool

Haydn, Joseph 106

Hiller, Johann, Frhr. von, österr. General 178–179

Hitler, Adolf 270, 312–313, 319–320, 327, 333, 360

Hoche, Lazare, 1768–1797, französ. Genera 57

Hofer, Andreas, 1767–1810, Tiroler Freiheitskämpfer 177, 188

Hoffmann, L., bayr. Verwaltungsbeamter und Schriftsteller 323

Höfler, E., Militärschriftsteller 180–181

Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst zu, 1746–1818, preuß. General 144

Home, George, engl. Aristokrat 299

Hotham, engl. Admiral 294

Hugo, I. A., französ. Historiker 99

Ibrahim, Mameluckenbey 64, 66

Ihde, Wilhelm 14

- Jahn, Friedrich Ludwig, 1778–1852, der „Turnvater“ 313
- Jakob II., König von England 91
- Johann, Erzherzog von Österreich, 1782–1859, österr. Feldmarschall 97, 131, 176–178, 184–186, 190
- Joinville, Louis, Baron von, milit. Verwaltungsbeamter Napoleons 390
- Jomini, Henri, 1779–1869, französ. und russ. General, Militärschriftsteller 133, 169, 172, 214, 216, 394–395
- Josephine Marie Rose Beauharnais, 1763–1814, 1. Gemahlin Napoleons 28, 32–33, 106, 116, 125, 149, 155, 194–195, 208, 294, 347, 404, 418
- Joubert, Barthélemy Catherine, 1772–1843, französ. General 48–49, 52, 382
- Joubberthon, Alexandrine, Gemahlin von Lucien Bonaparte 163, 405
- Jourdan, Jean Baptiste, Graf von, 1762–1833, Marschall von Frankreich 15, 89
- Junot, Andoche, Herzog von Abrantès, 1771–1813, Marschall von Frankreich 31, 161, 166, 191, 220
- Kapzëwitsch, russ. General 262
- Karl d. Gr. 8, 139, 353, 401
- Karl X. von Frankreich s. Artois
- Karl IV., König von Spanien, 1748–1819 161–163, 165
- Karl XIII., König von Norwegen und Schweden, 1748–1818 199, 424
- Karl XIV. Johann, Jean Baptiste Jules Bernadotte, Fürst von Ponte Corvo, 1763–1844, Marschall von Frankreich, 1810 von Karl XIII. adoptiert, wurde 1818 König von Schweden und Norwegen 28, 51, 56, 77, 125, 150, 184–185, 190, 199, 210, 242, 244–245, 248, 252–253, 255, 259, 395, 423–425
- Karl, Erzherzog, Herzog von Teschen, 1771–1847, kaiserl. Feldmarschall 15, 46, 51–52, 124, 131, 173–180, 182, 184, 186–188, 196, 397
- Karl Josef, Erzherzog, österr. General 124, 126
- Katharina II., 1729–1796, seit 1762 Kaiserin von Rußland 27, 89, 123
- Keith, George, Lord, 1746–1823, engl. Admiral 297–298
- Kellermann, Franz Christoph, gebürtig aus Straßburg, 1735–1820, Herzog von Valmy, Marschall von Frankreich 27, 39, 370
- Franz Stefan, gebürtig aus Metz, 1770–1835, französ. Reitergeneral 95, 286, 355
- Kéralio, Chevalier de, Inspekteur der französ. Militärschulen 18
- Kienmayer, Michael, Frhr. von, österr. General 126
- Kirchsen, Friedrich M., durch seine Napoleonforschung bekannter Historiker („Napoleon I., Sein Leben und seine Zeit“, 10 Bde, Georg Müller, München) 114, 124, 128, 149, 154
- Kléber, Jean Baptiste, gebürtig aus Straßburg, 1753–1800, französ. General 64, 67, 70–71, 75, 381

- Kleist, Friedrich, Graf K. von Nollendorf, 1762–1823, preuß. General 247, 262
- Körner, Theodor, 1791–1813, deutscher Freiheitsdichter 248
- Kray, Paul, Frhr. von Krayowa, österr. Heerführer 96–97
- Kutusow, Michail Ilarionowitsch, Fürst Smolenskij, 1745–1813, russ. Feldmarschall 128–131, 221–223, 228–229, 231, 239
- Labédoyère, Charles, Graf von, 1786–1815, französ. General 276
- Lacroix, französ. Revolutionär 24
- Laharpe, A. E., 1754–1796, franz. General 34
- Lallement, französ. Geschäftsträger in Venedig 54–55
- Lanjuinais, republik. Politiker 282
- Lannes, Jean Louis, Herzog von Montebello, 1769–1809, Marschall von Frankreich 70, 72–73, 92, 94, 144, 159, 170, 179–181, 379, 382, 418, 420
- Lapoype, franz. General 94
- La Revellière-Lepeaux, Louis Marie de, 1753–1824, französ. Politiker, Mitglied der Direktorialregierung 58
- Las Cases, Emanuel Augustin Dieudonné, Graf, Marquis de Caussade, 1766–1842, Begleiter Napoleons nach St. Helena und einer seiner Geschichtsschreiber. 1822 veröffentlichte er sein Tagebuch unter dem Titel „Mémorial de Sainte Hélène“ in 8 Bänden 107, 291, 295–296, 299, 301, 303–304, 318, 325, 336–339, 342, 349, 356, 359–360, 375, 377, 385, 402, 407, 424
- Lasouze, girond. Abgeordneter 23
- Lauer, österr. General 97
- Laurent, P. M., französ. Historiker, Verfasser der von Horace Vernet illustrierten „Geschichte des Kaisers Napoleon“. Paris 1839 194, 234, 270, 326, 343–344
- Lauriston, Jacques, Baron von, 1768–1828, französ. General 209, 255
- Lebrun, Charles François, 1739–1824, Herzog von Piacenza, 1799 Dritter Konsul 85
- Leclerc, Emanuel, 1772–1802, französ. General 111
- Lecomte, F., französ. Historiker, Verfasser einer Biographie Jominis 395
- Lefèvre, François Joseph, Herzog von Danzig, 1755–1820, Marschall von Frankreich 152, 159, 188, 191
- Lemarois, Jean Léonard François 348
- Le Pelletier 29
- L'Estocq, Anton Wilhelm von, preuß. General 153
- Liechtenstein, Johann, Fürst von, 1760–1836, österr. Feldmarschall 135, 188
- Liverpool, Robert Banks Jenkinson, 2. Earl, vordem Lord Hawkesbury, 1770–1828, engl. Staatsmann 112, 299

- Lobau, Georges Mouton, Graf von, 1770–1838, Marschall von Frankreich 137, 252, 286–287
- Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, 1772–1806, preuß. General 143
- Louis Philippe von Orléans, Herzog von Chartres, 1773–1850, 1830 als Ludwig XIX. König von Frankreich (Der „Bürgerkönig“) 305
- Lowe, Sir Hudson, 1769–1844, engl. General, Gouverneur von St. Helena 300–304, 344, 387
- Ludwig XIV., König von Frankreich 162, 356
- Ludwig XVI., 1754–1793, seit 1774 König von Frankreich 14, 60, 105, 272, 329, 407
- Ludwig XVIII., 1755–1824, Bruder Ludwigs XVI., emigrierte nach Ausbruch der Revolution und war als Graf von Provence der Prätendent der bourbonischen Partei. Seit 1814 (bzw. 1815) König von Frankreich 105, 272–274, 276, 282, 286, 290, 294, 305, 349
- Luise, Königin von Preußen, 1776–1810, Gemahlin Friedrich Wilhelms III. 154–155
- Lusignan, österr. Oberst 49
- Macdonald, Alexandre, 1765–1846, Herzog von Tarent, Marschall von Frankreich 98, 159, 186, 245, 248–249, 255, 263, 265, 267
- Mack von Leiberich, Karl, Frhr., 1752–1828, österr. General 124–126, 395
- Maitland, Frederik Lewis, Kapitän des „Bellerophon“ 294–295
- Malet, Claude François de, 1754–1812, französ. General, führendes Mitglied des republik. „Philadelphinenbundes“, wegen Hochverrates 1812 erschossen 203, 235
- Marbot, Marcellin de, französ. General 93
- Marchand, Kammerdiener Napoleons 303
- Maret, Hugues Bernard, 1763–1839, Herzog von Bassano, Außenminister Napoleons 212, 220, 258, 278
- Maria Luise von Parma, Gemahlin Karls IV. von Spanien 163
- Marie-Louise, 1791–1847, Tochter Kaiser Franz' I. von Österreich, zweite Gemahlin Napoleons 33, 195–197, 208, 211, 266–267, 269, 280, 358, 402, 404
- Marmont, Auguste Frédéric Louis de, 1774–1852, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich 25, 31–32, 35, 39, 69, 72, 73, 76, 100–101, 130, 159, 184, 190, 204, 223, 239–240, 253, 263–269, 278, 329–331, 385, 421–423, 432
- Masséna, André, 1758–1817, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, Marschall von Frankreich 40, 44, 47–52, 89, 92–93, 131, 146, 159, 175, 178, 184, 186, 204, 375, 420
- Max Joseph, 1756–1825, seit 1799 Kurfürst, seit 1806 König von Bayern 137

- Maximilian von Modena-Este, Erzherzog 178
- Mazis, de 26
- Meerveldt, Maximilian, Graf von, österr. General 253
- Melas, Michael Friedrich Benedikt, Baron von, österr. General 92-95, 395
- Méneval, Baron von, französ. Gesetzgeber und Geheimsekretär Napoleons 197-198
- Menou, Jacques François, Baron von, französ. General 29-30, 64, 66, 75
- Metternich, Klemens Lothar Wenzel, Fürst von, 1773-1859, seit 1809 leitender Minister in Österreich 173, 196, 211, 242-243, 257, 260, 313, 346-347
- Michelangelo 38
- Mignet, François Auguste, franz. Historiker, Verfasser der „Geschichte der Französischen Revolution“ 14
- Milhaud, französ. Reitergeneral 284, 286
- Miot de Mérito, André François, Graf von 58, 258, 334
- Molitor, Gabriel Jean Joseph, 1770-1849, Marschall von Frankreich 179
- Moncey, Adrien Janot de, 1754-1818, Herzog von Conegliano, Marschall von Frankreich 93, 159, 162, 170
- Monge, Gaspard, 1746-1818, französ. Mathematiker und Physiker 358
- Montholon, Charles Tristan de, Graf von Lee, 1783-1853, französ. General, Begleiter Napoleons nach St. Helena 26, 291, 296, 299, 303-304, 402, 426
- Moore, Sir John, engl. General 171
- Moreau, Jean Victor, 1763-1813, Revolutionsgeneral, Rivale Napoleons 15, 53, 92, 96-98, 107-108, 246, 395, 423
- Mortier, Edouard Adolphe, 1768-1835, Herzog von Treviso, Marschall von Frankreich 130, 152, 159, 191, 227, 264-266
- Moulin, Mitglied des Direktoriums 79
- Mouton s. Lobau
- Muiron, französ. Oberst, Adjutant Napoleons, fiel 1796 in der Schlacht bei Arcole 31-32, 296
- Murad, Mameluckenbey 64-65, 68, 71
- Muraire, Präsident des Kassationshofes 325
- Murat, Joachim, 1771-1815, französ. General, Schwager Napoleons, Großherzog von Berg und Kleve, König von Neapel 30-32, 73-74, 130-131, 139, 151, 153, 162, 164, 173, 227, 232, 252-253, 256, 280-281, 343, 414-417, 421
- Napoleon II., 1811-1832, Sohn Napoleons und Marie-Louisens, König von Rom, Herzog von Reichstadt 197-198, 266-269, 280, 290, 304-305, 357-358, 404-405

- Napoleon III. (Charles Louis Napoleon), 1808–1873, jüngster Sohn des Königs Louis von Holland, 1848 Präsident der französischen Republik, von 1852–1870 Kaiser der Franzosen 305
- Napoleon Louis, Sohn von Louis Bonaparte 115, 194
- Narbonne-Lara, Louis, Graf von, 1755–1813, französ. General und Diplomat 213
- Neapel, König von s. Murat
- Neipperg, Adam Adalbert, Graf von, 1775–1829, zweiter Gemahl von Marie-Louise 269
- Nelson, Horatio, Viscount, 1758–1805, engl. Admiral 63, 67, 117–118, 127–128
- Ney, Michel, gebürtig aus Saarlautern, 1769–1815, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall von Frankreich 137, 150–151, 153, 159, 170, 191, 222, 229–230, 239–241, 243, 245, 249–250, 253, 267, 269, 276, 284–286, 369, 379, 394, 415, 420–422
- Nodier, Charles 191
- Nostitz, Carl, Graf von 182
- Odeleben, E. O., Frhr. von, sächs. Major, 1813 im Stabe Napoleons, Verfasser von „Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813“, Dresden 1816, 337, 340, 347–348, 379, 386–387, 392
- Olsufiew, russ. General 262
- O'Meara, Barry Edward, 1786–1836, Arzt Napoleons auf St. Helena, Verfasser von „Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena“, 1822 112, 176, 299, 301, 304, 345, 351–352, 373
- Oriani, Barnabé, 1752–1832, ital. Mathematiker und Astronom 358
- Ossian 357
- Osten-Sacken, Fabian Gottlieb, 1752–1837, russ. Feldmarschall 262
- Otranto, Herzog von s. Fouché
- Ott, österr. General 93
- Oudet, franz. Oberst 191
- Oudinot, Nicolas Charles, 1767–1847, Herzog von Reggio, Marschall von Frankreich 159, 184–186, 218–220, 230, 243–245, 248–249, 263
- Palafox y Melci, José de, Herzog von Saragossa, span. General 170
- Palm, Johann Philipp, 1766–1806, Buchhändler, Verleger der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ 146
- Paoli, Pasquale, 1725–1807, korsischer Freiheitskämpfer 17–21, 307
- Pasquier, Etienne Denis, Herzog von, 1767–1862, französ. Staatsmann 289
- Paul I., 1754–1801, seit 1796 Kaiser von Rußland, wurde durch eine Palastrevolution ermordet 89, 98, 123

- Pelet, J. J. G. 430
Phélippeaux, französ. Emigrant 71
Philippeaux, französ. Revolutionär 24
Phull, russ. General 216
Pichegru, Charles, 1761–1804, französ. General 55–56, 107–108, 395, 423
Pitt, William, der Jüngere, 1759–1806, brit. Staatsmann 90–91, 139–140
Pius VI., 1717–1799, seit 1775 Papst 51, 86
Pius VII., 1740–1823, seit 1800 Papst 114, 192–193
Plutarch 19
Poniatowski, Joseph Anton, Fürst von, 1762–1813, französ. General 149, 214, 222, 255, 417
Portalis, Jean Etienne Marie, 1746–1807, französ. Jurist und Staatsmann 100
Pradt, Dominique Dufour, Baron von, 1759–1837, Kirchenfürst und Diplomat 343
Provence, Graf von s. Ludwig XVIII.
Provera, österr. General 48–50

Quosdanovich, österr. General 43–44, 49

Racine, Jean Baptiste, 1639–1699, französ. Dramatiker 357
Raffl 188
Ragusa, Herzog von s. Marmont
Reille, Henri Charles, Graf von, französ. General 285
Rémusat, Claire Elisabeth Jeanne, 1780–1821, Palastdame der Kaiserin Josephine 76, 327
Rewbell, Jean François, 1747–1807, französ. Staatsmann, Mitglied der Direktorialregierung 58, 77
Rey, französ. General 48–49
Reynier, Ebenezer, 1771–1814, französ. Divisionsgeneral 70, 219, 255
Ricord, Volksrepräsentant der Revolutionsperiode 330
Robespierre, Augustin Bon Joseph 24, 330
— Maximilien, 1758–1794, französ. Revolutionär 15, 23–24, 33, 331
Roederer, Pierre Louis, Graf von 324, 362–363
Rosenberg, Franz Seraph, Fürst von, österr. General 185
Rosily, französ. Admiral 121, 127
Rostoptschin, Feodor Wassiljewitsch, Graf von, 1763–1826, russ. Staatsmann 223, 225
Rousseau, Jean Jacques, 1712–1778, französ. Schriftsteller, einer der Wegbereiter der Revolution 17, 407
Roustan, Leibmameluck Napoleons 385

- Sachsen-Teschen, Albert, Herzog von 182
- Sacken s. Osten-Sacken
- Said-Abu-Bekr, Pascha von Ägypten 65
- Saint-Aignan, Nicolas Auguste Marie Rousseau, Baron von, 1770 bis 1858, französ. Diplomat 157, 257
- Saint-Cyr, Laurent Gouvion, 1764–1830, Marschall von Frankreich 220, 225, 247, 252, 256
- Saint Hilaire, Emile-Marc de, französ. Schriftsteller 121, 272
- Saint Julien, österr. General 96
- Saliceti, Volksrepräsentant der Revolutionsperiode 22, 24, 330
- Savary, René, Herzog von Rovigo, 1774–1833, französ. General und Polizeiminister 135, 159, 426
- Savigny, Marie Jules César Lelorgne de 110
- Scharnhorst, Gerhard Johann David von, 1755–1813, preuß. General, Reorganisator der preuß. Armee 158, 167, 183, 211, 236–237, 239, 428
- Schill, Ferdinand von, 1776–1809, preuß. Major und Freikorpsführer 183
- Schleiermacher, Friedrich, 1768–1834, Philosoph 141
- Schulmeister, Charles Louis, Spion Napoleons 126
- Schwarzenberg, Karl, Fürst zu, 1771–1820, österr. Heerführer 197, 211, 214, 219–220, 225, 228, 236, 244, 250–252, 255, 259–263, 265, 422
- Ségur, Paul Philippe, Graf von, französ. Schriftsteller und Historiker (Memoiren, „Napoleon und die Große Armee 1812“) 134, 137, 145, 157, 214, 379, 400
- Serurier, Jean, 1742–1819, französ. General 44, 48, 50, 382
- Sieyès, Emanuel Joseph, Graf von, 1748–1836, französ. Staatsmann 76, 78–79, 83–85
- Smith, Sir William Sidney, engl. Admiral 72
- Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, 1769–1851, Marschall von Frankreich 132, 159, 171, 191, 283, 389, 418, 420, 423
- Speckbacher, Joseph, 1767–1820, Tiroler Freiheitskämpfer 177, 188
- Stadion, Johann Philipp Karl Joseph, Graf von, 1763–1824, österr. Staatsmann 173
- Staps, Friedrich, 1792–1809 190, 194, 350
- Stein, Heinrich Friedrich Karl Frhr. vom und zum, 1757–1831, deutscher Staatsmann und Patriot 141, 158, 167, 172, 225, 236, 428
- Stendhal s. Beyle
- Talleyrand-Périgord, Charles Maurice, Fürst von Benevent, Prinz von, französ. Staatsmann 86, 120, 136, 141, 162, 173, 267–269, 273–274, 278, 346, 418

- Tallien, Jean Lambert, 1767-1820, französ. Revolutionär 24
- Talma, François Joseph, 1763-1826, französ. Schauspieler 358
- Tauentzien von Wittenberg, Bogislaw Friedrich Emanuel, Graf, 1760-1824, preuß. General 249
- Teil, Jean du, französ. General 21
- Themistokles 296
- Thibaudeau, Antoine Claire, Graf von 353
- Thielmann, Johann Adolf, Frhr. von, preuß. General 288
- Thiers, Adolphe, 1797-1877, französ. Staatsmann und Geschichtsschreiber („Histoire du Consulat et de l'Empire“, 29 Bde., 1845 bis 1869) 157, 186-187, 422
- Tormassow, russ. General 219-221, 239
- Toussaint l'Ouverture, François Dominique, 1743-1803, Negerführer von Haiti 111
- Trouchet, Mitglied des Staatsrates 100
- Tschernischew, Alexander Iwanowitsch, Fürst von, 1786-1857, russ. Feldherr 209
- Tschitschagow, Wasilij, russ. Admiral 225, 228, 230-231
- Turenne, Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de, 1611-1675, französ. Feldherr 304, 364, 368
- Vandamme, Dominique Joseph, Graf von Hüneburg, 1771-1830, französ. General 184, 246-247
- Vaubois, Henri, 1748-1839, französ. General 44, 47, 383
- Verhuel, Carel Henrik, Graf von Zevenaar, holl. Admiral 411
- Victor, Claude, 1764-1841, Herzog von Belluno, Marschall von Frankreich 94, 153, 159, 191, 224, 230-232
- Villeneuve, französ. Admiral 113, 117-121, 127-128
- Voltaire, François Marie Arouet de, 1694-1778, französ. Philosoph und Dichter 13, 168, 357
- Walewska, Maria, Gräfin von 149-150, 207
- Wellesley s. Wellington
- Wellington, Sir Arthur Wellesley, Herzog von, Fürst von Waterloo, 1769-1852, engl. Feldherr 167, 192, 204, 243, 281, 283, 285-288, 293, 306
- Wencker-Wildberg, Friedrich, Historiker („Napoleon, Die Memoiren seines Lebens“, 16 Bde., Gutenbergverlag) 16, 137, 162
- Wieland, Christoph Martin 168, 357
- Whitworth, engl. Gesandter 111-112
- Wilhelm III. von Oranien, 1650-1702, König von England, Erbstatthalter der Niederlande 91
- Wintzingerode, Ferdinand, Frhr. von, russ. General 259, 263-264

Wittgenstein, Ludwig Adolf Peter, Fürst von Sayn-W.-Ludwigsburg,
1769-1843, russ. Feldmarschall 218-221, 225, 228, 231, 239, 241
Wrede, Karl Philipp, Fürst von, 1767-1838, bayr. Feldmarschall
184, 256, 261, 265, 391
Wurmser, Dagobert Siegmund, Graf von, 1724-1797, österr. Feld-
marschall 43-48, 52, 350
Würzburg, Großherzog s. Ferdinand

Yorck von Wartenburg, Ludwig, Graf, 1759-1830, preuß. Feldmar-
schall 236-237, 256, 262, 264, 428
— Maximilian, Graf, 1850-1900, Oberst und Militärschriftsteller
(„Napoleon als Feldherr“, 2 Bde., 1885-1886) 122, 133, 176-177,
219, 224, 227, 229, 395-396, 417, 429, 431

Ziethen, Hans Ernst Karl, Graf von, preuß. General 287

INHALT

Erster Teil

Vorwort	7
Ein Stern geht auf	13
Ein Mann macht Geschichte	75
Wetterleuchten	156
Der Stern versinkt	227

Zweiter Teil

Die Persönlichkeit.	317
Der Soldat	362
Ursachen seines Sturzes	400

Zeittafel über die wichtigsten Ereignisse im Leben Napoleons . .	435
Namensverzeichnis	440

Verzeichnis der Abbildungen

1. David: Bonaparte als Erster Konsul (Titelbild)	
2. Gros: Napoleon bei Arcole	48
3. Philippoteaux: Bonaparte in der Schlacht von Rivoli . . .	49
4. Charles Louis Lingée nach einer Zeichnung von Jean Baptiste Isabey: Napoleon in Malmaison	64
5. Gérard: Napoleon im Krönungsornat	65
6. David: Napoleon	176
7. Vernet: Napoleon in der Schlacht von Wagram	177
8. George Maile nach Nicolas-Toussaint Charlet: „Biwak“ . .	192
9. Northen: Napoleons Rückzug aus Rußland	193
10. Yvon: Marschall Ney deckt den Rückzug aus Rußland . .	240
11. Charlet: Am Vorabend von Belle Alliance	241
12. Raffet: Rückzug des „bataillon sacré“ bei Belle Alliance .	256
13. Bellangé: Rückkehr von der Insel Elba	257
14. Meissonier: Napoleon im Jahre 1814	304
15. Delaroche: Napoleon bei Fontainebleau	305
16. Totenmaske	320
17. Totenmaske	321
18. Jean Paul Laurens: Nach der Schlacht von Belle Alliance	416

Von den Bildern verdanken wir Nr. 4 und 8 der Graphischen Sammlung, München. Die Photos Nr. 1, 2, 3, 5, 7, 10, 11, 13, 14 stammen von Braun & Co., Dornach i. Els.; Nr. 6, 9, 15 von Franz Hanfstaengl, München; Nr. 16 und 17 vom Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

